This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

UC-NRLF
$B 41 186

YC 27685

Digitized by Google

folk-lore

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received JAN 7 1892, *18*

Accessions No. 46608 *Shelf No.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Volkssagen.

Digitized by Google

Neue

Jugend- und Hausbibliothek.

Vierte Serie.

Mit

vielen Tonbildern, zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, kolorierten Bildern, Karten ꝛc.

Der neuen Folge

fünfter bis siebenter Band.

Unsre Vorzeit.

Herausgegeben von

Dr. Wilhelm Wägner und **Dr. Jakob Nover.**

Dritter Band:

Deutsche Volkssagen.

Von

J. Nover und **J. Wägner.**

Illustriert von Erdmann Wagner.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1891.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wittekinds Flucht. S. 96.

Digitized by Google

Unsere Vorzeit.

Deutsche Volkssagen

[illegible]

von

Dr. [illegible] Meyer und [illegible]

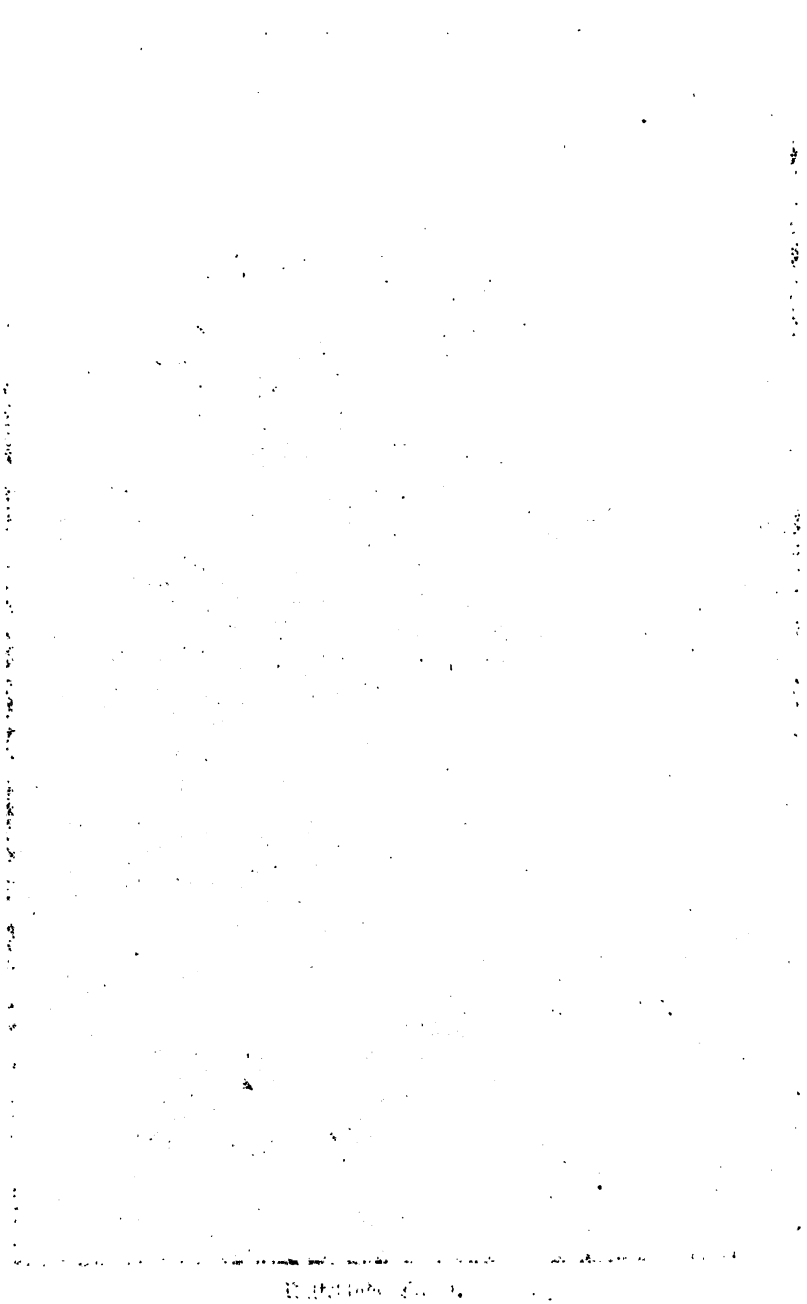
[illegible]

Leipzig.

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google



Digitized by Google

Unſre Vorzeit.

Deutſche Volksſagen.

Erzählt für Jugend und Volk

von

Dr. J. Nover und J. Wägner.

Mit 25 Vollbildern nach Zeichnungen von Erdmann Wagner.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Leipzig.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1891.

Digitized by Google

GR139
W2
v.3

Verfasser und Verleger behalten sich das ausschließliche Übersetzungsrecht vor.

46608

Leipzig: Spamersche Buchdruckerei.

Digitized by Google

Vorwort.

Die schon zu Lebzeiten des hochverdienten Verfassers der Werke „Hellas", „Rom" und „Unsere Vorzeit" von dem Unterzeichneten angeregte Fortsetzung des letztgenannten Werkes durch den nunmehr vorliegenden Band über die deutschen Volkssagen hatte damals sowohl bei Herrn Dr. Wägner als bei der Verlagsbuchhandlung lebhaften Anklang gefunden. Herr Dr. Wägner gab seine Zustimmung, mit dem Unterzeichneten den in Rede stehenden dritten Band gemeinschaftlich herauszugeben, während der damalige Chef der Verlagsfirma, Herr Otto Spamer, in der gedachten Anregung nur eine schon längst von ihm selbst geplante Idee begrüßte.

Da aber bald hernach beide genannte Männer fast gleichzeitig (Ende November und Anfang Dezember 1886) aus diesem Leben abgerufen wurden, so trat die Ausführung des Planes zunächst zurück und konnte erst zu einer günstigeren Zeit, etwa vor Jahresfrist, ernstlich in Angriff genommen werden.

Bei solchem Beginnen handelte es sich in erster Linie um die schwierige Aufgabe, diesen dritten Band unserer Vorzeit im Geiste des verstorbenen Verfassers, dessen Werke sich eines so allgemeinen Beifalls des gebildeten Publikums erfreuen und bereits mehrere Auflagen erlebt haben, zu halten und durchzuführen. Mit Rücksicht hierauf kamen die Beteiligten überein, mit einem Erben des Namens und Geistes des verstorbenen Verfassers, J. Wägner (durch langjähriges Zusammenwirken mit dem Verstorbenen mehr als ein

Digitized by Google

andrer in dessen Geist, Denkweise und litterarische Thätigkeit eingeweiht) eine Verbindung für die Herstellung des vorliegenden dritten Bandes zu erzielen. Es glückte in der That, eine so ersprießliche Verbindung herbeizuführen, und Dank solchem Entgegenkommen ist aus der gemeinschaftlichen Arbeit mit dem Unterzeichneten der vorliegende Band hervorgegangen, welcher sich hoffentlich einer gleichen Gunst wie seine Vorgänger bei dem Publikum erfreuen wird.

Während, wie unseren Lesern zum größten Teil bekannt sein wird, in dem ersten Bande von „Unsre Vorzeit" die „Nordisch-germanischen Götter- und Heldensagen" und in dem zweiten die „Deutschen Heldensagen" behandelt sind, beschäftigt sich der hier vorliegende dritte Band mit den beliebtesten deutschen Volkssagen, die, auf den besten Quellen fußend, für die reifere Jugend und das größere gebildete Publikum möglichst in populärer Darstellung gehalten sind. Die Verlagsbuchhandlung war bemüht, diesen dritten Band in jeder Beziehung würdig auszustatten und werden besonders die wahrhaft künstlerischen Illustrationen Erdmann Wagners unserm Buche viel Freunde gewinnen.

Es sind in demselben als selbständige, von J. Wägner ausschließlich herrührende Stücke die Abschnitte „Der gehörnte Siegfried", „Die schöne Magelone", „Griseldis", „Hirlanda", „Genoveva" und „Der Graf im Pflug" hervorzuheben.

Dr. Jakob Mayer.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Reineke Fuchs	3
Der gehörnte Siegfried	71
Karl der Große	93
Kaiser Otto mit dem Barte	112
Der gute Gerhard	119
Friedrich Rotbart	136
Heinrich der Löwe	146
Die schöne Magelone	151
Der arme Heinrich	178
Griseldis	186
Die Schildbürger	217
Kirlanda von Bretagne	234
Doktor Faust	260
Genoveva	287
Till Eulenspiegel	308
Der Graf im Pflug	338
Fortunatus und seine Söhne	353

Digitized by Google

Bilder-Verzeichnis.

Wittekinds Flucht	Titelbild
Braun in der Falle	Seite 10
Reinecke vor Gericht	„ 22
Isegrimm liest den Kaufpreis für das Fohlen	„ 40
Reinekes Vorbereitung zum Kampfe	„ 58
Eugel weissagt Siegfried sein nahes Ende	„ 86
Siegfrieds Tod	„ 90
Heinrich von Kempen rettet den König	„ 114
Wiederfinden	„ 130
Barbarossas Ende	„ 142
Herzog Heinrich in Gefahr	„ 148
Graf Peter erblickt die schöne Magelone	„ 154
Ein Seeadler raubt die Ringe	„ 172
Der arme Heinrich in dem Meierhofe	„ 180
Der Markgraf erblickt Griseldis	„ 190
Griseldis' letzte Prüfung	„ 214
Der tapfere Schildbürger	„ 230
Hirlanda im Kerker	„ 248
Das Gottesurteil	„ 254
Doktor Faust und des Bischofs Kellermeister	„ 272
Graf Siegfried bei der Zauberin	„ 292
Genoveva und der Wolf	„ 298
Eulenspiegel foppt den Hildesheimer Kaufmann	„ 326
Der Christensklave im weißen Gewande	„ 346
Das Geschenk der Fee	„ 358

Digitized by Google

Deutsche Volkssagen.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Reineke Fuchs.

Erstes Kapitel.

Das Maifeld.

„Der König Nobel gibt ein Fest,
Wozu er alles laden läßt,
Was geht, was fliegt, was läuft, was kriecht;
Nur Reineken, den Frevler, nicht.
Den klagt fast jeder an; allein
Sein Neffe Grimbart wäscht ihn rein.
Hahn Henning klaget neuen Schaden,
Braun geht, um Reinken vorzuladen.
(Soltau: Übersetzung.)

Es war im Wonnemonat Mai und das liebliche Pfingstfest war wieder angebrochen; die Natur lachte in ihrem Feierkleide, Blüten und Knospen brachen allüberall aufs neue hervor, und unter dem frischverjüngten Blätterdache schmetterten die Jubellieder der gefiederten Sänger, daß es eine Lust war.

Das war die Zeit, wo Nobel, der König der Tiere, eine große Volksversammlung und ein Hoffest abhielt, zu dem er durch seine Kuriere alle seine Vasallen in seinem weiten Reiche entbieten ließ. Da kamen mit Pauken- und Drommetenschall gar viele stattliche Herren mit stolzem Gefolge; gravitätisch sah man einherschreiten Lütken den Kranich und Markwart den Häher. Da rauschte es in den Lüften und erzitterte es auf der Erde. Sie kamen alle in reichem Gepränge, nur einer hielt sich fern vom Hofe, Reineke, der Fuchs, der hatte ein böses Gewissen, und wer übel thut, der scheut das Licht.

Und er that wohl daran, des Königs Nähe zu meiden; denn ob seiner Frevelthaten stand er bei allen übrigen Tieren in gar schlimmem Geruche. Kaum hatte Nobel den Reichstag feierlichst eröffnet, da erhob sich allerseits ein Klagen wider den Bösewicht, mit Ausnahme Grimbarts, des Dachses, der sein Neffe war.

Zuerst trat Isegrim, der Wolf, mit seiner ganzen Sippschaft vor und begann seine Klage folgendermaßen:

Digitized by Google

„Gnädigster Herr, hochwohlgeborener König, vergönnt mir bei des Reiches Würde und Eurem erlauchten Ansehen Beschwerde vorzubringen gegen Reineke, den Fuchs, der mich in Schande und Schaden gebracht. Erbarmt Euch, hoher Herr, meiner durch ihn geschändeten Familienehre, der Verhöhnung und Blendung meiner Kinder, die er mit seinem ätzenden Unrat stockblind gemacht hat. Als man ihn derohalben vor Gericht lud, vermaß er sich anfangs, es abzuschwören; doch als ich auf den Reinigungseid drang, entwischte er in seine Burg. Dies können mir, erlauchter Herrscher, die Edelsten Eures Reiches bezeugen. Ach, gnädiger Herr, ich würde in einer Woche nicht zu Ende kommen, wollte ich all die Schmach und Schande erzählen, die er auf mich und mein Haus gehäuft hat; ja, wenn alles Leder, das in Gent gemacht wird, zu Pergament verarbeitet würde, so würde es doch nicht reichen, alle Unbilden darauf niederzuschreiben, die ich von ihm erduldet. Aber am meisten geht mir die Schmach zu Herzen, die er meinem Weibe angethan und, was auch geschehen möge, meine geschändete Familienehre muß ich an ihm rächen."

Kaum hatte Isegrim sein Jammerlied geendet, so erhob auch ein kleines Schoßhündchen, Wakerlos, seine weinerlich-kläffende Stimme; es war in einer vornehmen Familie erzogen worden und sprach auch, wie alle gebildeten Leute, etwas Französisch: „A moi aussi il a fait bien du mal, ce fripon-la! Auch mir hat der Spitzbube viel Übles zugefügt. Eh bien! Ich besaß einmal ein leckeres Bratwürstchen, das stahl mir der Schurke mit Gewalt — mais oui! parbleu!"

Doch da fand Reineke unverhofft einen Fürsprecher in Hinze, dem Kater:

„Erlauchter Potentat!" so fiel er hastig ein, „Ihr mögt dem Reineke zürnen, den wohl alle mehr fürchten, wie Euch selber; doch, was hier der kleine Kläffer vorgebracht, ist erstens einmal eine alte, verjährte Geschichte und zudem gehörte die Wurst ursprünglich mir; ich nahm sie einst heimlich zur Nachtzeit einem schlafenden Müller hinweg, und Wakerlos verdankte sie nur meiner List."

Hier unterbrach der Panther den Kater und sprach:

„Freund Hinze, steht ab von Eurem Bemühen, den Angeklagten weiß zu waschen; es ist männiglich bekannt, daß er ein ehrloser Dieb und Mörder ist, ja, er würde sich auch nicht scheuen, sich an des Königs Ehre und Gut zu vergreifen, wenn er dabei einen fetten Bissen von einem Huhn erwischen könnte. Des zum Beweise will ich Euch nur erzählen, was er gestern an Lampe, dem Hasen, der hier vor Euch steht, für ein Bubenstück verübt. Er versprach, ihn unter dem Schutze des Friedens und sicheren Geleites

Digitized by Google

des Königs den christlichen Glauben zu lehren, ihn zum Kaplan zu machen und ließ ihn zu dem Ende vor sich niederknieen. So begannen sie beide das Credo zu singen, aber Reineke klemmte den armen Lampe zwischen seine Kniee und zauste ihm gehörig das Fell. Zufällig kam ich des Weges daher, den Bedrängten vorm Erwürgungstode zu schützen; hier könnt Ihr noch die frischen Wunden an der Kehle Lampens sehen, der doch wahrlich niemand etwas zuleide thut. Ich sage Euch, gestrenger Fürst, und euch allen, meine Herren, bleibt dies ungeahndet, dann fahre wohl Landfriede und sicheres Geleit, dann trifft den König und das Reich die Schuld, und noch lange nachher wird es des Herrschers Sprossen vorgeworfen."

„Ja, ja!" fiel hier wieder Isegrim ein, „das ist gewißlich wahr; Reineke thut nimmer gut, und besser wäre es für uns alle, die wir gern in Frieden leben, er wäre tot. Wird ihm aber jetzt wieder seine Missethat vergeben, so wird er binnen kurzem auch noch die berücken, die jetzt noch nicht von seiner Schuld überzeugt sind."

Da erhob sich Grimbart, der Dachs, Reinekens Bruderssohn, zu seiner Verteidigung und sprach mit kühnem Tone:

„Herr Isegrim, es ist ein altes Sprichwort: Feindes Mund thut selten Lobes kund! So handelt Ihr auch an meinem Ohm, den Ihr schwerlich so lästern würdet, wäre er heute bei Hofe erschienen und stünde er beim König in gleichem Ansehen, wie Ihr. Ihr würdet auch besser thun, die alten Geschichten ruhen zu lassen; weiß doch ein jeder, wie Ihr noch meines Oheims Genosse wart, und er gar mancherlei von Euch zu leiden hatte. Ja, einmal wäre mein lieber Onkel in herber Wintersnot um Isegrims willen beinahe ums Leben gekommen. Laßt es Euch erzählen: Es kam nämlich ein Fuhrmann mit einer Karre gefahren, auf der Fische lagen. Isegrim war lüstern danach, hatte aber kein Geld, sie zu bezahlen. Da opferte sich mein Onkel für Isegrim auf und legte sich wie tot dem Fuhrmann in den Weg; die Fische wären ihm beinahe teuer zu stehen gekommen. Denn als der Kärrner Reineken gewahrte, zog er sein Schlachtmesser und hätte ihm um ein Haar das Fell bearbeitet. Zum Glück rührte sich mein Ohm nicht, so hielt ihn der Fuhrmann für tot und warf ihn auf seinen Wagen, um ihm später den Balg abzuziehen. Nun schleuderte Reineke dem nachschleichenden Isegrim einige Fische herab und sprang dann selbst von der Karre, um auch seinen Teil von der Beute zu haben. Ja, prosit die Mahlzeit! Isegrim, der Nimmersatt, hatte sich damit den Bauch so voll gestopft, daß er schier bersten wollte und den Arzt zu Hilfe rufen mußte. Wie zum Hohne schob er seinem treuen Gefährten die Gräten zu, die er nicht selber fressen konnte.

Digitized by Google

„Ein andermal verriet Reineke dem Isegrim, wo ein fettes Schwein zum Räuchern an dem Herde hing, und beide schlichen selbander hin. Aber das Schwein ward meinem Ohm arg versalzen: leise kroch er zum Fenster herein und warf den Fraß herunter. Da fielen mehrere große Hunde, die das Haus bewachten, über ihn her und zerzausten ihm arg das Fell. Mit Müh' und Not entkam er zum lieben Freunde und heischte seinen Teil von der Beute; doch der hatte mittlerweile das ganze Schwein aufgezehrt. Grinsend warf er ihm das Krummholz, woran das Schwein gehangen, mit den höhnischen Worten vor die Füße: „Siehe, da habe ich dir noch ein fettes Stück zum Benagen aufgehoben." Reineke aber konnte vor Hunger nicht sprechen.

„Ja, gestrenger Herr und König, solcherlei Stückchen, die Isegrim an meinem Ohm verübt, könnte ich Euch wohl hundert erzählen. Das Schlimmste will ich verschweigen; kommt Reineke zu Hofe, mag er es Euch selbst erzählen. Was nun Isegrim von der Beschimpfung seiner Familie vorbringt, so hätte er besser daran gethan, seine eigne Schande zu verschweigen. Es ist wahr, daß vor mehr als sieben Jahren Reineke Isegrims Weibe, Frau Gieremund, bei einem Abendtanze die Kur schnitt, und sie ihm willig entgegenkam, doch sie hat sich ja nie darüber beschwert, noch ist sie daran gestorben. Wäre Isegrim klug, so verdeckte er seine Schande . . .

„Was nun der Hase klagt, ist Wischewäsche. Ist es etwa unrecht, wenn ein Lehrer seinen Schüler züchtigt, der seine Lektion nicht kann? Und gar die Beschwerde von Wakerlos! Ihr hört es ja, die Wurst, die war gestohlen, und wie gewonnen, so zerronnen! Gestohlen Gut thut niemals gut! Wer will es Reineken verübeln, daß er ihm die gestohlene Wurst wegnahm? Ja, er hätte ihn darob aufhängen können, doch er wollte dem König nicht in sein Amt greifen. Aber Undank ist der Welt Lohn. Seitdem der König Landfrieden und freies Geleite hat verkündigen lassen, thut Reineke niemand mehr etwas zuleide; nur einmal sättigt er sich des Tages, sperrt sich wie ein Klausner ein und kasteit sich den Leib, den ein härenes Gewand einhüllt. Wie einer, der ihn gestern besuchte, bezeugen kann, hat er seit einem Jahre kein Fleisch mehr gegessen, weder wildes noch zahmes. Seine Burg Malepartus hat er verlassen und wohnt in einer Klause. Bleich und mager von all den Kasteiungen sieht er aus und denkt nur an fromme Bußübungen. Und bei alledem wagt man ihn zu verklagen, natürlich hinter seinem Rücken; wäre er selber da, verstummten die Lästermäuler!"

Nach dieser Verteidigungsrede Grimbarts entstand eine lautlose Stille. Doch siehe da! was nahte plötzlich für eine seltsame Prozession! In gravi-

Digitized by Google

tätischer Trauer kam der Hahn Henning an der Spitze seiner ganzen Hühnerfippe in den Hof gefahren, und hinter ihm brachte man feierlich auf einer Totenbahre die Leiche von Frau Kratzfuß, welcher Reineke Hals und Kopf abgebissen hatte. Mit betrübter Miene schritt der Hahn auf den König zu, begleitet von zwei Verwandten, die bittere Thränen weinten. Kreiant hieß der eine, der beste Hahn zwischen Holland und Frankreich, und Kantart war der andre, ein kühner Kämpe und Biedermann. Es waren die edlen Brüder der gemordeten Henne und trugen beide brennende Kerzen. Von ihnen und den beiden Bahrträgern erhob sich großes Wehklagen; Henning aber trat vor und begann also:

„Gnädiger Herr König, geruht mich in Gnaden zu vernehmen über den Schaden, den mir und meinen Kindern Reineke angethan! In berechtigtem Vaterstolze begrüßte ich den Lenz mit meiner blühenden Kinderschar, zweimal zehn Söhnen und zweimal sieben Töchtern, die mich in Lebensluft umflatterten und umgackerten; alle hatte mir mein kluges Weib in eines Sommers Frist erzogen. Sie zu sehen in des Klosters Hof ihr Futter suchen, war eine wahre Freude; sie waren durch eine hohe Mauer und in der Hut von sechs treuen Hunden wohl geborgen. Das war Reineken, dem argen Diebe, ein Ärgernis, und oft umschlich er bei Nacht auflauernd den Hof. Doch die Hunde gaben wohl acht, verscheuchten ihn oft und zerzausten ihm einmal gehörig das Fell, so daß er lange Zeit nicht wiederkam. Aber jüngst erschien der heuchlerische Bösewicht und beteuerte uns, er thue in einem gestrengen Orden Buße und habe aller Fleischbegier entsagt; auch wies er mir ein königliches Schreiben mit Eurem Siegel, wonach der ganzen Tier- und Vogelwelt Friede und sicheres Geleit zugesichert ward. Dabei deutete er auf seine Kutte und sein Skapulier, zeigte ein Zeugnis seines Priors sowie ein härenes Gewand auf bloßer Haut. Mit dem gleißnerischen Gruße: „Gott dem Herrn empfehl' ich deine Seele, ich muß in meiner Klause die Sexte und die None und noch dazu die Vesper lesen", ging er Gebete murmelnd weg. Da ward ich fröhlich und guter Dinge, verkündete meinen Kindern die frohe Botschaft und daß sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten. Ahnungslos zogen wir alle hinaus ins Freie, wo uns der hinterlistige Schurke auflauerte. Heimtückisch verlegte er uns den Rückweg zur Pforte, faßte mein schönstes Kind aus der Schar und fraß es auf. Und nachdem er so einmal Blut geleckt hatte, konnte uns weder Jäger noch Hund mehr schützen; bei Tag und bei Nacht stellte er uns arglistig nach, bis er mein zahlreiches Geschlecht bis auf fünf herabgebracht. Noch gestern jagten ihm die Hunde diese meine Tochter ab, die er tot gebissen; o, gnädiger Herr, erbarmt Euch meines Herzeleids!"

Digitized by Google

Da sprach der König: „Nun, Herr Grimbart, seht Ihr jetzt, wie Euer Ohm so strenge fastet und sich kasteit? Fürwahr! läßt mich der Himmel noch ein Jahr leben, er soll es mir büßen!

„Eure Tochter aber, armer Henning, will ich würdig bestatten lassen, und dann wollen wir zu Rate gehen, wie wir den Frevel rächen."

Und so geschah's, man sang ihr die Vigilia und das Placebo Domino und was noch sonst der Brauch. Auf das Grab ward ein Marmorstein gesetzt, groß, viereckig und glattpoliert mit der deutlichen Inschrift:

„Hier ruht Kratzfuß, der Hennen beste,
Die immer Eier legte in dem Neste,
Wie konnte scharren sie und schaben!
Jetzt liegt sie unterm Stein begraben:
Tot hat sie Reineke gebissen;
Die ganze Welt, die soll es wissen,
Wie übel er an ihr gethan;
Steh still und weine, Wandersmann!"

Nunmehr entbot der König die Klügsten zur Ratsversammlung über die Mittel und Wege, wie man die Missethat an Reineken rächen solle. Da man aber seine Arglist kannte, so entschied man sich, ihn durch einen Gesandten zur Verantwortung vorzuladen; unweigerlich müsse er sich dem Gerichte vor Hofe stellen, und Braun, der Bär, sollte die Botschaft überbringen.

Derohalben wandte sich nun der König an diesen und sprach:

„Mein lieber Braun, Euch will ich mit dieser Sendung betrauen, aber seid klug und weise, auf daß Euch Reineke, der listige Ränkeschmied, nicht hintergehe; er wird es an Schmeicheleien und Lügen nicht fehlen lassen, um Euch wo möglich hinters Licht zu führen, also seht Euch wohl vor!"

Da erwiderte der Bär voll Selbstvertrauen:

„Des seid nur ganz getrost; ich schwöre es bei meinem heiligsten Eide, Gott soll mich bewahren, Reineke wird mich so leicht nicht über den Löffel barbieren; ich würd' es ihm schon wieder gehörig eintränken!"

Und so machte sich Braun in stolzer Siegesgewißheit auf den Weg.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Brauns Überlistung.

„Braun, der nach Honig lüstern ist,
Gerät durch Reinekens Hinterlist
Bei Nacht in eine Klemme fest,
Worin er Ohr und Klauen läßt.
Verstümmelt kommt der Bär zurück
Und klagt sein böses Mißgeschick.
Drauf wird zum Boten Hinz ernannt
Und hin zu Reineken gesandt."

Im Gefühle seiner Würde und voll stolzen Selbstvertrauens zog Braun durchs Gebirge und dann über eine weite Wüste, bis er zu einigen Hügeln kam, in deren Nähe Reinekens Burg Malepartus lag. Hier hielt sich der verschlagene Räuber besonders gern auf, wenn ihm Gefahr drohte. Deshalb machte Braun dort Halt, fand aber das Thor verschlossen und überlegte, was zu thun sei. Endlich rief er laut:

„Freund Reineke, seid Ihr da? Ich bin Braun und als des Königs Bote hergesandt; er hat es bei seinem Gotte geschworen, wofern ich Euch nicht mit mir bringe, Euch vor Gericht zu verantworten, so geht es Euch an Euer Leben, und droht Euch Galgen oder Rad. Drum rat' ich Euch im guten, kommt mit mir!"

Reineke, der drinnen lag, hatte alles wohlvernommen und dachte bei sich: „Könnte ich dir doch dein hoffärtiges Wort heimzahlen!" Dies überlegend zog er sich tiefer in die labyrinthischen Gänge seiner Burg zurück; es befanden sich aber darin mancherlei Löcher und Schlupfwinkel, die er nach Bedürfnis abschließen konnte, wenn er einen Raub barg; mitunter lief wohl auch ein dummes Tier unvorsichtig hinein, das dann von ihm abgewürgt ward. Hierher zog er sich, wenn er Nachstellungen befürchtete, zurück. Als er sich aber überzeugt hatte, daß Braun allein war, trat er beherzt hinaus und begrüßte ihn also:

„Willkommen, Ohm Braun, in meinem Heim! Entschuldigt, daß ich nicht sogleich öffnete, ich hatte gerade die Vesper gelesen. Gewiß bringt mir Euer Besuch nur gutes; Ihr seid mir jederzeit willkommen! Wer hat Euch nur zu diesem sauren Gang veranlaßt, Ihr schwitzt ja, daß Euch die Haare triefen? Wußte der König keinen geringeren Boten als Euch? Denn Ihr seid doch der Edelste an seinem Hofe. Doch wird mir Euer Rat beim Könige wohl frommen, zu dem ich ohnehin morgen zu gehen vorhatte. Es ist mir zwar heute recht elend zu Mute, denn ich habe mir den Magen an ungewohnter Kost verdorben; seht nur, wie mir davon der Leib geschwollen ist."

Da fragte Braun neugierig: „Was habt Ihr denn gegessen?"

Digitized by Google

„Ach!“ antwortete Reineke arglistig, „was kann Euch das interessieren, womit ein so armer Mann, wie ich jetzt bin, sein Leben fristen muß? Wenn wir nichts besseres haben, essen wir auch Honigscheiben. Davon habe ich heute auch aus Hunger soviel gegessen, daß ich Leibschmerzen habe. Soviel ist gewiß, daß mich nur die Not zu solcher Kost getrieben hat.“

„Ei, ei!“ fiel ihm da Braun eifrig in die Rede, „mißachtet Ihr so sehr den süßen Honig, der andern eine Leibspeise ist? Was gäbe ich um solch leckere Kost und wie würde ich sie Euch danken!“

„Ihr scherzt wohl gar!“ versetzte Reineke, sich dumm stellend.

„O nein! so wahr mir Gott helfe!“ erwiderte Braun erregt, „das ist mein voller Ernst.“

„Wirklich?“ fragte da der Rotfuchs lächelnd. „Dazu kann ich Euch verhelfen. Nicht weit von hier wohnt ein Bauer Namens Rüstevil, der hat soviel Honig, wie Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht gesehen.“

„O, führt mich hin!“ rief Braun, dem das Wasser im Munde zusammenlief, „ich will es Euch gedenken. Soll ich mich einmal an Honig sättigen, muß man mir es schon mit Scheffeln zumessen.“

„Nun gut!“ sagte Reineke, dem das gerade recht war. „Machen wir uns auf den Weg. Ich bin zwar noch schachmatt, doch was thu' ich nicht einem so lieben Verwandten und des Königs hohem Boten zuliebe; Ihr könnt es mir ja dereinst bei Hofe meinen Feinden gegenüber vergelten; ich will Euch Honigs die schwere Menge und vom allerbesten vortischen, mehr als Ihr vertragen könnt.“

Mit den letzten Worten dachte der arge Schalk an Prügel und er murmelte vor sich hin: „Warte nur, du Tölpel, wenn es mir gelingt, will ich dich schön auf den Honigmarkt bringen!“

So machten sie sich auf zu Rüstevils Haus, und gierig trottete der Bär im seligen Vorgefühl hinter dem schlauen Fuchse einher.

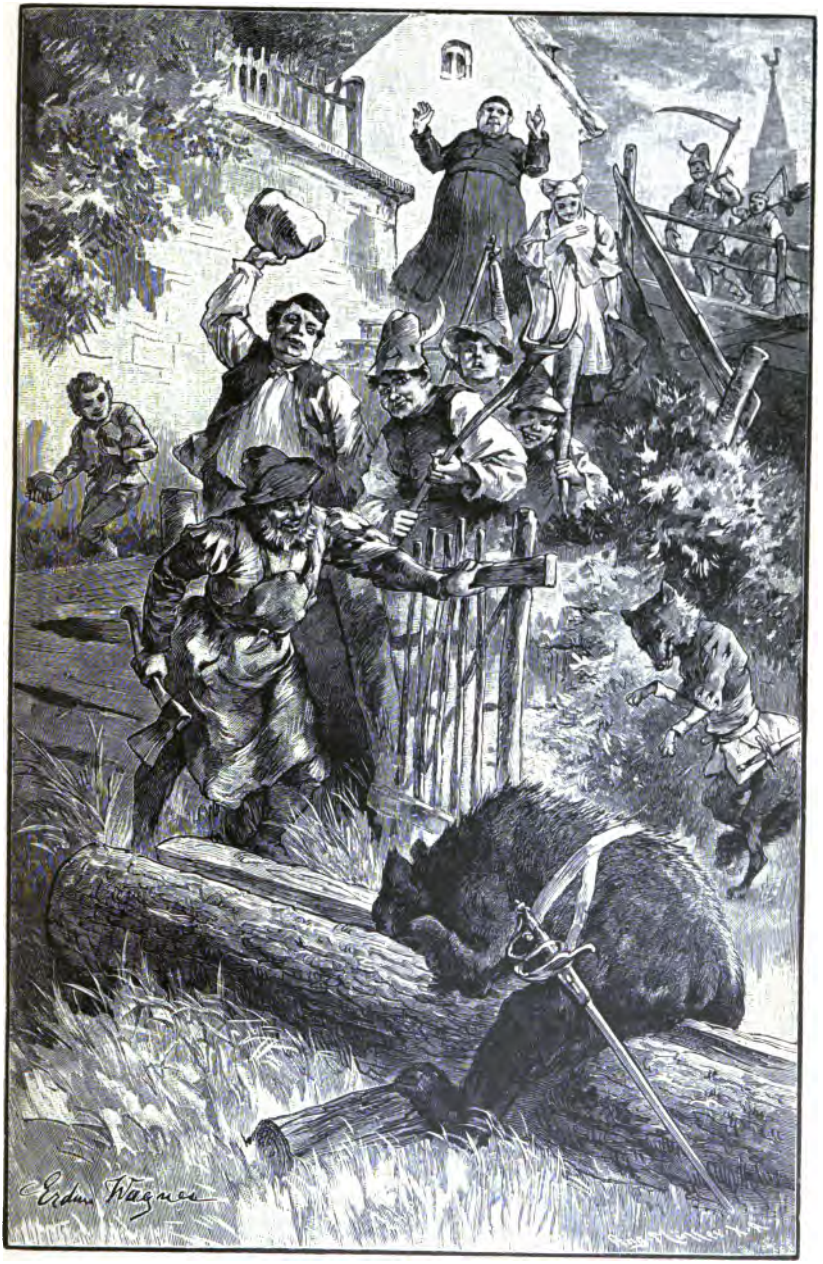
Nun war Rüstevil ein berühmter Zimmermann, und in seinem Hofe lag ein mächtiger Eichbaum, den er mit eingetriebenen Keilen zerspalten hatte; an der einen Seite klaffte das Holz schon eine Elle weit. Das wußte Reineke wohl und dahin führte er bei der Dunkelheit, nachdem sich Rüstevil schon zu Bette begeben, seinen lüsternen Genossen.

„Seht hier!“ so flüsterte arglistig der Schalk, „in diesem hohlen Baume ist mehr Honig, als Ihr glaubt; steckt nur recht tief den Kopf hinein, doch eßt mir nur nicht zu viel, er könnte Euch schlecht bekommen!“

„Seid unbesorgt“, entgegnete Braun, „ich bin kein Vielfraß“, und steckte den Kopf bis über die Ohren hinein, ja er wollte noch mit den Vorderfüßen nachhelfen.

Diesen Moment ersah sich Reineke und zog rasch die Keile heraus.

Digitized by Google



Braun in der Falle. S. 11.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

Da saß der arme Tolpatsch in der Klemme, und soviel er auch arbeitete, schalt und schmeichelte, der saubere Neffe ließ den geprellten Ohm stecken. Da fing er an zu heulen und mit den Hinterfüßen im Sande zu scharren, so daß Rüstevil erwachte. Als er den Lärm hörte, sprang er auf und nahm sich für den Notfall ein Beil mit. Mittlerweile pfiff Braun in Todesängsten und zerrte umsonst, er konnte nicht loskommen.

Als Reineke den Rüstevil mit dem Beile kommen sah, rief er höhnisch:

„Nun, wie geht es Euch, mein lieber Braun? Eßt nicht zu viel Honig! Sagt, wie schmeckt er Euch! Da kommt auch Rüstevil, Euch zu bedenken, sicherlich meint er's gut mit Euch. Wohl bekomm's!"

Und damit machte er sich rasch aus dem Staube gen Malepartus.

Als Rüstevil den Bären so gefangen sah, eilte er rasch ins Wirtshaus, wo, wie er wußte, noch ein Haufen Bauern beim Biere saß.

„Kommt schnell mit mir!" so rief er fast atemlos, „bei mir im Hofe hat sich ein Bär gefangen, wahrhaftig!"

Da folgten sie ihm alle nach und jeder nahm an Waffen, was er gerade fand, der eine die Mistgabel, der andre die Harke, der dritte einen Spieß, der vierte den Rechen, oder es riß sich jemand einen Zaunpfahl aus. Ja, sogar der Pfarrer und der Küster mitsamt der Pfarrersköchin, Frau Jutte, die den besten Grützenbrei weit und breit zu kochen verstand und ihren Spinnrocken jetzt im Stiche ließ, kamen dahergerannt, um dem armen Braun die Mahlzeit zu segnen. In dieser Angst und Not zog der gequälte Bär mit aller Gewalt den Kopf aus der Klemme, doch die Haut um die Ohren blieb ihm elendiglich zurück, so daß ihm das Blut in die Augen floß; die Füße brachte er gar nicht heraus. Endlich zerrte er auch diese los, doch die Klauen blieben zurück. Das war dem Braun ein bitterer Honig!

In hellen Strömen floß ihm das Blut in den Bart, und seine Füße schmerzten ihn so sehr, daß er weder gehen noch stehen konnte. Dazu kam noch, daß die ganze Horde über ihn herfiel und ihn weidlich mit Schlägen bedachte. Sie hieben und stachen nach ihm mit Gabeln, Hammer, Schaufeln und Spaten und versetzten ihm manch harten Puff mit Prügeln und mit Steinen. Zuletzt gab ihm Rüstevils Bruder mit einem derben Knüttel einen solchen Schlag auf den Kopf, daß er wie rasend unter die Weiber fuhr. Da fielen ihrer etliche lautkreischend ins Wasser, so daß der Pastor ängstlich rief: „O weh! da treibt meine Köchin im Wasser; zwei Tonnen Bieres geb ich zum Lohn, wenn ihr sie wieder herausfischt!" Da liefen alle schnell zum Bache und ließen Braun für tot daliegen. Während sie die Weiber aus dem Wasser zogen, kroch Braun vor Schmerzen brummend und sich windend zum Bache, da er lieber ersaufen, als von den Bauern

Digitized by Google

noch weiter geschlagen sein wollte. Aber siehe da! er konnte schwimmen und trieb trotz der Verwünschungen der Bauern mit der Flut von dannen. Höhnisch riefen sie ihm nach: „Du hast ja deine Ohren und Handschuhe hier zum Pfande gelassen; komm zurück und hole sie, du ehrloser Dieb!“

Unter Verwünschungen des Eichbaums, der ihn geklemmt, sowie Reinekens, der ihn in die Falle gelockt, trieb Braun mit der Strömung hinab, bis er endlich erschöpft und halbtot ans Land kroch.

Inzwischen war Reineke schadenfroh heimwärts gewandert, fing sich unterwegs ein Huhn, verzehrte es wohlgemut und lief zum Flusse, die fette Mahlzeit hinunterzuspülen. Dabei sprach er zu sich selber:

„Wie freut es mich, daß ich diesen täppischen Braun dem Rüstevil in die Hände geliefert! Er nennt sich zwar meinen Onkel, doch war er stets mein Feind, und es ist mir lieb, daß ich's ihm eingetränkt.“

Dieweil er so sprach, stieß er von ungefähr auf Braun, der wie tot im Sande lag. Als er aber entdeckte, daß er noch lebte, klagte er voll Unmut:

„O Rüstevil, du fahrlässiger Lump, wie konntest du dir einen so fetten Bissen entgehen lassen, der dir in die Hände lief! Aber es dünkt mich“, so sprach er, indem er den geschundenen armen Braun näher betrachtete, „er ließ dir ein Pfand zurück.“ Und auch jetzt konnte er trotz des kläglichen Anblicks das Höhnen nicht lassen: „Mein lieber Onkel Braun, es scheint mir, Ihr habt bei Rüstevil etwas vergessen; soll ich's ihm etwa sagen lassen? Mein Gott? Wer hat Euch denn so rot bemalt? Wie hat Euch denn der Honig gemundet? Wollt Ihr noch mehr zum selben Preise? Sagt mir doch, lieber Ohm, in welchem Orden habt Ihr Euch aufnehmen lassen? Was bedeutet das rote Barett auf Eurem Kopfe? Seid Ihr etwa Abt geworden? Doch wer Euch die Platte geschoren, war sehr ungeschickt, der hat Euch ja die Ohren mitgenommen. Wie? Es fehlt Euch ja der Schopf und die Backenhaut, und wo in aller Welt habt Ihr denn Eure Handschuhe hängen lassen?“

Braun, wie sehr ihn der Hohn reizte, konnte vor Schmerzen nicht sprechen; halb ohnmächtig kroch er wieder zum Wasser und ließ sich von der Strömung weitertreiben. Endlich kam er wieder ans Land und dachte in seinem Jammer: „So einer mich tot schlüge, wär' mir's recht; denn weitergehen kann ich nicht und doch muß ich meine Botschaft zu Hofe ausrichten.“ Und so schleppte er sich mühsam fort und erreichte nach vier Tagen sein Ziel.

Als ihn der König in diesem bejammernswerten Zustand erblickte, rief er aus:

„Seh' ich recht, ist dies unser Braun? Gott sei mir gnädig!“

Digitized by Google

Da erhob Braun seine klägliche Stimme:

„Ja, gnädiger Herr, ich bin es. So schändlich hat mich Reineke zugerichtet."

„Wie!" rief der König entrüstet aus, „Reineke hätte es gewagt, mir einen so edlen Herrn zu schänden! Bei meiner Ehre, dies soll schwer gerochen werden, so wahr ich Zepter trage und Schwert!"

Sofort trat der Rat zusammen und beschloß, Reineken noch einmal vor Gericht zu laden und Hinze den Kater zum Boten zu bestellen. Derohalben beschied der König Hinzen und legte ihm seine Botschaft ans Herz. Der Kater bezeugte anfänglich wenig Lust und meinte, wenn eine so stattliche Person wie Braun nichts ausgerichtet, sei er bei seiner kleinen unscheinbaren Figur wenig geeignet; doch der König meinte, darauf käme es nicht an, sondern auf List, und die besäße er.

„Nun gut!" sprach Hinze, „warten wir ein glückverheißend Zeichen ab!"

Drittes Kapitel.

Hinzens Überlistung und Grimbarts Sendung.

„Hinz wird auf einer Mäusejagd
Durch Reineken in die Falle gebracht.
Hinz kömmt zurück, der Dachs geht hin
Und wirkt geschickt auf Reinekens Sinn.
Er geht mit ihm; doch beichtet er
Dem Neffen seine Schuld vorher."

Bald darauf erblickte Hinze einen Martinsvogel, d. i. eine Krähe, im Gebüsch und rief: „Heil, guter Vogel, komm, laß dich zu meiner Rechten nieder!" Doch siehe da! zu des Katers Betrübnis setzte er sich zur Linken auf einen Baum. Obwohl ihm dies kein günstiges Vorzeichen schien, machte er sich doch auf gen Malepartus. Dort traf er Reineken vor seinem Hause und redete ihn folgendermaßen an:

„Bescher' Euch der gnädige Gott einen guten Abend! Der König bedräut Euer Leben, wenn Ihr nicht mit mir zu Hofe kommt."

Heuchlerisch versetzte da Reineke:

„Willkommen, mein lieber Neffe Hinze, Gott segne Euch!" Dabei aber erwog er im Geiste, wie er auch diesen unbequemen Gast los werden könnte. Nur um ihn zu kirren, hatte er ihn mit dem Verwandtschaftsnamen „Neffe" angeredet.

„Was kann ich Euch nur zu essen geben?" fuhr er scheinheilig fort, „gerne mache ich heute abend Euren Wirt und dann brechen wir morgen

Digitized by Google

früh auf. Denn ich wüßte mir von allen meinen Verwandten keinen, mit dem ich diese Reise lieber machen möchte. Der Vielfraß Braun erwies sich mir als schlechter Ratgeber und war mir zu ungefüge; nicht um 1000 Mark hätte ich mich ihm anvertrauen mögen. Aber mit Euch gehe ich morgen bei Tagesanbruch herzlich gern."

Hinze antwortete: „Warum so lange warten? Laßt uns sogleich zusammen aufbrechen; der Mond scheint hell, die Luft ist klar, vortrefflich marschiert's sich da auf freier Heide!"

„Nicht doch!" versetzte Reineke, „Nachtwandern ist gefährlich; gar mancher, der bei Tage grüßt, fällt des Nachts über uns her."

„Nun gut!" sprach Hinze, „aber wenn ich bleiben soll, so sagt mir, was Ihr für mich zu essen habt."

„Ach!" entgegnete der Fuchs, „wir behelfen uns hier mit schlechter Kost; aber süße Honigscheiben, die könnt Ihr haben."

„Die mag ich nicht", antwortete Hinze mißmutig, „habt Ihr denn keine fette Maus? Aus Honig mache ich mir nichts."

„Was hör ich?" fiel da Reineke ein, „ist das Euer Ernst? Da kann ich Euch helfen; ein Pfaffe wohnt hier in der Nähe, dessen Scheuer wimmelt von Mäusen; wie oft habe ich ihn darüber klagen hören!"

„Oh", unterbrach ihn Hinze hastig, „führt mich, wenn Ihr's gut meint, eiligst hin; kein angenehmeres Wildbret weiß ich mir als Mäuse."

Reineke erklärte sich bereit und so wanderten sie zusammen zur Scheune des Pfaffen, woraus ihm der schlaue Dieb des Nachts zuvor einen Hahn gestohlen hatte. Des Pfarrers Söhnchen Martinet hatte deshalb vor das durchgebrochene Loch einen Fallstrick gelegt; dies wußte Reineke wohl, war aber nicht so dumm, sich fangen zu lassen. Dort angelangt, sprach er arglistig zu Hinze:

„Kriecht nur durch dieses Loch, derweil ich draußen Wache halte; dort werdet Ihr die Mäuse haufenweise fangen; hört Ihr sie pfeifen? Habt Ihr Euch satt gegessen, kommt Ihr wieder zu mir heraus!"

Hinze besann sich eine Weile mißtrauisch und sprach:

„Steckt auch kein Trug dahinter? Den Pfaffen ist nicht zu trauen!"

„Ei!" versetzte da scheinbar beleidigt Reineke, „seid Ihr so argwöhnisch, kommt, dann laßt uns wieder heimgehen zu meiner Frau, die mag uns was vorsetzen, wenn's auch keine Mäuse sind."

Der Spott wirkte, Hinze schämte sich und kroch hinein. Aber plötzlich fühlte er sich gefangen und je mehr er zerrte, desto fester zog sich die Schlinge zusammen. Ängstlich rief er seinen Genossen zu Hilfe; der aber lachte sich ins Fäustchen und rief ihm höhnisch zu:

„Nun, Hinze, wie schmecken Euch die Mäuse? Wüßte der Pfaffe und

Digitized by Google

sein höfliches Bürschchen Martinet, wie Ihr hier sein Wildbret schmaust, sie brächten Euch den Senf dazu. Ist das Sitte bei Hofe, beim Essen so schön zu singen, so wollte ich doch, Isegrim wäre in dasselbe Loch gekrochen, wie schön wäre ich da an ihm gerächt!"

Mit diesen Worten ging er weg, Isegrims Weib, Frau Gieremund, in dessen Abwesenheit zu besuchen, einmal um ihr zu entlocken, was ihr Gatte wider ihn klage und dann um seine alten Verführungskünste bei ihr aufs neue zu versuchen. Er fand jedoch die Wölfin ausgegangen und nur ihre Kleinen zu Hause. Da konnte er seinen Spott nicht lassen und begrüßte sie mit folgenden Worten:

„Grüß Euch Gott, meine süßen Stiefkinderchen!"

Als dies die heimkehrende Wölfin erfuhr, eilte sie dem Spötter nach und überhäufte ihn mit Vorwürfen, ja sie wollte sich an ihm vergreifen, doch der durchtriebene Schalk kriegte sie wieder herum. So brachte sie nur das beschämende Gefühl mit nach Hause, daß sie, anstatt ihre Schande zu rächen, dieselbe noch vergrößert hatte.

Doch laßt uns nun sehen, wie es unterdessen Hinzen ging. Gar jämmerlich miaute der arme Kater in seiner Not, so daß es Martinet in seinem Bette hörte. Rasch sprang er heraus und freute sich, den Dieb gefangen zu haben. Da alles noch im Hause schlief, zündete er flugs ein Licht an und weckte seinen Vater mit den Worten:

„Steht auf, Vater, wir haben den Hühnerdieb gefangen!"

Da schlug der Pfarrer in Eile den Schlafrock um die Lenden und auch die Köchin kam mit einem Lichte. Martinet aber nahm einen Spieß von der Wand und griff damit den Kater an. Da regnete es Püffe auf seinen armen Kopf, und das eine Auge ward ihm ausgeschlagen. Auch der Pfarrer ging weidlich auf ihn los mit einem alten Besenstiel. Da sprang der Kater in seiner Verzweiflung dem Pfaffen zwischen die Beine, biß und kratzte und richtete ihn so zu, daß er ohnmächtig zu Boden fiel. Darüber erhob die Köchin ein Zetergeschrei und, während sich alle bemühten, den übelzugerichteten Pfarrer zu Bette zu bringen, versuchte Hinze sein äußerstes, den Strick zu zerbeißen, was ihm dann endlich auch gelang. Und froh, sein Leben gerettet zu haben, sprang er, wenn auch arg zerschlagen und schwer verwundet, zur Scheune hinaus. Unter Ächzen und Stöhnen erreichte er so endlich des Königs Hof bei der Morgendämmerung.

„Wahrlich!" so murmelte er zwischen den Zähnen, „der leibhaftige Satan hat mich diese Nacht dem Verräter Reineke in die Hände gespielt!"

Als ihn der König so übel zugerichtet sah und seine Leidensgeschichte erfuhr, ward er auf Reineken gar zornig und berief die weisesten und

Digitized by Google

besten seiner Barone, zu beratschlagen, wie man wohl den vielverklagten Verräter vor den Richterstuhl brächte. Da erhob sich Grimbart, der Dachs, und sprach also:

„Hier stehen allerdings viel Ankläger, doch wie schlecht mein Ohm auch sein mag, man soll ihn richten nach dem Rechte, das dem freien Mann zusteht und ihn zum drittenmal vorladen; kommt er dann nicht, so verurteile man ihn in contumaciam!“

„Das ist alles schön und gut“, erwiderte der König, „doch wer erkühnte sich, sein Auge und sein Leben zu wagen und vielleicht zwecklos?“

„Schickt mich hin!“ versetzte der Dachs, „ich fürchte nichts.“

„Nun gut!“ schlug der König ein, „zieht hin, Ihr kennt die Klagen, aber seid vor dem losen Schelm auf der Hut!“

Grimbart vermaß sich also, den Verklagten vor Gericht zu bringen, und wanderte gen Malepartus.

Dort fand er seinen Ohm Reineke inmitten seiner Familie.

„Ich grüße dich, Ohm Reineke“, so redete er ihn an, „Ihr seid doch sonst ein kluger Mann und wißt, wenn Ihr des Königs Gebot mißachtet, daß er mit Macht heranzieht, Euch in Eurer Burg zu belagern. Dann geht es Euch, Eurem Weibe und Euren Kindern an den Kragen; denn der Übermacht könnt Ihr nicht widerstehen. Drum rat ich Euch im guten, der dritten Ladung Folge zu leisten und mit mir zu kommen, zumal es Eurer List nicht schwer fallen wird, Euch durchzuhelfen. Habt Ihr doch schon größere Gefahr glücklich bestanden.“

„Ja, du hast recht“, entgegnete der Fuchs, „es ist das beste, ich gehe hin, mich selbst zu verteidigen. Der König wird schon Gnade üben, gedenkt er meines weisen Rats, ohne den der Hof ja nicht bestehen kann. Gibt er mir nur eine vertrauliche Audienz, so wird sein Zorn verrauchen und er einsehen, daß er meiner bei Hofe nicht entbehren kann. Darum sind mir viele auch nicht grün und trachten mir nach Ehr' und Leben. Doch ich will meine Sache selbst verfechten, damit mein Weib und meine Kinder nicht um meinetwillen zu Grunde gehen. Gegen des Königs Macht kann ich ja doch nicht ankämpfen, und so frommt mir ein guter Vergleich.“

Hierauf wandte sich Reineke zu seinem Weibe und fuhr fort:

„Frau Ermeline, ich empfehle dir meine Kinder zu treuer Pflege, besonders meinen Jüngsten, Reinhard; er ist noch klein und kaum sproßt ihm der zarte Flaum ums Mäulchen, er ist des Vaters Ebenbild. Und hier mein kleiner Spitzbube, der Rossel, ist mir nicht minder ans Herz gewachsen. Hüte sie wohl, ich lohn' es dir, komm ich dort frei.“

So verließ er unbestellt sein Haus, und sein Weib blieb in Trauer zurück. Kaum waren sie eine Weile gegangen, sprach er voll Bangen:

Digitized by Google

„Mein liebster Neffe, ich schwebe in Angst und Pein, als ob ich in den Tod ginge; dazu drückt mich die Reue ob meiner Sünden Last, so daß ich dir in Ermangelung eines Geistlichen beichten möchte, mein Herz zu erleichtern."

Da versetzte Grimbart: „Wenn Ihr Euch nicht ernstlich vornehmt, dem Raub und Diebstahl sowie dem Verrat zu entsagen, so nützt Euch Eure Beichte nicht viel."

„Das weiß ich wohl", erwiderte Reineke, „und also beginn' ich: Confiteor tibi, pater et mater — daß ich der Otter, dem Kater und noch manchem andern viel übles zugefügt und dafür Buße thun will."

„Halt!" fiel Grimbart ein, „sprich deutsch, ich versteh' ja kein Latein."

Reineke fuhr fort: „Auch hab' ich übles gethan an allen Tieren, so da jetzt leben, wie meinem Ohm, dem Braun und Hinzen. Auch der Hahn verklagt mich mit Recht, daß ich ihm seine Kinder geraubt. Ja selbst dem Könige und der Königin hab' ich unauslöschliche Schande zugefügt. Außerdem hab' ich absichtlich Isegrim beschimpft so viel, daß es mir an Zeit gebricht, es aufzuzählen. Er ist nicht mein Ohm, wenn ich ihn auch oft so nannte; er geht mich von Haut und Haar nichts an. Vor ungefähr sechs Jahren kam er zu mir ins Kloster Elemar, wo ich gerade meine Sünden abbüßte, und bat mich, ihm behilflich zu sein, er wolle Mönch werden. Demgemäß fing er sofort an die Glocken zu läuten; das klang ihm so lieblich, daß ich ihm auf seinen Wunsch die Füße an den Glockenstrang band. Doch er läutete so unbändig, daß alles Volk auf den Straßen zusammenlief und meinte, der Teufel sei los. Das hätte ihm beinahe das Leben gekostet. Nachher bat er mich, ich möchte ihm doch eine Platte scheren lassen. Das besorgte ich so gründlich, daß ihm die Schwarte davon zusammenschrumpfte. Einstmals lehrte ich ihn auch Fische fangen, wobei er viel Prügel bekam. Ein andermal führte ich ihn auf den Speicher eines Pfaffen im Jülicher Lande, wo viele Speckseiten hingen, aber wahrlich, dabei hat er sein Fett bekommen. Daselbst befand sich auch viel gesalzenes Fleisch in einem Troge; Isegrim brach ein Loch in die Wand und schlang soviel Fleisch, daß er nachher nicht mehr durch dieselbe Öffnung zurückkriechen konnte. Da machte ich großen Lärm, um den gefüllten Schlauch zum Platzen zu bringen. Ja, ich lief zum Pfaffen ins Zimmer hinein, wo er gerade bei Tische saß vor einem gebratenen Kapaunen. Ich schnappte ihm den fetten Bissen vor der Nase weg, und als der würdige Herr sich schreiend erheben wollte, warf er den ganzen Tisch mit Speise und Getränke über den Haufen. „Haut ihn, fangt ihn!" schrie er mir nach, verwickelte sich ins Tischtuch und fiel platt auf die Nase. Er raffte sich wieder beschmutzt vom Boden auf, und er mit seiner ganzen frommen Schar lief

Digitized by Google

mir nach. Ich rannte, was ich konnte, zum Speicher, wo der Wolf mit vollem Wanste im Loche stak, und hier mußte ich leider meine Beute fallen lassen, um rascher das Weite zu gewinnen. Indem der Pfaffe gierig wieder sein Huhn aufhob, gewahrte er den Wolf und rief: „Da sitzt ja noch ein weit größerer Dieb; entkäm' uns der, so gereichte es dem ganzen Jülicher Lande zur Schande!" Da prügelten die Bauern auf ihn los, bis sie ihn für tot hielten. Wenn einer das auf die Leinwand malen wollte, wie teuer er des Pfaffen Speck bezahlte, das müßte sich ganz kurios ausnehmen. Schließlich warfen sie ihn in eine Düngergrube, denn er hatte sich in seiner Angst besudelt, daß er nicht besser roch als der Mist. Dort lag er die ganze Nacht in Ohnmachten, und ich weiß nicht, wie er da wegkam. — Ein Jahr darauf gelobte er mir Treue, doch das hatte nicht viel auf sich; er spekulierte dabei nur auf Hühner. Um ihm wieder Prügel zuzuwenden, führte ich ihn einst zu einem Hahnenbalken, auf dem nachts ein fetter Hahn mit sieben Hühnern der Ruhe pflegte. Ich führte ihn um Mitternacht dahin und zeigte ihm eine Fensterluke, durch die er zuerst kriechen sollte. Ängstlich hin und hertastend kroch er voran und flüsterte: „Ich glaube, wir sind verraten; ich finde hier kein Huhn." — „Ja", sagte ich, „die vornen hab' ich schon früher weggeschnappt, du mußt tiefer hineinkriechen!" Plötzlich kroch ich wieder zurück und schlug mit Klappen den Fensterladen zu. Davon erschrak Isegrim so sehr, daß er von dem schmalen Balken herabfiel. Der Lärm hatte die schlafenden Knechte erweckt; sie sprangen in die Höhe, zündeten rasch Licht an und, als sie den Wolf fanden, prügelten sie ihn weidlich durch. So hab' ich ihn öfter in Not gebracht, mehr als mir jetzt einfällt. Auch hab' ich sein Weib Gieremund zur Untreue gegen ihn verführt. Das ist alles, worauf ich mich jetzt besinnen kann und was mir die Seele belastet, darum bitt' ich Euch, erteilt mir Absolution und legt mir eine heilsame Buße auf!"

Da brach der listige Grimbart eine Rute vom Wege, reichte sie Reineken und sprach: „Gebt Euch damit drei Geißelhiebe, legt die Rute auf den Platz, den ich Euch weise, und springt dreimal quer darüber, ohne zu straucheln. Alsdann küßt in Demut den Stab zum Zeichen des Gehorsams, dies sei Eure Buße! Sonach seid Ihr aller Eurer Sünden ledig bis zu dieser Stunde, soviel es ihrer auch gewesen!"

Unverdrossen that es Reineke, und Grimbart ermahnte ihn noch zu guten Werken, zum Psalmenlesen, Kirchengehen und Fasten, zu Almosen und guten Vorsätzen. Der Heuchler versprach es feierlich. Hierauf kamen sie an einem Nonnenkloster vorbei, vor dessen Hofe ein fetter Hahn mit seinen Hühnern stolzierte. Darum wies Reineke dem Grimbart nach dieser Richtung hin den Weg; denn lüstern schielte er nach der leckeren Beute,

Digitized by Google

und ehe sich's sein Beichtvater versah, hatte der reumütige Sünder den fetten Hahn im Genick, daß die Federn davonstoben.

„Unseliger Oheim!" rief da entsetzt der Dachs. „Wollt Ihr schon wieder um ein Huhn Euch so schwer versündigen, nachdem Ihr kaum gebeichtet? Das heiß' ich mir eine schöne Reu'!"

„Ach verzeiht mir, lieber Neffe", sprach der scheinheilige Sünder, „das habe ich nur so in Gedanken gethan, bittet Gott, daß er es mir gnädig verzeihe; ich will's gewiß nicht wieder thun!"

Nun wandten sie sich wieder seitwärts auf die Heerstraße, aber noch oft wandte Reineke den Kopf nach den Hühnern zurück; er hätte es nicht lassen können und wenn er ihn darum verloren hätte.

Das merkte Grimbart wohl und das Haupt schüttelnd, sprach er voll Verdruß: „Du unersättlicher Vielfraß, wie lässest du wieder deine Augen umhergehen!"

„Mein lieber Ohm!" versetzte der Gleißner, „das ist nicht schön, daß Ihr mich so in meiner Andacht stört. Laßt mich noch ein Paternoster sprechen für die armen Seelen der Hühner und Gänse, die ich jenen Nonnen abgelistet!"

Grimbart schwieg, doch noch oft wandte der Schelm den Kopf zurück, bis sie auf die rechte Straße kamen. Je näher sie aber dem Hofe des Königs kamen, desto kleinlauter ward Reineke, wenn er der schweren Klagen gedachte, die dort so mancher gegen ihn vorgebracht.

Viertes Kapitel.

Reinekens Verurteilung und Freisprechung.

„Wie Reineke vor Gericht sich stellt
Und viele schlaue Reden hält;
Doch endlich wird er überführt
Und wird zum Galgen hingeführt.
Zu beichten gibt ihm Nobel frei;
Er spricht von einer Meuterei;
Der König leihet ihm sein Ohr,
Er lügt ihm was von Schätzen vor."

Kaum hatte sich die Kunde am Hofe verbreitet, Reineke sei angekommen, da lief alles zusammen, groß und klein, ihn zu sehen, aber wenige sahen ihn mit Freuden. Reineke achtete des wenig, sondern wandelte mit seinem Neffen Grimbart sicheren Schritts daher. Mit stolzer Miene, als sei er des Königs eigner Sohn, als habe er kein Wässerchen getrübt, trat er vor Nobel hin und sprach:

Digitized by Google

„Großmächtiger König und erhabener Herr, bei Ew. Majestät geruht mich anzuhören als Euren treuesten Knecht, wenn auch hier viele sind, die mich aus Eurer Gunst verdrängen wollen. Doch ich vertraue Eurer Weisheit: Ihr werdet ihren Lügen keinen Glauben schenken; die Verräter suchen mich hinter meinem Rücken zu verleumden, dieweil ich allzeit Euer Bestes im Auge habe."

„Schweigt!" fiel da der König zornig ein, „Euer Schmeicheln nützt Euch keinen Pfifferling. Eure Frevel werden jetzt geahndet, daß Ihr den Landfrieden, den ich geboten und Ihr beschworen, gebrochen habt. Hier steht der Hahn, den Ihr seiner Kinder beraubt, und hier meine getreuen Braun und Hinze, die Ihr schwer geschändet, und da schwatzt Ihr noch von Liebe zu mir! Doch wozu noch viel der Worte? Das Maß ist voll, viele Kläger stehen hier, Eure Missethaten sind klar erwiesen, und darum wird der Stab über Euch gebrochen!"

Reineke wollte sich rechtfertigen:

„Was kann ich dazu, wenn dem Braun die Glatze noch blutet? Warum war er so vermessen, von Rüstevils Honig zu naschen? Warum ließ er sich mit den Bauern ein und doch war er ja viel stärker als sie und brauchte sich vom Wasser nicht forttreiben zu lassen. Und nun Hinze, dem ich Gastfreundschaft bot, mußte er in des Pfaffen Haus stehlen gehen, soll ich darunter leiden, daß es ihm übel dabei erging? Nein, gnädiger Herr, Ihr werdet Eure Macht nicht mißbrauchen; es ist wahr, Ihr könnt mich sieden, braten, hängen, köpfen, blenden, ich bin in Eurer Gewalt, Ihr seid der Stärkere, ich bin schwach und krank. Fürwahr, das wäre eine unedle Rache, wenn Ihr mich jetzt mit einem Stoß totschlüget. Ich aber will in meiner Sache ehrlich und aufrichtig sein."

Da trat der Widder Bellin auf und rief: „Die Gerichtssitzung ist eröffnet!"

Jetzt nahte Isegrim mit seiner Sippe, Hinze und Braun und noch gar viele andre, wie Lampe und der Esel Baldewein, der kleine Kläffer Wakerlos und der große Hund Rein, ferner der Bock Hermen und die Ziege Metze; auch das Wiesel und das Eichhorn liefen eifrig herbei. Dann kamen der Ochs und das Pferd und eine große Menge wilder Tiere, wie der Biber Bockert, der Hirsch, das Reh und Kaninchen, der Marder, Wildeber und das Hermelin. Von Vögeln stolzierten einher: Berthold der Storch, Markwart der Häher und Lütke der Kranich; geschäftig watschelten Tibke die Ente und Alheid die Gans herbei, alle klagten über den listigen Langschwanz, zumeist aber Henning mit seiner gackernden Kinderschar. Wer könnte sie alle nennen, die da zeugten wider den Fuchs?

Digitized by Google

So war da ein großes Parlament von solchen, die gegen ihn Klage führten, aber auf alles hatte er eine Antwort bereit. Wohl nie hat man an einem Gerichtstag mehr Klagen vernommen, aber auch nirgendswo schönere Ausflüchte. Doch es half ihm nichts, der unbescholtenen Zeugen waren so viele, daß seine Schuld klar zu Tage trat. Als der König das „schuldig" aussprach, stimmte der ganze Rat bei, und Reineke ward zum Tode verurteilt, zum Tode des Galgens. Da half ihm keine Widerrede mehr, wie vom Schlage getroffen ließ er sich binden und fortführen.

Nur wenige von Reinekens Freunden und Verwandten waren zugegen, die darob erschraken und sich betrübten: so der Gerichtsschöffe Martin der Affe und Grimbart der Dachs. Kein Wunder! War doch Reineke von Adel und ward jetzt aller Ehrenrechte verlustig erklärt und zu einem schimpflichen Tode verurteilt. Darüber verließen sie gekränkt des Königs Hof, und diesem that es leid, so manchen edlen Vasallen zu verlieren. Er wandte sich deshalb zögernd zu einem seiner Ratsherren und sprach:

„Es wäre doch noch zu bedenken; denn wie groß auch Reinekens Missethat sei, in seinem Geschlechte befindet sich mancher Edelmann, den man zu Hofe nicht wohl missen kann."

Indessen hüteten Isegrim, Hinze und Braun den gebundenen Schelm voll Haß und Schadenfreude, und als man den Galgen erblickte, sprach der Kater zum Wolf:

„Herr Isegrim! erinnert Euch jetzt, wie einst Reineke es fertig brachte, Eure beiden Brüder an den Galgen zu bringen und wie er selbst zu diesem Schauspiel hinausging voll Schadenlust. Das zahlt ihm nun tüchtig heim! Und Ihr, Freund Braun, gedenkt, wie er Euch in Nüstevils Hofe mitspielte und sich ergötzte, als man Euch da schlug! Paßt nur auf, daß der Schurke uns nicht entwischt, sonst wäre es mit unsrer Rache aus. Eilen wir uns, er hat es wohl um uns verdient!"

Isegrim versetzte: „Was helfen uns hier die Worte? Hätten wir einen Strick oder eine Leine, so wäre es bald mit ihm aus."

Reineke, der bis dahin geschwiegen hatte, fing nun auch an:

„Ihr wollt Euch gern rächen und besinnt Euch solange; Hinze, hätte er dran gedacht, hätte er seinen Strick von des Pfaffen Scheune mitgebracht. Und auch Ihr, Isegrim und Braun, habt es ja gar eilig, Euren Neffen umzubringen."

Der König und seine Ratsherren, auch die edle Königin und eine Menge Volks zogen mit, Reinekens Todespein mit anzuschauen. Isegrim aber und sein Anhang schärfte den Begleitern ein, auf den Delinquenten

Digitized by Google

wohl zu achten, auf daß er nicht entkäme, und besonders redete er so seinem Weibe zu:

„Ich beschwöre dich bei deinem Leben, halt' den Bösewicht nur fest, denn wenn er jetzt entwischte, würde er uns später nur noch mehr beschimpfen." Und ebenso redete er Braun und Hinzen zu, den Strick zu halten, er wolle die Leiter zurechtrücken.

„Bringt nur geschwind die Leiter her!" rief Braun, „ich will ihn schon festhalten wie ein Mann!"

Da jammerte Reineke: „Es pressiert Euch ja gar sehr, Eurem Neffen den Tod zu bringen, den Ihr doch beschützen solltet. Ich würde um Gnade flehen, wenn ich wüßte, daß es was nützte; aber Isegrim haßt mich zu sehr und hat selbst seinem Weibe geboten, ihm zu helfen; gedächte sie alter Zeiten, könnte sie es nicht über sich gewinnen, so aber muß ich es über mich ergehen lassen; wäre es doch schon vorüber! So erging es auch meinem Vater und bald war es aus mit ihm. Freilich hatte er nicht ein so großes Totengeleite. Schande über euch, wenn ihr es nicht kurz mit mir macht!"

„Hört ihr's", rief Braun, „wie er uns schon verflucht? Nun, seine Schurkerei hat bald ein End'!"

Da dachte Reineke in seiner Angst: „Könnte ich doch in meiner Not geschwind etwas ersinnen, mir Gnade zu erwirken und diese drei ins Unglück zu bringen! Könnte ich nur durch Schwatzen Zeit gewinnen, ich wollte ihnen schon allen ein Schnippchen schlagen."

Indem er so bei sich überlegte, hub er plötzlich an:

„Meine Herren! Angesichts des Todes, den ich vor Augen sehe, möchte ich, bevor ich aus der Welt scheide, dringend bitten, für mich beim König ein gut Wort einzulegen, mir zu verstatten, hier noch ein offenes Geständnis abzulegen, damit nicht meinetwegen später ein Unschuldiger leiden muß, auf daß der gütige Gott, der alles lohnt, auch meiner Seele desto gnädiger sei!"

Die Umstehenden wurden gerührt und meinten, sich zum König wendend, dies sei doch eine kleine Bitte, die man gewähren könne.

Der König winkte Gewährung, und Reineke, dem der Mut wuchs, fuhr also fort:

„So helfe mir, spiritus Domini; denn ich sehe hier keinen, dem ich nicht etwas zuleide gethan. Als ich noch ein kleiner Kumpan und kaum von der Mutterbrust entwöhnt war, da vergriff ich mich schon gern an jungen Lämmern und Ziegen, und köstlich schmeckte mir ihr süßes Blut. So ward ich immer dreister und fiel Hühner, Enten und Gänse an und,

Digitized by Google

Reineke vor Gericht. S. 22.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

was ich nicht fressen konnte, verscharrte ich im Sande. Eines Winters traf ich Isegrim am Rheine, der mir vorrechnete, er sei mein Ohm und mich veranlaßte, sein Gefährte zu werden. Wir gelobten uns Treue, was mich jetzt sehr reut, und gingen zusammen auf Raub aus: er stahl das Große und ich das Kleine, und gemeinsam wollten wir es teilen. Aber er machte es doch, wie er wollte, und brachte mich jedesmal um meinen Anteil. Ja, und war es einmal ein Ochs oder eine Kuh, so daß er es nicht allein auffressen konnte, so rief er sein Weib und seine sieben Kinder, und mir blieb kaum eine magere Rippe. Nun, ich litt es unverzagt, da mir, Gott sei Lob und Dank, mein reicher Schatz an Gold und Silber noch Mittel zum Unterhalt bot; denn der war so groß, daß ihn ein Wagen sicherlich nicht auf siebenmal wegbrächte....."

Da horchte der König hoch auf, als er von dem Schatz vernahm und fiel hastig ein: „Wie seid Ihr denn zu dem Schatze gekommen?"

„Ei!" versetzte geheimnisvoll der Fuchs, „eigentlich sollte ich es nicht verraten, doch da ich ihn ja nicht mitnehmen kann, will ich's Euch sagen, wenn es Euch Freude macht. Der Schatz war nämlich gestohlen; es war eigentlich bestimmt, Euch zu ermorden und es wäre auch sicherlich geschehen, wäre der Schatz nicht gestohlen worden. Hört Ihr's wohl, gnädiger Herr, daran war der vermaledeite Schatz schuld. Daß dieser Schatz so gestohlen ward, dafür hat mein Vater aus dieser Welt in die ewige Verdammnis fahren müssen, aber es gereichte Euer Gnaden zum Heil."

Als die Königin von einem Mordplan gegen ihren Gemahl hörte, erschrak sie sehr und sprach: „Bei der langen Fahrt, die Eure Seele erwartet, Reineke, bitte ich Euch, sagt die Wahrheit wegen des Mordes." Auch der König gebot Schweigen und hieß Reineken von der Leiter steigen, damit er ihn besser verstehen könne.

Nun schwoll dem Fuchse der Mut und, als er gar, vom Stricke befreit, zum König und zur Königin geführt ward, da dachte er bei sich:

„Wartet, jetzt will ich Euch aber etwas zusammenlügen! Könnte ich nur des Königs und der Königin Huld erwerben und meine Feinde ins Verderben stürzen und mich selbst erretten, wie schön wäre das! Aber dazu muß ich über die Maßen unverschämt lügen."

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Reinekens Lügerei und Pilgerfahrt.

„Wie Reineke, der falsche Wicht,
Vom eignen Vater Böses spricht.
Er gibt zum Schein die Stellen an,
Wohin er seinen Schatz gethan.
Der König gibt ihn los. Durch Lügen
Sucht er auch Urlaub noch zu kriegen,
Nach Rom auf Pilgerfahrt zu geh'n.
Der König läßt auch dies geschehn."

Nun vernehmet die Ränke, die Reineke, der durchtriebene Schelm, ersann, sich herauszulügen, wobei er selbst seinen seligen Vater übers Grab hinaus beschimpfte und auch seinen treuen Freund Grimbart verunglimpfte. Dies that er nur, um desto eher Glauben zu finden und seine Todfeinde in die Tinte zu bringen. Er sprach also:

„Mein Vater hatte einst an einem abgelegenen Platze den Schatz König Ermenrichs gefunden und ward dadurch sehr hochmütig; er verachtete seine früheren Genossen und sann auf Hochverrat. Darum entsandte er Hinzen in die Ardennen zu Braun und ließ ihm huldigen: er möchte doch, wenn er König werden wollte, gen Flandern ziehen. Dies gefiel Braun gar sehr, denn nach der Königskrone stand schon lange sein Sinn, und eiligst machte er sich auf nach Flandern, wo er meinen Vater traf. Dieser empfing ihn wohl und schickte Gesandte zu Grimbart und zu Isegrim. Da verhandelten denn die Viere zusammen, und Hinze war auch dabei; es war in einem Dorfe Ifte nahe bei Gent, wo sie in einer langen, düsteren Nacht ihr Komplott schmiedeten, ein Komplott, davon Gott nichts wissen sollte, wohl aber der Teufel und die schnöde Habgier mit Hilfe des Schatzes meines Vaters. Es ging auf Königsmord hinaus und auf Brauns Thronerhebung auf dem Stuhle zu Aachen. Dies ward auf Isegrims Haupt feierlich beschworen und, wer sich widersetzte von des Königs Verwandten oder Vasallen, der sollte durch Bestechung aus dem Wege geschafft werden. Ich kam auf folgende Weise dahinter. Grimbart hatte es in seiner Trunkenheit seinem Weibe unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut, und von der erfuhr es meine Frau. Die hat ihr zwar auch auf Ehr und Seligkeit zugeschworen im Namen der heiligen drei Könige, es nicht weiter zu schwätzen, aber insgeheim nahm sie sich vor, ihr Wort zu brechen, und kaum war sie zu Hause, so verriet sie mir alles und gab mir untrügliche Zeichen. Da war es aus mit meiner Fröhlichkeit, die Geschichte mit den Fröschen fiel mir ein, die einen König hatten

Digitized by Google

haben wollen, während sie doch frei lebten. Und Gott erhörte ihr Gebet, er sandte ihnen den Storch, der sie noch heute grimmig haßt und allezeit verfolgt. Jetzt kam ihre Reue zu spät: die einst frei im reichen Lande umherhüpften, seufzen jetzt unter dem Zwangsregimente des Storches Adebar."

„Seht!" — so wandte sich Reineke schlau zu den Neugierigen, die ihn umstanden und seinem Lügenberichte lauschten. — „Dies bedenkend, war ich besorgt um mein und euer aller Schicksal. Ja zumeist um Euer Los, gnädigster Gebieter, wenn mir nun auch diese Fürsorge schlimm gelohnt wird. Auch kannte ich gar wohl den boshaften und tückischen Charakter Brauns, und vor seinem launischen Regimente war mir bange. Dagegen kenne und verehre ich unsres hochgebornen Königs gnädigen und großmütigen Sinn. Bei dem Wechsel konnten wir nur verlieren. Und noch dazu einen so gemeinen Bauern und Vielfraß zum König zu erheben, welch ein Mißgriff! Darüber dachte ich wochenlang nach, und eins ward mir klar: Behielt mein Vater den Schatz, so konnte es ihm wohl gelingen, viele auf seine Seite und den König ums Leben zu bringen; darum suchte ich den Platz, wo er lag, auszuspionieren. Ich ließ mir also die Mühe nicht verdrießen, meinen Vater bei Tag und bei Nacht zu belauern. Endlich ward meine Ausdauer belohnt: einstmals sah ich meinen Vater aus einer Steinritze hervorkriechen und sich vorsichtig nach allen Seiten umschauen; er ahnte aber nicht, daß ich in der Nähe war. Da er sich unbeobachtet glaubte, verstopfte er die Öffnung wieder mit Sand und verwischte seine Fußspuren mit dem Schwanze. Da ging mir ein Licht auf, daß dort der Schatz verborgen war; als das Feld sauber war, öffnete ich das Loch mit den Füßen und kroch hinein. Wie staunte ich, als ich da einen großen Schatz von feinem Silber und Golde beisammen fand. Tag und Nacht schleppte ich mit Ermelin, meinem Weibe, ohne Karren das kostbare Gut beiseite. Inzwischen tagten die Verräter, mein Vater, Braun und Isegrim heimlich zusammen und sandten manche geheime Botschaft in auswärtige Lande, um Söldner zu werben. Geschäftig durchkreuzte auch in dieser Absicht mein Vater das ganze Land zwischen Elbe und Rhein, um dem Braun Anhang zu gewinnen. Als er im Sommer wieder heimkehrte, erzählte er viel von ausgestandenen Gefahren, besonders im Sachsenlande, wo vor den hohen Burgen die Jäger mit ihren Hunden ihn gehetzt, so daß er kaum dem Tode entronnen. Auch zeigte er die Namen von 500 Bundesgenossen aus Isegrims Geschlecht mit scharfen Zähnen und weiten Mäulern, ohne die Kater und Bären, die Braun beistehen wollten, ferner ein ganzes Hilfskorps von Dachsen und Vielfräßen aus

Digitized by Google

Thüringen und Sachsen unter der Bedingung, daß sie auf drei Wochen ihren Sold im voraus empfingen. Gott sei Dank, alles dies habe ich hintertrieben. Denn als mein Vater seinen Schatz heben wollte, fand er ihn zu seinem Schrecken nicht mehr, und leider hat er sich da vor Verzweiflung aufgehangen. So kam Brauns Projekt nicht zur Ausführung allein durch meine List. Aber seht, wie mir das Glück abhold ist! Braun und Isegrim sitzen jetzt im engsten Rat auf erhöhten Sitzen neben dem König, aber dem armen Reineke, der den eignen Vater aufgeopfert, um des Königs Leben zu retten, weiß niemand Dank. Wo gibt es uneigennützigere und aufopferungsfähigere Unterthanen zur Rettung ihres Herrn?"

Reinekens Erzählung hatte das Herrscherpaar besonders lüstern auf den Schatz gemacht und, nachdem beide den Schelm beiseite genommen, fragten sie nach dem Verbleiben desselben; der aber wich schlau aus:

„Was nützte es mich" — so sprach er — „Wenn ich dem König meinen Reichtum gönnte, der mich dafür zum Lohne aufhängen ließe? Ihr glaubt ja doch mehr den Mördern und Dieben, die mich verleumden und mir verräterisch nach dem Leben trachten."

„Nein!" — fiel die Königin beruhigend ein — „das wird nicht geschehen, der König wird Euch begnadigen, wenn Ihr Euch seines Vertrauens würdig erzeigt und nun besonnen werdet."

Da versetzte Reineke: „Wenn mich des der König versichert, mir meine Sündenschuld vergibt, will ich ihn steinreich machen."

Doch Nobel traute ihm noch nicht recht, aber die Königin wußte ihn zu überzeugen und meinte, diesmal dürfe man ihm wohl Glauben schenken, da er seinen eignen Neffen, Grimbart den Dachs, mit bezichtige und sogar den eignen Vater im Grabe nicht geschont habe. Nur zögernd ließ sich der König umstimmen und schwur bei seiner Krone: sollte noch einmal von Reineke der Friede gebrochen werden, so wolle er es an seiner Familie ahnden bis ins zehnte Glied.

Da wuchs Reineken wieder der Mut und er sprach:

„Es wäre doch thöricht, mein gütiger König, etwas zu behaupten, ohne es beweisen zu können; früh oder spät käme es ja doch heraus."

Und so schenkte ihm Nobel noch einmal Glauben, seine Missethat wie seines Vaters Hochverrat ward ihm vergeben. Wie jubelte Reineke im Innern! War er doch noch einmal der Todesqual entronnen. Unterthänig dankend pries er des Königs Gnade und der Königin Huld und verhieß es ihnen zu lohnen über alle Maßen. „Denn wahrlich!" — so sprach er — „Ihr habt es an mir verdient, daß ich Euch und niemand

Digitized by Google

sonst Ermenrichs Schatz ausliefere. So hört denn" — fuhr er fort — „wo er liegt: Im Osten von Flandern liegt ein weites, ödes Revier und ein Gehölz, mit Namen Husterlo und ein Brunnen dabei, Krekelpütz geheißen; in dieser Wildnis hausen sonst nur Eule und Schuhu; dort bei Krekelpütz liegt der Schatz. Merkt's Euch wohl! Dorthin müßt Ihr, mein gnädiger Gebieter, und Ihr, meine hohe Herrin, Euch aufmachen; denn ich wüßte keinen Boten, dem Ihr diese Sendung anvertrauen könntet. Darum müßt Ihr selber hin; seid Ihr an Krekelpütz vorüber, so kommt Ihr an zwei junge Birken; darunter liegt der Schatz unter Moos vergraben. Dort werdet Ihr unter andern Kostbarkeiten auch Ermenrichs Krone finden, die Braun bestimmt war, wäre sein Plan geglückt; außerdem sind dort Goldgeschmeide, mit Edelsteinen besetzt, die wohl mehrere 1000 Mark wert sind. Mein Herr und König! So Ihr dies findet, werdet Ihr gern meiner Treue gedenken und mich segnen."

Da antwortete der König: „Hört einmal, Reineke, Ihr müßt mir als Führer dienen; denn den Weg wüßte ich nicht zu finden. Ich habe wohl schon von Aachen, Lübeck, Köln und Paris gehört, aber mein Lebtag noch nichts von Husterlo und Krekelpütz; am Ende gibt es so was gar nicht, und ich fürchte fast, Ihr habt es selbst erfunden."

Reineke stellte sich nun beleidigt und sprach:

„Aber, mein Herr, ich sende Euch doch nicht aus der Welt, oder etwa, wo der Jordan fließt! Woher kommt Euch dieser schlimme Verdacht? Es liegt ja hier ganz in der Nähe in Flandern; ich will doch gleich einmal hier einige fragen, ob sie nicht Husterlo und Krekelpütz kennen." Damit rief er Lampen an, dem vor Schreck das Herz in die Hosen fiel; aber Reineke sprach ihm Mut ein:

„Mein lieber Lampe, seid nicht bange und sagt dem König bei Eurem Eid, ob Ihr nichts wißt von Husterlo bei Krekelpütz in der Einöde."

Lampe stotterte: „Krekelpütz liegt bei Husterlo im Gebüsch, jawohl! Der krumme Simonet, der Falschmünzer, hielt sich da lange auf ....., auch ich habe da manches erduldet, wenn mich Rein der Hund hetzte" ....

So log auch Lampe aus Angst vor Reineke schnell etwas zusammen, und gütig entließ ihn der jetzt. Da ließ sich der König täuschen und bat Reineken um Entschuldigung wegen seines Mißtrauens, bestand aber darauf, daß er ihn hinführen müsse. Doch der Schalk ersann schnell wieder ein neues Märchen, dieser Sendung auszuweichen:

„Ach, wie gern thäte ich das!" — versetzte er heuchlerisch — „doch ich befinde mich in des Papstes Bann, und mit einem Gebannten dürft

Digitized by Google

Ihr, mein König, doch nicht reisen. Ihr wißt doch, Isegrim trat einst in des Teufels Namen in einen Orden, konnte aber die von den Mönchen auferlegte Prüfung nicht bestehen; da er nun Tag und Nacht darob jammerte, erbarmte ich mich sein und verhalf ihm zur Flucht. Deshalb befinde ich mich im Bann und möchte wohl morgen mit Eurer Erlaubnis nach Rom pilgern, mir Gnade und Ablaß zu erwirken. Alsdann gelobt' ich eine Meerfahrt; komme ich dann nach verrichteter Buße wieder heim, dann ist meine Ehre wieder hergestellt und Ihr braucht Euch meiner nicht mehr zu schämen; jetzt aber müßt Ihr das Gerede scheuen!"

Das sah der König ein und wollte nun Lampen oder sonst wen mit nach Krekelpütz nehmen; er lobte Reinekens Vorsatz sehr und bewilligte ihm Urlaub zu seiner Pilgerreise nach Rom, sich vom Banne zu lösen.

Hierauf stellte sich Nobel auf einen erhabenen Stein und verkündete allen Tieren wie folgt:

„Schweiget ihr Tiere und Vögel insgesamt und höret mich an! Reineke, der hier steht und der heute gehängt werden sollte, ist wegen seiner großen Verdienste um den Hof wieder zu Gnaden gekommen und durch der Königin Vermittelung mein Freund geworden. Er ist frei mit Hab und Gut, mit Leib und Leben, und ihr sollt ihm, wie seinem Weibe und seinen Kindern allezeit Ehre bezeugen; ich will hinfüro keine Klage mehr wider ihn vernehmen; hat er gefehlt, so wird er sich bessern, morgen pilgert er zum Papst gen Rom und von da übers Meer, von dannen er nach erlangtem vollen Ablaß wiederkehrt."

Da sprach Hinze zornig zu Braun und Isegrim:

„O weh! Nun ist all unsre Mühe dahin. Wär' ich doch weit weg von hier. Jetzt geht's uns noch schlimmer; ein Auge habe ich bereits verloren; jetzt ist das andre in Gefahr."

Auch Braun und Isegrim waren sehr verstimmt und gingen zum hohen Herrscherpaar, um wider Reineken zu eifern, aber da kamen sie schön an. Zornig ließ sie der König binden, und so hatte sich Reinekens Sache an einem Tage plötzlich gewendet. Ja, der Erzschalk beutete die günstige Wendung noch zur Beschimpfung seiner Gegner aus.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Wie Reineke sich an seinen Feinden rächte, Lampen tötete und Bellin bethörte.

„Reineke weiß Mittel auszufinden,
Den Wölfen ihre Füße zu schinden.
Zum Ränzel gibt ihm Braun der Bär
Mit Schmerz ein Fell vom Rücken her.
Bellin muß ihm den Segen geben.
Lampe dem Hasen raubt ers Leben;
Wofür das arme Schafsgeschlecht
Die Schuld und auch die Strafe trägt."

Mit seinem unverhofften Glücke wuchs auch Reinekens Übermut. Zu seiner Ausstattung für die Pilgerreise verlangte er nichts Geringeres, als daß ihm vom Felle Brauns ein Ränzel zugeschnitten würde, ein Fuß lang und ein Fuß breit. So sehr auch Braun über die Schindung jammerte, es ward ihm aus dem Rücken ausgeschnitten. Doch damit war Reineke noch nicht zufrieden; er wandte sich an die Königin und sprach: „Meine hohe Gebieterin, ich bin Euer demütiger Pilger; es fehlen mir zur Ausstattung noch ein paar Schuhe; nun hat Isegrim deren vier an seinen Klauen und kann sehr wohl zwei davon entbehren; ebenso sein Weib Gieremund; davon könnte mir ein Paar zur Reserve dienen; sie bleibt ja ohnehin viel zu Hause." Dies sagte ihm die Königin zu, und er verhieß ihr dafür, sie in sein frommes Gebet mit einzuschließen. So geschah es; Isegrim büßte die Klauen seiner Vorderfüße ein bis zu den Knieen und sein Weib das Fell von den Hinterfüßen; sie verloren beide dabei beinahe das Leben und mußten noch dazu Reinekens Spott ertragen.

„Seht, Frau Base, ich muß jetzt Eure Schuhe tragen" — so höhnte er die Wölfin — „Ihr habt Euch sehr bemüht, mich zu verderben, jetzt hat sich das Blättchen gewandt und Eure jetzige Lage dankt Ihr mir. Nun, ich wünsche Euch alles Gute, Ihr seid mir ja doch die liebsten Verwandten; drum trage ich auch jetzt Eure Schuhe, und von dem Ablaß, den ich mir verdiene, sollt Ihr auch Euer redlich Teil haben; denn ich fahre jetzt über die See."

Frau Gieremund wimmerte nach Rache, aber Isegrim verhielt sich ganz still; denn zu den sieben himmlischen Freuden fehlte ihm gar viel. Braun erging es nicht besser; wie gern hätte Reineke auch Hinzen das Bad geheizt, wäre er nur dagewesen!

Am andern Tage schmierte Reineke seine neuen Schuhe und verabschiedete sich von der königlichen Majestät folgendermaßen:

„Herr, Euer Knecht ist nun bereit, die heiligen Wege zu wandeln, laßt Euren Priester mir zu meiner Pilgerfahrt den Segen spenden!"

Digitized by Google

Da rief der König seinen Kanzler, den Widder Bellin, der zugleich Hofkaplan war, und hieß ihn, Reineken das Ränzel und den Stab unter heiligen Segenssprüchen zu überreichen. Bellin aber trug Bedenken, weil sich Reineke im Banne befände, und fürchtete seine Vorgesetzten, den Bischof Ohnegrund, den Propst Losefund und seinen Dechanten Rapiamus. Doch der König versetzte ärgerlich:

„Was schiert uns der Bischof? Ihr hört ja doch, Reineke geht nach Rom und will sich bessern; wollt Ihr ihn etwa daran hindern?“

Da ergab sich Bellin wider Willen und murmelte über Reineke allerlei Formeln aus einem Buche, die keinen Zweck hatten.

Beim Abschied quetschte sich der Heuchler ein paar Thränen aus den Augen, aber wenn er etwas bedauerte, so war es nur, daß er nicht an allen seinen Feinden sein Mütchen gekühlt hatte. Dann bat er alle um ihr Gebet und machte sich rasch von hinnen; denn sein Gewissen drückte ihn schwer. Als der König seine Eile beredete, meinte er, man dürfe eine gute That nicht lange aufschieben. Auf Nobels Geheiß gab ihm der ganze Hof das Geleite, nur die gebundenen und geschändeten Ankläger Braun und Isegrim lagen in ihren Schmerzen da und wünschten sich oft den Tod.

So pilgerte Reineke, vom König hochgeehrt, zum heiligen Grabe. Dort hatte er freilich soviel zu suchen wie die Sau im Judenstall. Hatte er doch mit der ganzen Reise dem König nur eine Nase gedreht, und die, welche ihn verklagt hatten, mußten ihm sogar noch das Ehrengeleite geben. Noch einmal empfahl er dem König, seine gebundenen Feinde wohl zu bewachen als staatsgefährliche Verbrecher und, indem er ein einfältiges Gesicht schnitt, wie einer, der nicht drei zählen kann, schritt er fürbaß. Plötzlich stellte er sich traurig und sprach bewegt zu Lampen:

„Mein lieber Lampe, sollen wir uns schon trennen? Und Ihr, Freund Bellin? Wollt ihr mich nicht noch ein Stückchen begleiten? — Ihr beide thatet mir nie etwas zuleide und genießt einen so guten Leumund, daß ihr wohl geeignet seid, mich zu bessern; ihr führt einen so frommen, untadeligen Wandel, wie ich dereinst, als ich noch Klausner war; harmlos lebt ihr dahin und nährt euch bloß von Laub und Gras in Abstinenz von Fleisch und Brot und sonstiger Leckerei.“

Indem er sie also bethörte, lockte er sie bis zu seiner Burg Malepartus. Hier wandte er sich zu Bellin und sprach:

„Mein lieber Bellin, bleibt hier außen stehen, dieweil ich mit Lampen in meine Feste gehe; er mag mein Weib trösten, wenn sie um meine Abreise jammert; sie weiß noch nichts von meiner Fahrt.“

So köderte er die beiden mit süßen Worten, und Lampe ließ sich verleiten, mit hineinzugehen. Drinnen lag die Füchsin mit ihren beiden

Digitized by Google

Jungen in großen Sorgen um ihres Gatten Heimkehr. Wie erstaunte sie aber, als sie Reineken mit Ränzel und Stab wie zur Pilgerreise ausgerüstet vor sich sah! Besorgt rief sie aus:

„Wie ist es dir auf deiner Fahrt ergangen, mein lieber Reinhard?"

„Ich war bei Hofe gefangen", versetzte er — „doch der König ließ mich als Pilger ziehen, und Braun und Isegrim leisteten Bürgschaft für mich. Zur Sühne hat uns der König diesen Lampe gegeben, mit dem wir machen können, was wir wollen; denn er war es, der mich verriet. Dafür, mein liebes Weib, soll er uns büßen!"

Als Lampe dies hörte, erschrak er gar sehr und wollte fliehen, aber Reineke verlegte ihm den Weg und faßte ihn an der Kehle. Der arme Hase schrie erbärmlich nach Bellin um Hilfe, aber nicht lange dauerte dies Geschrei, so biß ihm der Fuchs die Gurgel ab. Einen solchen Empfang bereitete er seinem Gaste und forderte dann seine Frau auf, die Mahlzeit mit ihm zu teilen, indem er sagte:

„Der fette Bissen wird uns schmecken; dem albernen Gecken geschieht sein Recht; ich habe es ihm schon lange geschworen; jetzt wird er mich nicht mehr verklagen."

Damit fielen sie über den gewürgten Lampe her, auch die Jungen zerrten an seinem Balge herum, bis nichts mehr darin war. Die Füchsin aber wünschte dem König und der Königin alles Gute für den leckeren Fraß. Nachdem sie sich reichlich gesättigt, fragte Frau Ermelin neugierig:

„Aber wie bist du nur losgekommen, Reinhardchen?"

„Ja" — versetzte Reineke wichtig — „da würde ich viel Zeit brauchen, wenn ich dir genau erzählen wollte, wie ich den König und die Königin hinterging; kommen sie je dahinter, so wird sich das Band der Freundschaft, das dünn genug ist, bald lockern, und kriegt er mich dann zu fassen, so nützt mich nichts das reichste Lösegeld; ich hoffe dann auf keinen Pardon mehr, und sicherlich wird er mich dann aufhängen. Darum müssen wir fort nach Schwabenland, wo man uns nicht kennt. Dort leben wir nach des Landes Sitte. Ach! da gibt's köstliche Speise: Hühner, Gänse, Hasen und Kaninchen, Datteln, Zucker, Feigen und Rosinen; auch sonst gibt's da noch allerlei Vögel, groß und klein. Das Brot wird dort mit Butter und Eiern gebacken; das Wasser ist süß und klar und die Luft gar lieblich. Ferner schwimmen dort Fische in den Bächen, Gallinen (d. h. Hennen) genannt, die süßer schmecken als Rosinen und sonst noch mancherlei Sorten, genannt auca (d. i. Gans), gallus (Hahn) und pallus (Hühnchen), nach denen man nicht ins Wasser zu tauchen braucht. Davon aß ich zu der Zeit, als ich noch Ordensbruder war. Ja, Frauchen, dorthin müssen wir gehen, wenn wir in Frieden leben wollen. Der König gab mich los, weil

Digitized by Google

ich ihm den großen Schatz Ermenrichs verhieß, und ich schickte ihn nach Krekelpütz, aber er wird dort nichts finden, wie sehr er auch im Boden wühlen mag. Darüber wird er sehr zornig werden. Du kannst dir denken, was ich zusammenlog, um loszukommen; denn ich war nahe daran, gehängt zu werden und litt große Angst. Darum habe ich auch keine Lust, je wieder zu Hofe zu gehen; den Daumen, den ich schon in des Königs Mund stecken fühlte, habe ich glücklich wieder herausgebracht, und dank meiner Schlauheit zog ich den Kopf aus der Schlinge."

Betrübt antwortete Frau Ermelin:

„Aber warum sollen wir in ein andres, fremdes Land und ins Elend, während wir doch hier alles in Hülle und Fülle besitzen. Unsre Burg ist fest und trotzt des Königs Belagerung; im Notfall gewährt uns ein Hinterpförtchen ungehinderte Flucht; aber Euer Gelöbnis, zur See zu fahren, will mir nicht in den Sinn."

„Ach, was kümmert Euch der Schwur" — erwiderte Reineke — „besser geschworen als verloren — ein gezwungener Eid, der bindet nicht, das sagte einmal ein weiser Mann in der Beichte, das geniert mich so wenig als ein Katzenschwanz. Ich bleibe ruhig hier und hätte ich zehn Eide geschworen nach Rom zu pilgern oder Jerusalem. Und kommt der König hierher, so ziehe ich ihm doch noch die Schellenkappe über die Ohren; ich will's ihm schon saurer machen, als er sich's vorstellt."

Inzwischen harrte Bellin ungeduldig vor der Thür auf Lampe und rief nach ihm zum Weggehen. Da trat Reineke heraus und sprach:

„Mein lieber Bellin, Lampe läßt Euch sagen, er wolle lieber bei meinem Weibe, seiner Muhme, bleiben und Ihr möchtet ihm nicht böse sein."

Bellin antwortete: „Ich hört' ihn aus Leibeskräften um Hilfe schrei'n, was bedeutete dies? Was habt Ihr ihm angethan?"

„Ach!" versetzte der Lügenschmied, „das kam daher, daß mein Weib bei der Nachricht von meiner Pilgerfahrt in Ohnmacht fiel; darob schrie Lampe nach Hilfe."

Ungläubig entgegnete Bellin: „Dem sei, wie ihm wolle, es klang wie ängstliches Hilfegeschrei."

Aber Reineke redete dem Widder seine Besorgnis aus und fuhr fort:

„Wißt Ihr noch, lieber Bellin, daß mich der König bat, ihm Wichtiges zu schreiben? Wollt Ihr der Überbringer dieser Botschaft sein? Ich habe ihm darin erfreuliche Kunde vermeldet. Lampe ist ganz außer sich vor Freude und unterhält sich mit meiner Base von alten Geschichten. Sie sind vergnügt beim Essen und Trinken, dieweil schrieb ich die Briefe."

Da versetzte dummgläubig der Schafbock: „Sind auch die Briefe wohlverwahrt, daß mir das Siegel nicht zerbricht?"

Digitized by Google

„Halt", fiel Reineke ein, „da kommt mir ein guter Einfall: vortrefflich eignet sich zum Verwahren der Briefschaften das Ränzel aus Brauns Fell, und überbringt Ihr sie unverletzt, so wird Euch der König sicherlich reich belohnen und mit Ehren überhäufen."

Bellin war leichtgläubig genug, und der Schurke ging wieder hinein, um Lampens Haupt, das er abgebissen, in das Ränzel zu stecken. Dies überreichte er dem Widder und sprach:

„So, hängt das Ränzel um den Hals, aber untersteht Euch nicht, aus Neugier es zu öffnen; wie Ihr die Briefe von mir empfangen, so müßt Ihr sie dem König abliefern; also laßt das Felleisen unberührt. Ihr könnt ja sagen, Ihr hättet den Inhalt erdacht, und ich es nur ausgeführt; so seid Ihr großen Lohnes gewiß."

Darüber sprang Bellin vor Freuden drei Fuß hoch von der Erde in die Höhe und träumte sich große Ehren von wegen seiner angedichteten Erfindungsgabe; dann fragte er noch einmal nach Lampen, ob er mitkomme oder bleibe."

„Der wird Euch gleich auf dem Fuße folgen", sagte Reineke verschmitzt, „ich muß erst noch etwas mit ihm insgeheim besprechen."

„Nun denn, Gott befohlen!" rief Bellin freudig und machte sich auf die Reise. Ohne zu rasten wanderte er, bis er gegen Mittag endlich bei Hofe ankam. Als der König ihn mit dem Ränzel kommen sah, fragte er ihn, woher er komme und was er mit Reinekens Felleisen mache.

Da hub Bellin wichtigthuend an:

„Erlauchter Potentat, erfahrt, daß mich Reineke beauftragte, Euch Briefe über gelehrte und wichtige Staatsangelegenheiten zu überbringen; ihr Inhalt ist meine kluge Erfindung; hier sind die Dokumente!"

Da ließ der König den Biber Bockert entbieten, der notarius publicus war und ein Sprachgelehrter; auch nach Hinzen sandte er.

Aber wie erschrak Bockert, der Biber, als er mit seinem Kumpan Hinze den Sack öffnete und Lampens blutiges Haupt hervorholte!

„Fürwahr, ein seltsamer Brief", so rief er entsetzt aus, „das ist sicherlich Lampens Haupt; wo ist der saubere Briefschreiber?"

Der König und die Königin schauerten zusammen, und ersterer, sein Antlitz senkend, sprach:

„O Reineke, Reineke, hätt' ich dich wieder, du großer Lügner und abgefeimter Schurke!"

Hierauf schrie und tobte er, daß er schier bewußtlos ward und seine ganze Umgebung darob in Sorgen geriet. Sein nächster Blutsverwandter, der Leopard, brachte ihn durch Zureden wieder zur Besinnung, aber immer wieder klagte Nobel gegen den falschen Verräter und bedauerte seine Opfer

Digitized by Google

Braun und Isegrim. „Ach! daß ich dem ehrlosen Bastard soviel Vertrauen geschenkt", so jammerte er, „aber daran war nur meine Frau schuld; ach! leider ist es jetzt zu spät!"

Lupardus aber sprach ihm Trost ein und schlug vor, den geschändeten Baronen Braun, Isegrim und seinem Weibe den Widder Bellin zur Sühne auszuliefern, da er ja seine Mitschuld an Lampens Tod bekannt. Dann aber sollte sich alles aufmachen, Reineken zu fassen.

Nobel versprach des Leoparden Rat zu folgen und befahl, Braun und Isegrim Genugthuung zu verschaffen, aber den Widder Bellin als Reinekens Spießgesellen mit seinem ganzen Geschlechte zu strafen. Diese Botschaft überbrachte Lupardus den beiden Geschändeten; Reineke ward geächtet und für vogelfrei erklärt mit seiner ganzen Familie; sie aber möchten alles ausgestandene Leid vergessen.

Dieser Vertrag ward besiegelt; seit der Zeit datiert die Verfolgung des Schafgeschlechts durch die Wölfe, und die Feindschaft dauert bis zum heutigen Tag.

Siebentes Kapitel.

Wie Reineke abermals verklagt und von Grimbart verwarnt wird.

„Der König gibt ein festlich Mahl
An Tier und Vögel ohne Zahl.
Kaninchen und Rabe erheben Klage.
Der Dachs geht an demselben Tage
Und warnet Reineken vor Gefahr;
Doch diesem krümmt es nicht ein Haar;
Er bietet seinem Vettersmann
Vielmehr ein frohes Nachtmahl an."

Braun und Isegrim zu Ehren ließ der König das Hofgelage zwölf Tage verlängern und entbot alle Tiere und Vögel zur Versammlung. Sie kamen alle und führten große Beschwerden wider Reineken und verschworen sich einander beizustehen zu seinem Untergange. Um Braun und Isegrim Genüge zu thun, wurden viele Festlichkeiten veranstaltet und unter Schalmeien und Drommetenklang ein zierlicher Hoftanz aufgeführt. Alle Gäste wurden reichlich traktiert, Sang und Klang ertönte in den Hallen, Turniere und Festspiele belustigten das Publikum. Der König und die Königin ergötzten sich acht Tage lang an dem frohen Getümmel, da trat auf einmal das Kaninchen mit betrübten Mienen vor sie und sprach:

„Herr König und all ihr hohen Herren, habt Erbarmen mit meiner Not; so arger Verrat ist wohl noch nie verübt worden, wie gestern an mir von Reineken geschah. Gegen 6 Uhr gehe ich an seiner Feste Malepartus

Digitized by Google

vorüber, da saß er vor der Thür in Pilgrimstracht, als ob er die Hora lese. Deshalb gedachte ich arglos, ungefährdet vorbeizukommen, als er mich auf einmal mit seinen Krallen so derb an den Ohren faßte, daß ich glaubte, ich sei verloren. Schon sah ich mich zu Boden geworfen, als es meiner Behendigkeit gelang zu entwischen, doch ein Ohr mußte ich dabei zurücklassen. Er knurrte mir grimmig nach, aber ich machte mich still von dannen; denn ich hatte genug eingebüßt. Seht nur die vier tiefen Löcher in meinem Kopfe, die mir der Wegelagerer schlug! Beinahe hätte ich den Tod erlitten, darum erbarmt Euch mein, o König, und gebt uns Frieden und Sicherheit im Reiche zurück!"

Kaum hatte das Kaninchen seine Klage vollendet, da erhub sich die Krähe Merkenau und sprach:

„Großmächtiger Fürst und erhabener König! Auch ich, ich bring' Euch jammervolle Mär, ach! vor Angst kann ich kaum sprechen, noch zittere ich an allen Gliedern. Als ich heute morgen mit meinem Weibe Scharfenebbe von Hause wegging, da lag der Fuchs wie tot mit verdrehten Augen auf der Heide und ließ die Zunge aus weitgeöffnetem Rachen heraushängen. Da jammerte ich mit meinem Weibe über seinen Tod, und wir befühlten ihm Kopf und Bauch; doch er regte sich nicht. Zuletzt trat meine Frau dicht an sein Kinn zu lauschen, ob er noch atmete; aber er lag da wie ein Stein, so daß wir geschworen hätten, er sei tot. Da plötzlich — noch stockt mir das Blut zu Eis — schnappte er nach ihr und biß ihr den Kopf ab. Entsetzt schrie ich laut auf: Zu Hilfe, zu Hilfe? Da fuhr er auch auf mich los, ich entkam mit knapper Not und flog auf einen Baum, von wo aus ich zusehen mußte, wie der Räuber mein Weib heißhungrig bis auf ein paar Federn auffraß. Ich habe sie hier als corpus delicti mitgebracht. Rächet diesen Frevel, gnädiger Herr, denn: „mitschuldig macht sich am Verrat, wer nicht bestraft die Missethat", und wenn jeder thun wollte, was ihm beliebt, so thäte das Eurer königlichen Würde Eintrag."

Hierauf entstand ein allgemeines Gemurre wider den Friedensstörer, jeder wußte was ähnliches vorzubringen. Da schrie Nobel zornig:

„Bei der Treue, die ich meiner Gemahlin geschworen, ich will die Unthat rächen, daß mein Gebot und Friedensgeleite also gebrochen ward. Ich war ein Thor, den Bösewicht vom Galgen zu befreien und seinen Lügen Glauben zu schenken; ja, ich machte ihn gar zum frommen Pilgrim gen Jerusalem! Wie hat der Schelm mich angeführt! Aber daran ist meine Frau schuld; ich bin der erste nicht, der durch Weiberrat in Schaden kam. Wahrlich, Reinekens Maß ist zum Überlaufen voll; er war von je ein Bösewicht und ist es noch; darum laßt uns mit Ernst darauf bedacht sein, ihn in unsre Gewalt zu bekommen; wenn wir's klug anfangen, kann er uns nicht entwischen."

Digitized by Google

Braun und Isegrim gefiel diese Rede gar wohl, denn sie hofften an Reineken gerächt zu werden; doch wagten sie nicht, den König in seinem Wutausbruch zu stören. Zuletzt besänftigte ihn die Königin:

„Mein trauter Herr und Gemahl!“ so wandte sie sich zuredend an ihn, „kommt nicht so außer Euch und verschwört Euch nicht so sehr, das schadet Eurem königlichen Ansehen; auch habt Ihr die Sache noch nicht von Grund aus untersucht und des Angeklagten Gegenrede gehört. Sagt doch ein alter Rechtsspruch: „Audiatur et altera pars!“ Gar mancher von den Klägern dürfte sich an der eignen Nase zupfen. Ich hielt Reineken für klug und weise, darum sprach ich zu seinen gunsten und meinte es gut mit Euch. Konnte man denn vorher wissen, daß es so kommen würde? Sein Rat ist viel wert, und gar mächtig ist seine Sippe. Darum, mein Herr und Gemahl, überlegt es wohl, was Ihr thut! Ihr habt die Gewalt, und Reineke ist ohnmächtig gegen Euch; was Ihr auch verhänget über ihn, Gefangenschaft oder Tod, es wird an ihm vollzogen.“

Lupardus redete gleichfalls Nobel zu, dem Rate der Königin zu folgen. Da ergriff auch Isegrim das Wort und sprach:

„Und wenn er sich auch diesmal wieder herausredete, ich wüßte doch noch etwas, das ihm den Hals bräche. Zudem hat er den König mit der allergrößten Lügerei von dem Schatze angeführt, und wollte er hierher kommen, er hätte es längst thun können; denn sicher weiß er von des Königs Ladung zu Hofe.“

„Was brauchen wir auf ihn zu warten?“ fiel barsch der König ein, „auf! rüstet euch alle zur Heeresfolge am sechsten Tage! Die Sache soll endlich einmal ein Ende nehmen. Bewaffnet euch mit Harnisch, Spieß und Bogen, mit Büchsen, Äxten und Hellebarden; alle, die ich zu Rittern geschlagen, sollen diesem Namen Ehre machen. Auf, nach Malepartus!“

Alle riefen dem König Beifall und gelobten ihm Gehorsam.

Nur einer war da, dem that die allgemeine Stimmung leid; das war Grimbart der Dachs. Der lief schnurstracks, so schnell ihn nur die Beine zu tragen vermochten, zu Reinekens Burg, ihn zu warnen. Unterwegs erging er sich in Klagen um das Haupt und die Stütze seines Geschlechts. Mit solchem Lamento kam er in Malepartus an und fand Reineken vorm Thore, wie er gerade zwei junge Tauben, die noch nicht flügge aus dem Neste gefallen waren, überrascht hatte. Auf einmal gewahrte er von ungefähr Grimbart und begrüßte ihn folgendermaßen:

„Willkommen, mein teurer Neffe! Ihr seid mir doch der liebste Kumpan aus meinem ganzen Geschlechte! Wie habt Ihr Euch wieder in Schweiß gelaufen! Was gibt's denn Neues?“

„Ach!“ erwiderte der Dachs, „ich bring' Euch üble Zeitung! Ihr

Digitized by Google

seid um Leben und Gut, und der König hat Euch schimpflichen Tod zugeschworen. Alle seine Vasallen hat er aufgeboten mit Bogen, Schwertern, Büchsen und Wagen nach sechs Tagen ihm Heeresfolge zu leisten; sie sind alle bereit, darum seht Euch vor. Braun und Isegrim stehen wieder beim König hoch in Gnaden und, was sie wollen, wird durchgesetzt; ja ich glaube, der Wolf bringt es noch bald zum Marschall. Das Kaninchen und die Krähe haben Euch schwer verklagt, so daß mir um Euer Leben bangt, sobald der König Eurer habhaft wird."

„Papperlapapp! Da mach' ich mir auch nicht die Bohne draus!" antwortete Reineke verächtlich, „ist das alles, was Ihr wißt? Und hätte der König mit seinen Räten noch mehr ausgeklügelt, ich stecke sie mit meinem Rat alle in die Tasche. Drum, lieber Neffe, laßt Euch darob keine grauen Haare wachsen! Seht lieber einmal hierher, was ich in den Händen habe: ein paar junge flotte Täubchen! Ich weiß mir keine angenehmere Kost: sie sind so leicht verdaulich, man kann sie ungekaut hinunterschlucken, die süßen Knöchelchen schmecken wie Milch und Blut. Ich und mein Weib lieben diese leichte Kost. Kommt herein, sie wird Euch herzlich empfangen; nur laßt sie von Eurer Kunde nichts merken; sie nimmt sich alles gleich so zu Herzen. Morgen wollen wir zu Hofe gehen, da rechne ich auf Euren Beistand."

Das sicherte ihm Grimbart zu, und Reineke dankte ihm verbindlichst.

„Haltet Euch nur daran", fuhr der Dachs fort, „daß Lupardus dafür gestimmt, man müsse Euch wenigstens zu Worte kommen lassen, auch die Königin war der Meinung."

Darüber war Reineke froh, sie traten beide ein, woselbst sie die Füchsin freundlich empfing und mit den erbeuteten Tauben regalierte; sie schmeckten ihnen so gut, daß sie ihrer gern noch sechs verzehrt hätten.

Während der Mahlzeit unterhielt Reineke gemütlich Grimbart von seiner Familie, er wußte namentlich von seinen Söhnchen viel des Lobes zu sagen.

„Seht einmal meine Kinder an, lieber Neffe!" sagte er, „wie geschickt sie sind und schon selbst für ihr Futter sorgen! Rossel fängt sich sein Huhn, Reinhardchen ein Küchlein; sie verstehen auch schon unters Wasser zu tauchen, den Kibitz oder die Ente zu fangen. Aber ich mahne sie stets zur Vorsicht, sich vor Schlingen, Jägern und Hunden zu hüten; haben sie erst darin die nötige Erfahrung, dann kann man sie schon dreister auf Beute schicken. Ja, sie schlagen mir vollständig nach und spielen ihren Gegnern einen schlimmen Tanz: mit einem Ruck beißen sie einem die Kehle entzwei, das ist so ein Kunstgriff nach Reinekens Art."

„Ei, das ist ja schön", erwiderte der Dachs, „das macht den Eltern

Digitized by Google

alle Ehre. Hätte doch nur jeder solche Kinder nach seinem Sinn, die auf seinen Vorteil aus sind. Wahrlich, ich bin auf solche Verwandtschaft ordentlich stolz."

Unter solchen Gesprächen verging der Abend, und Reineke forderte endlich zum Schlafengehen auf. Die Füchsin bereitete ihnen eine Streu in dem großen Saal, und sie begaben sich alle zur Ruhe. Nur Reineke wälzte sich unruhig auf seinem Lager hin und her, bis der Morgen graute.

Aber mit gefaßter Miene wandte er sich darauf zu seinem Weibe und sprach:

„Mein liebes Weib, mach' dir keine Gedanken, wenn ich jetzt mit Grimbart wieder zu Hofe geh'. Was du auch hörst, nimm dir das beste davon heraus und sorge gut für Hof und Haus!"

Als die Füchsin sich doch darob ängstigte, beruhigte er sie und vertröstete sie, er werde wohl längstens in fünf Tagen wieder zurück sein.

Dann nahm er zärtlichen Abschied von Weib und Kind und wanderte mit Grimbart über die Heide nach des Königs Hof.

Achtes Kapitel.

Reinekens Beichte und Entschuldigung.

„Reinhard tritt mit dem Bettersmann
Den Weg nach Hofe nochmals an.
Er sucht von seinem Lasterleben
Den Pfaffen alle Schuld zu geben.
Dies straft der Dachs, doch räumt er ein,
Die Pfaffen könnten besser sein.
Der Affe Martin spricht ihm Ruh'
Und Mut in seiner Sache zu."

Unterwegs begann Reineke zu Grimbart wie folgt:

„Hoffentlich läuft die Reise gut ab, aber nichtsdestoweniger erleichtert's mein Herz, wenn ich Euch wieder, wie neulich, eine Beichte ablege. Also werde ich Euch meine Sünden sagen, die ich seitdem begangen. Zuerst ließ ich mir das Zeug zu meinem Ränzel aus Brauns Felle schneiden und zu meinen Schuhen benutzte ich die Klauen von Isegrim und seinem Weibe. Dann hab' ich den König mit dem Schatze unbeschreiblich hinters Licht geführt. Ferner habe ich Lampen erwürgt und mit seinem Haupte Bellin in die Tinte gebracht. Das Kaninchen packte ich an den Ohren, daß es schier das Leben verlor; auch die Krähe hat mich nicht mit Unrecht verleumdet, daß ich ihr Weib gefressen. Dies alles beging ich seit meiner

Digitized by Google

letzten Beichte; doch muß ich noch etwas von früher nachholen. Einst ging ich mit Isegrim zwischen Kackis und Elverdingen, da kam eine kohlschwarze Stute mit ihrem Jungen, das vielleicht vier Monate alt war. Isegrim hatte großen Hunger, er bat mich die Stute zu fragen, ob sie das Fohlen verkaufen wolle und zu welchem Preise. Da that ich ihm den Willen und fragte das Pferd. Dies schien auch geneigt und sagte: „Lest nur hinten auf meinem Hufe, da steht die Kaufsumme geschrieben." Ich aber roch den Braten und erwiderte: „Ja, liebe Frau, lesen und schreiben kann ich nicht, auch geschieht es nicht meinetwegen, daß ich frage, Isegrim möchte es gern wissen." — „So laßt ihn nur selber kommen und lesen", versetzte die Stute, und ich brachte dem Wolf Bescheid. Isegrim that sich sehr viel auf seine Kenntnisse in Deutsch, Welsch, Französisch und Latein zu gute, er rühmte sich seiner akademischen Studien auf der hohen Schule zu Erfurt, seiner gelehrten Disputationen und des erworbenen Doktorgrades beider Rechte und ging stolz zur Stute hin. Auf sein Befragen hob sie den Hinterfuß, und als er da nachsehen wollte, versetzte sie ihm mit ihrem frischbeschlagenen Hufe einen solchen Schlag auf den Kopf, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Darauf lief die Stute mit ihrem Fohlen besorgt von dannen. Nach einer Stunde kam Isegrim wieder zu sich und wälzte sich heulend auf dem Boden. Ich redete ihn höhnisch an: „Nun, Herr Baron, wie schmeckte das Fohlen und wie bekam Euch das Mittagsschläfchen nach dem Fraße? Wie lautete doch der Preis, der auf dem Hufe stand? Ja, ja, Ihr seid mir ein großer Schriftgelehrter!" — „Ach! spottet nicht!" wimmerte da Isegrim, „die klapperdürre Bettel hat mir die Nägel ihres langen Beines in den Schädel geschlagen, daß ich halb tot bin." So nun wißt Ihr alle meine Sünden und ich will mich auch gewiß jetzt bessern."

Hierauf antwortete Grimbart:

„Eure Sünden, lieber Ohm, sind allerdings groß, und die Toten kann man nicht mehr aus dem Grabe erwecken. Um Eurer Angst willen, die Ihr jetzt ausstehet, will ich Euch Eure Schuld vergeben. Am verwegensten war, daß Ihr Lampens Haupt dem König sandtet, das schadet Euch am allermeisten!"

„Ach! Dreck!" versetzte Reineke, „nicht ein Haar! Ich sage Euch, mein lieber Neffe, wer heutzutage durch die Welt kommen will, der kann sich nicht so rein wie ein Klausner bewahren. Lampe hat mich dazu verführt; wer ein so fetter Bissen ist, darf einem nicht so vor den Augen herumspringen. Dem Bellin war ich auch auffässig und so war mein die Sünde und sie hatten den Schaden. Es waren auch beide so plumpe Tölpel, daß nicht viel an ihnen verloren ist; es heißt zwar, man soll seinen

Digitized by Google

Nächsten lieben wie sich selbst, aber aus denen konnte ich mir nicht viel machen. Sprechen wir lieber von etwas anderm, wenn's Euch beliebt. Es ist jetzt eine gar schlimme Zeit, und leider gehen uns die Herren Geistlichen nicht mit dem besten Beispiel voran. Kein Wunder, wenn wir Geringeren davon angesteckt werden. Glaubt wohl einer, daß der König nicht auch raubt? Was er selbst nicht stiehlt, das läßt er von Wölfen und Bären holen und glaubt dazu ein Recht zu haben. Auch wagt es ja niemand, ihm die Wahrheit zu sagen, nicht einmal ein Beichtvater. Warum? Ei, sie haben auch ihren Vorteil dabei, und wäre es nur ein neumodisches Kleid. Will einer gar klagen, so läuft er sich nur nutzlos die Beine ab; denn seiner Beschwerde gibt man doch keinen Nachdruck. Zuletzt wagt er nicht mehr den Mund aufzuthun, und wenn er klug ist, denkt er allezeit daran, daß ihm der König zu mächtig ist. Ja, unser Gebieter, der Löwe, glaubt uns noch eine Ehre zu erweisen, wenn er all das Unsrige an sich reißt. Seht, lieber Neffe, dürft' ich reden, wie ich wollte, ich sagte es dreist, daß unser gesalbtes Haupt den am meisten liebt, der ihm was bringt und nach seiner Pfeife tanzt. So werden auch jetzt wieder Isegrim und Braun zum Schaden gar mancher bei ihm in Gunst kommen; die dürfen jetzt stehlen und rauben, soviel sie wollen. Das beste ist, dazu zu schweigen. Solcher Ratgeber, denen er blindlings vertraut, hat der König jetzt mehr als einen. Nimmt einmal der arme Reineke ein Huhn, dann schreit alles: „Zetermordio" und „Hängt ihn auf!" Ja, ja, so geht's, die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Dadurch werden sie frech und erlangen die einflußreichsten Ämter in Städten, Burgen und im Lande. Seht, Neffe, da ich dies einmal weiß, suche ich meinen Gewinn und denke, es ist nun einmal so der Welt Lauf. Aber wenn ich dann mein Gewissen befrage und Gottes Gebot, das da sagt, man soll unrecht Gut, so klein es auch sei, zurückgeben, so faßt mich die Reue; nur hält sie nicht lange vor, wenn ich sehe, wie es die Prälaten treiben. Es gibt freilich auch welche darunter, die gerecht leben und ich gäbe etwas darum, wenn ich sie mir zum Muster nehmen könnte. Ja, seht, lieber Neffe, das böse Beispiel ist es gerade, was uns in Sünden stürzt. Dazu kommt, daß die Welt gar zu schlecht und nur zu geneigt ist, selbst den Guten Böses nachzusagen. Darum verdienen auch die wenigsten, einen guten Herrn zu haben; der Skandal wird breitgetreten, aber das Gute verschwiegen. Voller Lug und Trug, Verrat und Meineid, Raub und Mord ist jetzt die Welt, seitdem falsche Propheten und Heuchler sie an der Nase herumführen. Sieht die Menge das Treiben der Prälaten an, dann vermischt sich ihr Gutes und Böses und schließlich folgt sie dem Schlimmen. Hält man sich über ihr sündhaftes Thun auf, dann beschönigen sie ihre Vergehen, und dann denkt

Digitized by Google

Isegrim liest den Kaufpreis für das Fohlen. S 39.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

auch mancher Wicht, es sei wohl nicht so schlimm, so thäten es die Pfaffen selber nicht. In dem Punkte gleichen die gemeinen Leute ganz den Affen, die alles nachahmen, was sie sehen. In der Lombardei kümmern sich die Pfaffen nicht um das Cölibat und suchen ihrer Nachkommenschaft allen erdenklichen Vorteil zuzuwenden, ja, recht übermütig gebärden sich solche uneheliche Kinder. Auch sonst haben die Pfaffen den größten Einfluß im Lande, erheben Zölle, besitzen Dörfer und verschenken Mühlen. So wirkt das böse Beispiel ansteckend auf das Volk, und die Welt wird immer schlimmer. Für seine Geburt kann freilich keiner was, nur die That gibt den Wert. Ist ein Pfaffe tugendhaft und gelehrt, so hab' ich allen Respekt davor; ist er aber schlecht, so gibt er nur Ärgernis. Und wenn er dann noch so gut predigt, so sagen die Leute, er hält es selbst nicht, was er lehrt. Dabei thut er nichts für das Gotteshaus, sondern spricht nur immer: steuert nur wacker zum Ausbau eurer Kirche bei, dann bekommt ihr auch einen vollkommenen Ablaß und erwerbt euch das Himmelreich. So schließt er jede Predigt, aber er selbst gibt keinen Heller, und sollte die Kirche zusammenfallen; ihm steht der Sinn nach nichts so sehr als nach schönen Kleidern und leckerer Kost; er kümmert sich nur um weltliche Dinge, was nützt da sein Gebet und sein Gesang? Gute Priester, ja die nützen mit guten Werken und gutem Beispiel der Kirche und den Laien; aber jene Kuttenträger, die eifrig betteln auf jede Weise, treiben sich am liebsten bei den Reichen herum und lassen sich oft von ihnen regalieren. Wird einer geladen, so kommen ihrer gewöhnlich zwei, und solcher Schmarotzer hegt jedes Kloster ein paar, die glatt zu schwätzen verstehen. Die bekleiden darin die besten Ämter, als Rektor, Kustos, Prior oder Guardian und die übrigen haben das Zusehen; beim Mahle erhaschen jene stets die fettesten Brocken, die andern erhalten das, was übrig bleibt. Sie liegen auf der faulen Haut, die andern aber müssen nachts aufstehen, beten, singen, Umgang um die Gräber halten, sich kasteien und mit schmaler Kost fürlieb nehmen. Und was hört man von des Papstes Legaten, von den Äbten, Pröpsten und Prälaten, von Beguinen und Nonnen? Ihr ganzes Latein heißt: Gebt mir das Eure und laßt mir das Meine! Unter zehn gibt es kaum sieben, die ihrem Orden treu geblieben. So steht es allerorten um die Geistlichen schlecht."

„Aber, lieber Onkel", fiel da der Dachs ein, „das ist nicht recht, daß Ihr mir da andrer Leute Sünden beichtet. Eine solche Beichte nützt Euch keinen Deut. Was schiert Euch denn die Geistlichkeit, und was dieser oder jener für Sünden gethan? Jeder kehre vor seiner eignen Thür! Das ist die Regel, die er halten soll, ob alt, ob jung, das ist egal. Ihr tadelt da so viel, daß Ihr mich zum Ketzer machen könntet, und an Euch ist

Digitized by Google

wahrlich ein Pfarrer verloren; Ihr wißt überall Bescheid und könntet im Beichtstuhl manch verirrtes Schäflein bekehren."

Unterdessen waren sie an des Königs Palast angelangt, und Reineken wollte schier vor Angst das Herz in die Schuhe fallen, doch sprach er sich Mut ein und sagte zum Dachs: „Ich hab's gewagt."

Da kam ihnen Martin der Affe entgegen, der gerade nach Rom reisen wollte, und redete ihm Mut ein, aber Reineke war verzagt und meinte, es seien ihrer gar viele, die gegen ihn zeugten, darunter das Kaninchen, das ein Ohr und die Krähe, die ihr Weib verlor.

„Ja", fuhr er fort, „würde ich vor den König gelassen, so hoffte ich mich noch herauszureden, aber ich bin noch im Banne des Papstes, und der Propst, der bei Hofe in hohem Ansehen steht, hat in der Sache großen Einfluß. Daran war Isegrim schuld, der es im Kloster zu Elemar nicht aushalten konnte, weshalb ich ihm behilflich war, davonzulaufen. Das reut mich sehr, zumal er mich zum Danke beim König verschwätzt hat. Pilgere ich aber nach Rom, so gebe ich mein Weib und meine Kinder den Nachstellungen Isegrims preis. Ach! wär' ich nur erst aus dem Banne, ich könnte dann schon leichteren Herzens meine Sache verfechten."

Da versetzte der Affe Martin tröstend:

„Das trifft sich ja gut, daß ich gerade im Begriff bin nach Rom zu gehen; ich will dort Euch dienen, denn ich bin des Bischofs Sekretär. Ich werde den Propst nach Rom citieren lassen und verschaffe Euch doch noch die Absolution, und sollte er sich vor Ärger hängen. Dort ist auch mein Onkel Simon, ein gar einflußreicher und mächtiger Mann, der jedem gern hilft, wer zahlen kann. Und da hab' ich noch andre gute Freunde, wie den Dr. Greifzu, die Herren Schalkefund, Wendemantel und Losefund. Ich habe schon viel Geld vorausgesandt, das hilft am besten, vor Geld bückt sich die Welt. Ich will mich für Euch verwenden und kriege Euch schon los. Haltet Euch an mein Weib Riechgenau, die steht bei der hohen Herrschaft in großer Gnade. Auch trefft Ihr dort noch meine beiden Schwägerinnen und meine Kinder; sie können Euch alle mit ihrem klugen Rate unterstützen. Kommt Ihr nicht zum Rechte, so lasse ich alle in Bann bringen und über das ganze Land ein schweres Interdikt verhängen. Ihr sollt einmal sehen, wie das wirkt, wenn der König mit allen im Banne ist, niemand mehr begraben und getauft, keine Messe mehr gelesen wird. Darum, lieber Oheim, seid guten Muts! Der Papst ist schon ein alter schwacher Mann und kümmert sich um nichts mehr so recht; die ganze Macht übt der Kardinal Ohnegnügen aus, und ich kenne seine gute Freundin, die ihn vollständig beeinflußt; was sie will, das geschieht. Sein Schreiber Johannes Partei sammelt gern Münzen ein, alte wie neue, und sein Kompagnon ist

Digitized by Google

der Hofmann Horchegenau; sein Notarius heißt Drehundwend und ist Baccalaureus beider Rechte; wenn der noch ein Jährlein die Kniffe studiert, so wird er Meister in der juristischen Praxis; Nimmgeld und Präsentelieb sitzen dort zu Gericht, und wem die das Recht absprechen, über den ist der Stab gebrochen. Von alledem merkt der gute alte Papst nichts, von den genannten Herren, die meine guten Freunde sind, geht Lösen und Binden aus. Der König weiß schon drum, daß ich Euch helfen will und es auch vermag. Dazu sitzen gar manche von unserm Geschlechte in seinem geheimsten Rate, drum seid getrost, Eure Sache kann nicht schief gehen."

Reineke dankte gerührt für den Trost und sie trennten sich.

Hierauf zog er allein mit Grimbart weiter zu des Königs Hof, wo man ihm keine schöne Suppe eingebrockt hatte.

Neuntes Kapitel.

Reinekens Verteidigung und der Äffin Fürsprache.

„Jetzt leugnet Reineke alles ab,
Was das Kaninchen und der Rab'
Dem König über ihn geklagt,
Und daß er Lampen umgebracht.
Die Äffin führt den Rechtsstreit an
Vom Lindwurm und dem Ackersmann.
Drauf gibt der König noch einmal
Dem Fuchs Gehör im Richtersaal."

Reineke schritt an Grimbarts Seite beherzt in den Gerichtssaal mitten durch die große Anzahl seiner Ankläger. Während er durch die murmelnde Versammlung ging, sprach ihm der Dachs Mut ein: „Nur nicht verzagt, mein lieber Freund, dem Kühnen gehört die Welt!" Reineke dankte ihm und blickte umher; da sah er wohl manch alten guten Freund stehen, doch durfte er wenig hoffen von Ottern und Bibern, mit denen er oft sein loses Fuchsspiel trieb; aber er sah auch manche, die ihm gewogen waren. Da bog er vor dem Throne sein Knie und sprach:

„Gott, der Allmächtige und Allwissende, erhalte den König, meinen Herrn, und die Königin und verleihe ihnen Weisheit und Gerechtigkeit! Es gibt gar manchen gleisnerischen Schuft, der äußerlich anders erscheint, als er's im Herzen meint. Wie gut wäre es, wenn jedem seine Gesinnung an der Stirn geschrieben stünde! Dann würdet Ihr mir auch ansehen, wie ich allzeit Euch zugethan und wie ich fälschlich bei Euch angeklagt bin.

Digitized by Google

Doch ich vertraue Eurer Weisheit und Gerechtigkeit, gnädiger Herr, Ihr werdet Euch nicht aus dem rechten Geleise bringen lassen und niemand vergewaltigen!"

Da entstand ein Gedränge im Publikum und neugierig schob sich jeder vor, zu hören, wie sich der Fuchs aus der Schlinge zöge.

Der König aber sprach: „Reineke, du arger Bösewicht, hier helfen dir deine glatten Worte nichts. Zuviel der Spitzbübereien und Lügen hast du verübt, es ist Zeit, daß damit ein Ende gemacht werde. Wie treu du mir bist, zeigt aufs neue der Frevel, den du der Krähe und dem Kaninchen angethan; hättest du sonst nichts verbrochen, es wäre auch schon genug, du bist ein eingefleischter Schurke. Doch der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht, machen wir ein Ende daraus!"

Da überlief es Reineken heiß und kalt vor Angst und er dachte: „wäre ich daheim in meiner festen Burg geblieben! Hier ist guter Rat teuer; doch mag es gehen, wie's will, ich muß mir durchhelfen."

„Edler Potentat!" so begann er wieder, nachdem er sich kurz besonnen, „habt Ihr den Tod gegen mich erkannt, so seid Ihr der Sache nicht auf den Grund gekommen. Darum leiht mir ein geneigtes Ohr! Gar manchmal hab' ich Euch doch schon zuvor klugen Rat erteilt und mein Leben für Euch gewagt, wenn die andern, die sich jetzt zwischen uns beide drängen, um mich Eurer Huld zu berauben, Euch in der Not stecken ließen. Darum hört mich gütig an und erst dann, wenn Ihr findet, daß ich schuldig sei, brecht den Stab über mich! Glaubt Ihr wohl, wenn ich mir des geringsten Vergehens bewußt wäre, ich stünde dann hier vor Euch, inmitten aller meiner Feinde? Nicht um alles Gold der Welt; denn wo ich war, lebte ich frei und von jedermann geachtet. Ahnungslos vernahm ich von Grimbart die Ladung vor Gericht, auf und dran, mich in Rom vom Banne lossprechen zu lassen. In dieser Absicht sprach ich Martin an, der auch dorthin wollte und mir verhieß, mich vom Banne zu lösen. Ich folgte seinem Rate, denn er war sieben Jahre lang Advokat des Bischofs Ohnegrund und ging hierher an den Hof, wo ich mich von dem Augendiener, dem Karnickel, so schwer verklagt finde. Tritt einmal offen vor mich hin, wenn du Kourage hast, hier stehe ich, wiederhole noch einmal deine Anklage! Hinter dem Rücken verleumden ist freilich leichter und falsche Berichte verlesen in jemandes Abwesenheit ist bequemer, aber ungehört wird einer niemand verurteilen. Wohlthaten habe ich den beiden da erwiesen, der Krähe und dem Kaninchen. Frühmorgens, als ich gerade mein Brevier lesend aus der Thür meines Hauses trat, begrüßte mich das Kaninchen und sagte, es wolle zu Hofe gehen. Ich wünschte ihm viel Glück auf die

Digitized by Google

Reise, da klagte es über Hunger und Müdigkeit, und ich wartete ihm mit Kirschen und Butter als Fastenspeise auf. Mittwochs esse ich nämlich kein Fleisch. Als es sich nun an frischem Brot und süßer Butter sowie an Fischen satt gegessen, da kam mein jüngstes Söhnchen auch an den Tisch heran, um naschig, wie die Kinder sind, von den übriggebliebenen Krummen zu erhaschen. Da schlug ihm das Kaninchen auf den Mund, daß das Blut aus der Nase schoß. Als das mein andrer Sohn Reinhard sah, faßte er das Kaninchen an der Kehle und spielte mit ihm sein Spielchen. So war es, nicht mehr und nicht minder, und ich lief herzu, brachte sie auseinander und züchtigte meine Kinder. Hat es also etwas dabei abgekriegt, so ist es seine Schuld, und verdient hätt' es wahrlich noch mehr. Mir aber ist es nur zum Dank verpflichtet, denn ich rettete ihm das Leben. Es sagt, ich habe ihm ein Ohr abgerissen; schwerlich wird es sich Brief und Siegel darüber geben lassen, wie es sich dort betrug.

„Und nun, großmächtiger König, was den Krähenvater betrifft, der da klagt, durch mich sein Weib verloren zu haben, so ist das einfach so, daß sie sich selbst den Tod angefressen hat. Sie setzte sich heißhungrig zu Tische und verzehrte Fische mitsamt den Gräten — er wird's wohl noch wissen, wo? und nun behauptet er, ich habe sie totgebissen. Vielleicht hat er sie selbst getötet, und wenn man ihn scharf verhörte, so wie ich wollte, würde es sich wohl anders herausstellen. Wie hätte ich ihr auch so nahe kommen können, da sie fliegen kann und ich nur gehen! Bezichtigt mich jemand unrechter Dinge, muß er auch vollgültige Zeugen bringen, das kann jeder Edelmann verlangen; oder man stelle mir im Gottesurteil einen Kämpen gegenüber, damit das Recht offenbar werde: so hat es bis jetzt noch überall gegolten und so verlang' ich's auch."

Alle Zuhörer waren über die Kühnheit in Reinekens Rede erstaunt; selbst das Kaninchen und die Krähe waren auf den Mund geschlagen; schnell machten sie sich aus der Versammlung hinweg, denn wie hätten sie auch mit einem solchen Gegner kämpfen können! Ihn aber zu überführen, schien ihnen erst recht gewagt, da ihm an Redekniffen keiner gewachsen war. Zeugen konnten sie auch keine stellen, und so hatten sie den Schaden. „Möge ihn der Teufel holen!" so dachten sie, „mit dem werden wir nicht fertig."

Braun und Isegrim waren damit gar nicht zufrieden. Als aber der König noch einmal aufforderte, die Klagen wider Reineken vorzubringen, da ward dieser immer dreister und sprach:

„Ja, gar mancher hat zuerst ein großes Maul, sieht er aber seinen Gegner vor sich, dann verstummt er. So war's mit dem Kaninchen und

Digitized by Google

der Krähe auch, die jetzt plötzlich sich zurückgezogen haben. Wenn man all die Verleumder und Ehrabschneider anhören wollte, verlöre mancher Biedermann Eure Huld, der Euch bei Tag und Nacht dient. Ich will von mir gar nicht reden, denn an mir ist ja nicht viel gelegen."

„Höre mich, du ungetreuer, loser Dieb!" fiel da der König heftig ein, „warum hast du dem unschuldigen Lampe, meinem getreuen Briefträger, das Leben genommen? Nachdem ich dir alle deine Schuld vergeben, dir Ränzel und Stab gereicht, gelobtest du mir mit Herz und Hand, gen Jerusalem ins Gelobte Land zu pilgern und von da nach Rom und dann zurück. Das alles erlaubte ich dir, damit du deiner Sünden ledig würdest; statt dessen hast du Lampen totgebissen und schicktest den Kaplan Bellin als Boten mit dem Ränzel, worin das blutige Haupt des Unschuldigen stak. Der Widder bekannte sich dann öffentlich zum Inhalt und daß er die Sendung mitberaten und mitbetrieben. Dafür hat Bellin das Leben eingebüßt, nun geht es an dich, du Bösewicht!"

„O weh!" rief Reineke aus, „ist Lampe tot und auch Bellin? O wär' ich nie geboren! So hab' ich durch diese beiden Gesandten den größten Schatz an Kleinodien verloren, die ich durch sie Euch zuschickte! Wer hätte das gedacht, daß Bellin die Edelsteine unterschlug und seinen eignen Gefährten Lampe tötete!" ....

Der König hatte die letzten Worte Reinekens nicht gehört; er war heftig erregt in sein Gemach gegangen, in der Absicht, den Schelm zu töten, da sah er bei seiner Gemahlin die Äffin Riechgenau stehen. Diese stand bei ihnen beiden in hoher Gunst, das kam Reineke zu gute; sie war sehr klug und einflußreich, man verehrte und fürchtete sie. Als sie den König so erzürnt sah, sprach sie zu ihm:

„Ich bitt' Euch, erhabener Gebieter, erzürnt Euch nicht so sehr! Reineke gehört zum Affengeschlechte und hat sich doch in aller Form dem Gerichte unterworfen. Sein Vater stand dereinst bei Hofe in großen Ehren, mehr als jetzt Isegrim und Braun, die blitzwenig vom Recht verstehen."

Nobel versetzte: „Aber sagt einmal selbst, wie sollte ich nicht böse sein auf den Mörder Lampens, der auch noch den armen Bellin mit ins Verderben zog und der sich nun rein waschen will. Außerdem hat er das freie Geleite gebrochen, geraubt, gemordet und betrogen."

Doch die Äffin erwiderte: „Mein hoher Herr! Reineke ist sehr klug, deshalb wird er beneidet und verleumdet. Erinnert Ihr Euch nicht mehr seines salomonischen Urteilsspruchs in jenem Rechtsstreit zwischen Bauer und Schlange? Wie prieset Ihr damals seine Weisheit?"

Digitized by Google

„So!“ entgegnete Nobel, „wie war denn das gleich, davon weiß ich ja gar nichts mehr! Erzählt mir's noch einmal!“

„Gern“, antwortete die Äffin, „wenn Ihr erlaubt:

„Es sind ungefähr zwei Jahre her, da kam einst ein Lindwurm oder eine Schlange mit einem Landmann hierher, wider ihn zu klagen, daß er schon zum zweitenmal mit einem gegen ihn gefällten Urteilsspruch nicht zufrieden sei. Hört, wie sich die Sache verhielt.

„Einst wollte die Schlange durch ein Loch in einem Zaune schlüpfen und fing sich in einem Strick. Sicherlich hätte sie ihr Leben eingebüßt, wenn nicht der Mann just die Straße hergekommen wäre und sie auf ihr Hilferufen aus der Schlinge befreit hätte; er that es aber nur unter der Bedingung, daß sie sich nicht hernach an ihm vergreifen würde. Als ihm die Schlange dies zugeschworen, löste er sie aus dem Stricke. Nun gingen sie selbander eine Weile fürbaß, da ward die Natter hungrig und schoß auf ihren Wohlthäter los. Mit knapper Not wich dieser aus und rief: „Ist das mein Dank, daß ich dir aus deinem Elend half? Auch hast du es mir feierlich gelobt, mich nicht zu schädigen.“ Aber das undankbare Gewürm entgegnete: „Ich bin hungrig; Not kennt kein Gebot.“ Da bat der Bauer, ihn nur so lange zu schonen, bis Leute kämen, den Streit zu schlichten? Die Schlange war's zufrieden, und als sie weiter über einen Graben gingen, trafen sie den Raben Pflückebeutel mit seinem Söhnchen Quackeler. Diesen befragten sie, und er entschied zu gunsten der Schlange, er hoffte nämlich auf seinen Anteil am Fraße. Kein Wunder, so meinte darum der arme Ackersmann, wenn ein Räuber dir Recht gibt! Wir müssen noch vor vier oder neun Richter gehen. Auch hierin willigte die Schlange, und so kamen sie zum Wolf und Bären. Doch nun waren ihrer fünf gegen ihn allein, die Schlange, zwei Raben, Wolf und Bär, und der Bauer sah den Ausgang voraus. Und richtig, die beiden letzteren gaben der Schlange recht, schon wollte sie ihr Opfer umschlingen und mit ihrem Geifer bespritzen, da appellierte der Mann an den König. Das waren die Tiere zufrieden, in der Meinung, auch dort Recht zu bekommen. So kamen alle an den Hof, ja Isegrim brachte noch seine zwei gierigen Kinder, Nimmersatt und Eitelbauch mit, die sich sehr unanständig betrugen, so daß Ihr sie fortjagtet. Hier brachten sie ihre Sache vor, und Ihr, mein hoher Herr, wart in großer Verlegenheit und befragtet Eure Räte Die meisten rieten zu des Mannes Verderben, weil sie selbst etwas von der Beute zu erhaschen hofften. Da sandtet Ihr, mein Gebieter, zu Reineken und legtet alles in seine Hände. Dieser verlangte zuerst an den Ort zu kommen, wo der Mann die Schlange aus der Schlinge befreit hätte; gerade

Digitized by Google

so müsse er sie sehen, wenn er ein richtiges Urteil fällen wollte. Dies geschah, und als die Natter wieder im Stricke hing, wandte sich der weise Richter zum Landmann und sprach: „So, jetzt mögt Ihr sie befreien oder nicht, das steht bei Euch; einmal bekam's Euch schlecht, nun mögt Ihr Euch danach richten. Dies ist mein Urteilsspruch und mich dünkt, er ist billig und gut; wenn Ihr was besseres wißt, so sagt es nur!"

„Da pries man Reinekens Weisheit allerwärts, und der gerettete Mann dankte Euch sehr. Auch die Königin lobt Reinekens Klugheit; Braun aber und Isegrim, das mögen wohl gute Klopffechter sein, im Fressen sind sie groß und schwer von Gewicht, doch der Verstand beschwert sie nicht. So ist's auch mit den andern Räten bestellt; handelt es sich um List, da bleiben sie zurück, und die Bescheidenen und Klugen sind voraus. Bären und Wölfe gereichen dem Lande zum Schaden und fragen wenig danach, wessen Haus brennt, wenn sie sich nur an den Kohlen die Pfoten wärmen und sich den Bauch füllen; sie fressen den Armen die Eier und lassen ihnen die Schalen liegen. Ganz anders Reineke und sein kluges Geschlecht. Wohl möglich, daß er sich vergangen hat; er ist ja auch nicht von Stein; aber seinen klugen Rat könnt Ihr nicht entbehren, darum, mein hoher Herr, müßt Ihr ihn begnadigen."

Der König stutzte und sprach: „Ich will's bedenken. Klug hat er sich wohl in dem Rechtsstreit zwischen Bauer und Schlange gezeigt, aber man kann ihm nicht trauen, er ist ein eingefleischter Schalk und weiß sich immer gewandt aus der Schlinge zu ziehen; alle, mit denen er anband, haben Haare lassen müssen: Wolf, Bär, Kater, Kaninchen und Krähen, der eine ein Ohr, der andre das Auge, der dritte gar das Leben. Es wundert mich, wie Ihr für einen solchen Schalk eintreten möget."

Daraufhin ging er wieder zurück in den Gerichtssaal und fragte noch einmal Reineken nach Lampens Ermordung und Bellins Sendung. Der Lügner blieb dabei, daß er ihnen beiden einen großen Schatz anvertraut, daß Bellin ihn unterschlagen und Lampen ermordet haben müsse; er bedauerte lebhaft den Verlust der Kleinode. Als die Äffin riet, danach zu forschen, lamentierte der Heuchler gar sehr, da er befürchtete, sie nie wiederzufinden, „aber", fuhr er fort, „komme ich frei, so setze ich mein Leben dran, sie wieder ausfindig zu machen."

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Wie Reineke sich nochmals herauslog, und alle außer Isegrim für seine Freisprechung stimmten.

„Der Fuchs weiß vieles zu erzählen
Von auserlesenen Juwelen,
Von einem Ringe, Spiegel und Kamm,
Die nie ein Mensch zu sehen bekam.

Der König söhnt sich aus mit ihm;
Doch heftig zürnet Isegrim;
Er schwört, der Fuchs soll nicht entgeh'n
Und soll jetzt ihm zu Rechte steh'n."

Nun begann Reineke mit wunderbarer Findigkeit dem König bis ins einzelne von den verloren gegangenen Kleinodien vorzulügen, zuerst von einem kostbaren goldenen Ringe, in dessen Innenseite emaillierte hebräische in Lasur ausgelegte Buchstaben von geheimnisvoller Kraft zu lesen gewesen; niemand habe diese Schrift verstanden als Meister Abryon von Trier, ein gelehrter Jude, der alle Sprachen kenne von Pötrau bis Lüneburg und die Heilkraft aller Kräuter und Steine wisse. Diesem habe er den Ring gezeigt und überrascht habe der Schriftgelehrte ausgerufen:

„O welch kostbare Seltenheit enthalten diese Worte! Seth brachte sie aus dem Paradiese zugleich mit dem Öle der Barmherzigkeit. Wer diesen Ring am Finger trägt, dem schadet weder Donner und Blitz, noch kann ihn jemand behexen; er schützt Euch gegen Frost und sichert langes Leben."

„An der Außenseite", so fuhr Reineke fort, „befand sich ein wunderkräftiger lichter Karfunkelstein, mit dessen Hilfe man in der Nacht klarer sah als bei Tage. Wer ihn berührte, und wäre er noch so krank, fühlte mit einem Mal alles Weh entschwunden; natürlich gegen den Tod gibt's kein Mittel. Ferner meldete der Hebräer, daß man mit diesem Ringe an der Hand ungefährdet durch alle Länder reise, durchs Feuer gehe und das Wasser durchwate; mit ihm werde man nicht gefangen, noch verraten, und wer ihn nüchtern anschaue, entginge den Nachstellungen seiner Feinde, ja, mit ihm würde man seine Gegner, und stellten sich ihrer Hunderte in den Weg, alle besiegen; der Stein bewahre vor Gift und Zaubertränken und kette jeden in Liebe an den Besitzer.

„Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle die wunderbaren Eigenschaften dieses Ringes schildern, ich nahm ihn aus dem Schatze meines Vaters, weil ich mich seines Besitzes unwert glaubte und nur den König allein für würdig hielt, ihn zu tragen; auf des Königs Wohlfahrt beruht auch die unsre, er allein ist unser Hort und Schutz.

Digitized by Google

„Desgleichen überſandte ich durch Bellin einen koſtbaren Kamm und einen unvergleichlichen Spiegel an unſre Königin. Gar böſe war mir darob mein Weib, denn ſie konnte ſich von den Koſtbarkeiten nicht trennen; aber meine edle Königin war mir immer wohlgeneigt und ſie verdiente wohl ein ſolches Geſchenk; doch nun iſt es leider verloren. Der Kamm war aus den Knochen des Panthers gearbeitet, jenes edlen Tieres, das bekanntlich zwiſchen Indien und dem Paradieſe wohnt; buntſcheckig iſt ſein Fell und haucht einen angenehmen, wohlthätigen Geruch aus, ſo daß ihm alle Tiere gern folgen und davon ſich wohlbefinden. Aus dieſes Panthertieres Gebein alſo war der Kamm gefertigt, ſilberfarbig und wohlriechend wie Zimt und Nelken; denn der Geruch des Tieres geht, wie man vermutet, beim Tode in die Knochen über, weshalb dieſe auch nie vermodern und heilkräftig ſind gegen Gift und böſe Sucht. Zierlich mit Gold durchzogene Reliefbilder in zinnoberroter und laſurblauer Farbe befanden ſich auf dem Kamm, wie z. B. die Geſchichte des Trojaners Paris, wie er am Brunnen lag, und vor ihm die drei Göttinnen Pallas, Venus und Juno mit dem Apfel erſchienen, den jede haben wollte; ſchließlich ſollte Paris entſcheiden und ihn der Schönſten geben. Juno verſprach ihm Reichtum und Schätze, Pallas unbeſiegbare Macht, Venus aber meinte, alles deſſen habe er in Hülle und Fülle, ſie wolle ihm den koſtbarſten Schatz auf Erden verleihen, das ſchönſte Weib Helena, die liebreizende Gattin des Griechenkönigs. Da entſchied ſich Paris für Venus, und ſie war ihm behilflich, Helena dem Menelaus zu entführen als holde Beute gen Troja. Dieſe Geſchichte konnte man in Wort und Bild hocherhaben ausführlich auf jenem Kamme leſen.

„Nun will ich Euch auch noch den Spiegel beſchreiben: ſein Glas war ein lichter Beryll, in dem man bei Tag und bei Nacht auf eine Meile weit im Umkreis alles ſehen konnte, was geſchah. Wer ein Fleckchen im Auge oder im Antlitz hatte, durfte nur hineinſehen, und weg war es. Kein Wunder, wenn ich mich über den Verluſt eines ſolchen Kleinods ärgere. Der Rahmen war aus ſogenanntem Sethimholze, das nicht modert und in das kein Holzwurm dringt; es iſt noch einmal ſoviel wert als Gold. Nur das Ebenholz kommt ihm gleich, woraus einmal ein Künſtler zu König Kromparbs Zeiten ein Wunderpferd baute, auf dem dieſer 100 Meilen in einer Stunde reiten konnte. Wollte ich Euch dieſe Geſchichte ausführlich erzählen, ſo brauchte ich viel Zeit dazu, denn das Roß hat ſeinesgleichen nicht auf der Welt.

„Item der Rahmen des Spiegels war anderthalb Fuß breit, und es befanden ſich darauf mancherlei Gebilde mit goldenen Erläuterungen. Die erſte Geſchichte handelte von dem Pferde, welches das ſchnellſte Tier ſein, ja ſogar den Hirſch überflügeln wollte. Deshalb beredete es einen Hirten

Digitized by Google

aufzusitzen und den Hirsch zu erjagen; davon habe er viel Vorteil, sein Fleisch, die Haut und das Geweih, was er teuer verkaufen könne. Der Hirte folgte, aber das Pferd konnte den Hirsch nicht einholen und bat seinen Reiter abzusteigen, es sei müde und wolle ausruhen; der Bauer weigerte sich und sprach: „Du mußt mir nun dienstbar sein, sonst gebrauche ich die Sporen; du hast mich ja selbst dazu gebracht! So kam das Pferd in die Knechtschaft des Menschen — wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

„Doch vernehmet noch weiter, was auf dem Spiegel stand: Ein Esel und ein Hund dienten zugleich einem reichen Manne, aber der letztere hatte sich am meisten der Gunst seines Herrn zu erfreuen; er durfte mit ihm bei Tische essen, ja manchmal nahm er ihn auf seinen Schoß und reichte ihm die leckersten Bissen; dafür brauchte er nur mit dem Schwanze zu wedeln und seinem Gönner den Bart zu lecken. Mit Verdruß sah dies der Esel Baldewin und dachte bei sich: wie mag nur unser Herr diesen faulen Hund so bevorzugen, der ihn nur beleckt und zu ihm in die Höhe springt! Ich dagegen muß mich bei saurer Arbeit placken und schwere Säcke tragen; soviel könnten zehn Hunde zusammen nicht leisten, dafür lieg' ich auf dem harten Boden und kriege Stroh zu fressen; obendrein muß ich noch Hohn und Spott erdulden, das halt' ich nicht länger aus, ich will mich auch bei meinem Herrn in Gunst setzen. Gesagt, gethan! Da tritt gerade sein Gebieter ins Thor herein, und rasch springt mein Esel mit emporgehobenem Schwanze unter gräßlichem Geplärr auf ihn los und leckt ihm mit seiner langen Zunge das Gesicht; als er ihn gar küssen will, stößt er ihm zwei dicke Beulen. Entsetzt schrie der Herr: „Schlagt den Esel tot!" und die Knechte trieben ihn mit Knütteln zum Stalle, wo er wieder der Esel ward wie zuvor. So geht es noch heuzutage manchem Esel und Thoren, der mit scheelen Augen des andern Begünstigung mit ansieht. Und will er es gar den andern mit gleichthun, so steht ihm das so gut, als wenn die Sau mit Löffeln frißt. Darum trage ein Esel immerhin nur Säcke und nähre sich von Stroh und Disteln; wollte man ihn wirklich besser halten und feiner kleiden, stets sähe der Esel aus der Löwenhaut hervor. Schlimm ist es auch bestellt, wenn ein Esel zur Herrschaft kommt; denn ein solcher kennt nur seinen eignen Vorteil; leider kommen aber heutzutage nur gar zu oft die Esel empor.

„Gnädiger Herr, vergönnt mir, Euch noch eine Geschichte zu erzählen, die auf dem Spiegel abgebildet war: Einst ging mein Vater mit Hinze dem Kater am Wasser spazieren und sie hatten sich treue Freundschaft zu Schutz und Trutz gelobt. Da merkten sie, daß die Jäger mit bösen Spürhunden ihnen auf den Fersen seien. „Da ist guter Rat teuer!" sprach

Digitized by Google

Hinze. „Ja“, versetzte mein Vater, „ich weiß zwar einen ganzen Sack voll guter Ratschläge, aber hier ist nur einer gut, nämlich unserm Eidschwur getreu zusammenzustehen.“ — „Und ich“, erwiderte falsch der Kater, „ich weiß nur eins, was mir nützt“, und somit sprang er auf einen Baum, wo ihm die Hunde nicht bei konnten. Dabei höhnte er von oben meinen Vater, er möge doch jetzt seinen Sack voll guter Ratschläge auskramen, denn schon nahten die Jäger mit den Hunden. Schon hörte mein Vater den gellenden Ruf in den Ohren: Schlagt ihn tot! da nahm er alle seine Kräfte zusammen und lief, daß ihm der Angstschweiß ausbrach und er den Durchfall bekam. Doch das erleichterte ihn und machte ihn behender, so daß er noch mit knapper Not ein Loch erreichte, in das er schlüpfte. So hatte der Gefährte schnöde sein Vertrauen getäuscht; aber solcher Verräter gibt es noch mehr. Kein Wunder, wenn ich es dem Schelm etwas nachtrage.

„Außerdem befand sich noch ein andres Bild auf dem Spiegel von des Wolfes Undank. Einst fand dieser nämlich auf dem Felde eine tote Schindmähre, die bis auf die Knochen abgenagt war. Vor Hunger begann er daran herumzuknappern, bis ihm ein Knochen quer im Halse stecken blieb. Da war er in großer Not, und keiner von den Ärzten, nach denen er sandte, konnte ihm helfen, soviel Lohn er auch verhieß. Da nahte Lütke der Kranich mit dem roten Barett, was ihm das Aussehen eines Doktors verlieh; an diesen wandte sich auch der Wolf mit Bitten und Verheißungen großen Lohnes. Der Kranich schenkte den falschen Worten Glauben, steckte ihm den langen Schnabel in den Schlund und holte ihm den Knochen heraus. Da schrie der Wolf laut auf: „Au, au! was thust du mir so weh! Wenn das ein andrer thäte, ich verzieh es ihm nimmer; dir will ich es noch einmal hingehen lassen, aber thu' mir's ja nicht wieder!“ — „Seid nur zufrieden!“ versetzte der Kranich, „jetzt seid Ihr ja auch davon und nun gebt mir auch meinen Lohn!“ — „Nun hör' einmal einer den Simpel!“ rief da der unverschämte Wolf, „er that mir weh und verlangt auch noch obendrein einen Lohn! Ist das nicht Gnade genug, daß ich ihm den Kopf nicht abbiß, während er ihn in meinen Rachen steckte? Hat hier jemand einen Lohn zu fordern, so bin ich's doch wohl. So lohnt ein Schalk seinen Knecht.

„Seht, mein gnädiger Herr, solcher Geschichten befanden sich noch mehr künstlich in Wort und Bild auf dem Kamme eingegraben und, da ich mich nicht solcher Kleinodien wert hielt, schickte ich sie, der Bitten meines Weibes und meiner Kinder ungeachtet, meinem hohen Gebieter und meiner gnädigen Gebieterin. Wie gerne hatten sich meine Kleinen in dem Spiegel beschaut, wie ihnen das Schwänzchen hing und was sie für Mäulchen schnitten!

Digitized by Google

Ach! leider ahnte mir nicht, daß mir die Kostbarkeiten verloren gehen sollten, als ich sie Lampen und Bellin anvertraute, denn ich hielt sie für meine besten Freunde. Aber es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen, so hoffe ich, die Kleinodien kommen wieder zum Vorschein, und auch der Mörder Lampens wird entdeckt.

„Ach! es geschieht so mancherlei, was wieder vergessen wird; sonst, mein erlauchter König, müßtet Ihr Euch auch der Verdienste meines Vaters erinnern, die er um die Erhaltung des Lebens von Eurem Vater hatte; denn er war ein sehr geschickter Arzt und verstand sich aufs Wasserbesehen, Geschwür aufstechen, auf Augen-, Unterleibs- und Zahnleiden. Dessen könnt Ihr Euch natürlich nicht mehr so gut erinnern, denn Ihr wart damals erst drei Jahre alt. Es war ein grimmiger Winter, und Euer Vater lag so schwer danieder, daß man ihn heben und tragen mußte. Umsonst ließ man alle Ärzte zwischen hier und Rom kommen; alle gaben ihn auf; zuletzt ward auch mein Vater geholt. Wie jammerte den des Königs Not, und wie gern hätte er sein eignes Leben eingesetzt! Zu ihm hatte Euer Vater immer großes Vertrauen, und wie er ihm seine Not klagte und durch seine Hilfe genas, das konnte man auch auf jenem Spiegel lesen. Als einziges Heilmittel verriet ihm mein Vater eines Wolfes Leber von sieben Jahren; das mißfiel natürlich dem Wolfe, der auch dabei stund, sehr, und als sich gar der König deshalb an ihn wandte, suchte er mit der Ausrede auszuweichen, er stehe erst im fünften Jahre. Aber der Patient ließ nicht ab, und dem Wolf ward die Leber in der Küche ausgeschnitten; nachdem der König sie gegessen, gesundete er. Dafür war er meinem Vater sehr dankbar und befahl, daß ihn ein jeder Doktor heißen sollte; auch mußte er ihm immer zur rechten Seite gehen und erhielt zum Lohn ein rotes Barett mit goldenen Spangen. So blieb er in hohen Ehren bis an sein Lebensende. Ach! wie ist das doch bei mir so ganz anders geworden! Meines Vaters Verdienste sind vergessen; eigennützige und habgierige Schurken werden jetzt begünstigt und nichts ist unerträglicher als ein Emporkömmling; nur auf eignen Gewinn ist ein solcher bedacht. Ja, der gierigen Wölfe gibt es jetzt viel, und keiner wollte zu des Königs Heil das Geringste opfern, wie jener nicht sein Leben hergeben wollte; dies auch war auf dem Spiegel zu seh'n und zu lesen."

Hierauf antwortete der König: „Von dem Verdienste deines Vaters entsinne ich mich allerdings nicht, je etwas vernommen zu haben; destomehr höre ich von deinen Schalksstreichen; sollte das alles erdichtet sein? Hörte ich doch auch einmal von Euch was Gutes!"

„Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr", entgegnete Reineke, „welchen Dienst ich Euch erwies, als Isegrim und ich ein Schwein getötet und

Digitized by Google

Ihr hungrig dazukamt und eine Teilung der Beute gebotet? Isegrim war wenig erbaut davon und, als er die Teilung vornehmen sollte, that er es in seiner bekannten unverschämten Weise: Euch und Eurer Frau gab er je ein Viertel, die andre Hälfte fraß er selbst und ließ mir außer Ohren und Nasenlöchern kaum die halbe Lunge übrig. Als Ihr Euer Teil aufgezehrt und der Wolf unbekümmert weiter fraß, schlugt Ihr ihm mit der Tatze hinter die Ohren, daß er heulend davonlief. Ihr riefet ihm nach: „Warte, du Unverschämter, ich will dich teilen lehren; jetzt geh' und hole mehr!" Da erbot ich mich mitzugehen, und wir fingen ein fettes Kalb. Darüber lobtet Ihr mich sehr und hießt nun mich, die Teilung vorzunehmen. Ich gehorchte und legte die eine Hälfte Euch, die andre Eurer Gemahlin hin; Herz, Leber und Lunge gab ich Euren Jungen, mir selbst nahm ich die vier Füße und Isegrim wies ich den Kopf zu, der ja sehr schmackhaft ist. Lächelnd frugt Ihr mich, wer mich so klug das Teilen gelehrt; da deutete ich auf Isegrims blutige Platte und sagte: „Der da mit seinem roten Kopf!" So ward damals der gierige Wolf bestraft; aber solcher gefräßiger Wölfe gibt's auch noch heute, wo ein solcher die Macht hat, steht's um Stadt und Land gar übel. — Seht, gnädiger Herr, so war ich für Euer Wohl bedacht, wenn Ihr wissen wollt, wer Euch treu ergeben ist, Isegrim oder Reineke, so denkt nur an obige Geschichte. Jetzt steht Isegrim mit Braun bei Euch in hoher Gunst, Reineke aber ist mißachtet. Ich bin jetzt schwer verklagt, doch wer kann mich mit Zeugen überführen? Trete einer vor und setze ein Glied seines Leibes, etwa sein Ohr, sein Hab' und Gut, sein Leben ein gegen meines! Das ist allein das Rechte!"

Der König billigte dies; Reineke dankte ihm und beteuerte mit heuchlerischen Mienen seine Unschuld an Lampens Tod und sein Bedauern über den Verlust der Kleinode. Letzteres ging dem König besonders nahe; er hieß Reineken nach den Schätzen forschen, was dieser natürlich versprach. So hatte der Schlaukopf wiederum dem König und seiner Umgebung eine Nase gedreht; nur Isegrim war außer sich und bestand auf seine Klage, sollte er auch auf den Zweikampf eingehen müssen.

Digitized by Google

Elftes Kapitel.

Isegrims und Frau Gieremunds Klage und Reinekens Verteidigung.

„Herr Isegrim klagt Reineken an,
Daß er Gieremund Gewalt gethan,
Sein Weib klagt selber, daß sie ihn
Einst mußt' aus einem Brunnen ziehn
Mit Halsgefahr. Er widerspricht
Und leugnets ihnen ins Gesicht.
Den Zank zu enden wird zuletzt
Ein Tag zum Zweikampf angesetzt."

Isegrim begann seine Klage aufs neue und beschwerte sich besonders darüber, daß Reineke seinem Weibe einst mit Hinterlist Gewalt angethan, nachdem er sie beredet, während eines grimmigen Winters den Schwanz in einen Teich zu hängen, um Fische anbeißen zu lassen. Da sei ihr der Schwanz fest eingefroren, und so habe der Fuchs sie überwältigt und ihr Gewalt angethan; er habe es selbst von ferne mit angesehen und den Verräter verscheucht. Es sei ihm darauf sehr sauer geworden, seine Frau loszureißen und sie habe ein gut Stück ihres Schwanzes dabei stecken lassen. Auf ihr Geschrei sei zudem noch ein Troß Bauern herbeigeeilt, und nur mit knapper Not hätten sie ihr Leben vor den Schlägen des wütenden Haufens gerettet.

Hierauf forderte Nobel Reineken zur Rechtfertigung auf, und dieser begann also:

„Wenn das wahr wäre, griffe es mir allerdings an die Ehre; aber die Sache verhält sich ganz anders. Freilich wies ich der Wölfin den Weg, wie sie ans Wasser käme, um Fische zu fangen; doch daß sie festfror, daran ist nur ihre Gefräßigkeit schuld; sie hätte nur zeitig den Schwanz in die Höhe ziehen sollen, aber sie konnte ja nicht genug kriegen. Was nun den Vorwurf über Gewaltthätigkeiten betrifft, so beruht das einfach auf Sinnentäuschung: ich machte mir um Frau Gieremund viel zu schaffen, um sie loszuziehen, aber sie war zu schwer. Isegrim in seiner Verblendung schrie und schimpfte dermaßen über mich, daß ich es für geraten hielt, seinem Groll auszuweichen. Er ist mir von jeher spinnefeind gewesen und sagt mir in sinnloser Wut alles Schlechte nach. Da steht ja sein Weib, fragt sie nur selbst, ob dem so ist. Wenn er sich nun weiter beklagt, daß sie die Bauern nachher so sehr gehetzt hätten, so war dies just sehr gut; denn bei der grimmigen Eiseskälte kam dann auch ihr erstarrtes Blut wieder in Wallung. Wie mag man nun sein eignes Weib so sehr beschimpfen? Hier ist sie ja; hat sie etwa sich selbst beklagt? Ich bitte um eine Woche

Digitized by Google

Bedenkfrist, um mit Freunden zu überlegen, welche gebührende Antwort man dem Wolfe auf solche Klagen geben soll."

Da ergriff auch Frau Gieremund das Wort und sprach:

„Ihr steckt, o Reineke, so voll Lug und Trug, daß jeder, der sich an Eure Worte hält, zuletzt doch noch geprellt wird. Das erfuhr ich auch einmal bei jenem Vorkommnis an dem Brunnen mit den beiden Eimern. Ihr wart in den einen Eimer hineingestiegen und durch Euer Gewicht mit demselben in die Tiefe gefahren, so daß Ihr nachher nicht mehr wußtet, wie Ihr heraufkommen solltet. Ich kam auf Euer Geschrei zum Brunnen und fragte Euch, wie Ihr da hinunter gekommen wäret. Da logt Ihr mir was von Fischen vor, woran Ihr Euch Leibweh gefressen und verlocktet mich, in den andern Eimer, der hoch oben hing, hineinzusteigen. Sofort fuhr mein Eimer hernieder, und Eurer kam wieder herauf. Als ich mich darüber wunderte, da sagtet Ihr schadenfroh: Ja, so geht es in der Welt; des einen Glücksrad steigt, wenn des andern fällt! Und mich so aushöhnend ließt Ihr mich in der Patsche sitzen. Da saß ich nun in Angst einen ganzen Tag, bis mich zwei Bauern bemerkten und sich freuten, den Räuber ihrer Lämmer gefangen zu haben; sie zogen mich herauf und gerbten mir so das Fell, das ich schier tot hinfiel und mit knapper Not entkam."

„Nun!" versetzte Reineke, „Einer mußte die Schläge kriegen und Ihr konntet sie wahrlich besser vertragen, als ich. Außerdem profitiertet Ihr noch die heilsame Lehre, daß man nicht jedem Glauben schenken darf; denn mit Recht sagt das Sprichwort: Trau, schau, wem?" —

„Jawohl!" fiel Isegrim ein, „die Wahrheit dieses Spruches kann man bei Euch wohl sehen; denn Ihr habt mich stets in Schaden gebracht, wie damals, als Ihr mich veranlaßtet, in eine Affenhöhle im Sachsenlande zu kriechen, Eure angebliche Muhme zu besuchen. Da kam ich aber schön an: die wütende Affin riß mir fast ein Ohr aus und ich machte, daß ich aus dem Höllenloche herauskam."

„Isegrim ist wohl nicht recht bei Trost", wandte Reineke ein, „er weiß die Geschichte gar nicht mehr recht; es geht auch schon ins dritte Jahr, daß ich ihm das Geleite nach Sachsenland gab, wohin er damals mit vielem Gepränge zog; aber er lügt, es waren gar keine Affen, sondern Meerkatzen, und unter diesem Geschlechte habe ich keine Verwandten, das muß ich mir schön verbitten. Frau Riechgenau ist meine Muhme und ihr Gemahl Martin, der jetzt in Rom ist, der ist mein Oheim, ein sehr gelehrter und rechtskundiger Notar. Was Isegrim von den Meerkatzen sagt, ist eine Beschimpfung meiner Verwandtschaft; denn das sind Höllenkinder. Wenn ich die Meerkatze meine Muhme nannte,

Digitized by Google

so that ich das nur aus Klugheit, um mich zu decken — im übrigen mag sie der Teufel holen!

Die Sache verhält sich so: Wir verirrten uns einmal auf der Wanderschaft und kamen an eine lange, düstere Höhle. Isegrim war vor Hunger krank, denn man kann ihn ja nie satt kriegen. Da erhoffte ich Nahrung vom Innern der Höhle, aber Isegrim hatte nicht den Mut, hineinzukriechen. Er hieß mich auf Kundschaft gehen und wollte mich draußen erwarten. Da kroch ich durch einen langen gewundenen Gang hinein und erblickte zu meinem Entsetzen ein ganzes Nest voll abscheulicher Meerkatzen. Die Alte lag darunter und war anzusehen wie des Teufels Großmutter; gräßlich grinste sie mit ihren hervorstehenden Zähnen und wies die langen Krallen; sie glich ganz einem langgeschwänzten Drachen. Und ihre Jungen blickten mich an wie leibhaftige Teufel. Ach! wär' ich wieder draußen! dachte ich und hielt mir die Nase zu, denn es stank da drin wie die Pest. Da machte ich gute Miene zum bösen Spiel und dachte: hier kannst du dir nur durch Klugheit davonhelfen. Ich grüßte sie also mit heuchlerischer Freundlichkeit, nannte sie Muhme und Vettern und stellte mich entzückt, sie zu sehen. Ich machte der Mutter Komplimente über ihre schönen Kinder, die aussähen wie vornehme Prinzen und sprach meine Freude über diesen Zuwachs der Verwandtschaft aus. Davon war sie sehr erbaut, denn jede Mutter hört gern ihre Kinder loben, sie nannte mich ihren lieben Onkel, wie wohl sie gar nicht zu meinem Geschlechte gehörte. Nun, ich mußte mir's aus Klugheit gefallen lassen, obwohl mir dabei der Angstschweiß ausbrach. Sie hieß mich herzlich willkommen, fragte mich um Rat über die Erziehung ihrer Kinder und bat mich um meine Protektion. Auch traktierte sie mich reichlich mit allerlei Wildbret und gab mir sogar noch einen Hirschschlegel für meine Frau und Kinder mit auf den Weg. Beim Abschied lud sie mich ein, bald wiederzukommen, ich aber machte schleunigst, daß ich wieder hinauskam, denn der Geruch benahm mir fast die Besinnung. Ich fand Isegrim unter dem bezeichneten Baum, wie es schien, einer Ohnmacht nahe vor Hunger. Da gab ich ihm die mitgegebene Hirschkeule und es schmeckte ihm so süß wie Zuckerbrot. Als er es aber gierig hinuntergeschlungen, erkundigte er sich nach den Insassen der Höhle. Ich schenkte ihm reinen Wein ein und riet ihm das Beste; namentlich warnte ich ihn, nicht die Wahrheit da drin zu sprechen, denn die Wahrheit sagen trägt oft Verfolgung ein. Also ich hieß ihn schmeicheln und Komplimente machen; doch er that nachher gerade das Gegenteil. Als er die Meeräffin mit ihrer Brut drinnen erblickte, rief er aus: „Pfui Teufel! Was für garstige Tiere! Sind das Eure Jungen, die sehen ja aus wie Höllenkinder! Ihr thätet wahrlich besser, sie zu ersäufen! Denn besser ist es gar keine Kinder zu haben als solche Wechselbälge!

Digitized by Google

Wären sie mein, ich würde sie aufhängen, um junge Teufel zu fangen. Ja, schleppt sie nur in ein Moor, dann gäbe es Mooraffen!"

Da fuhr die alte Meerkatze auf ihn los: „Wer zum Teufel hat Euch hergeschickt und was geh'n Euch meine Kinder an? Soeben war Reineke hier, der fand sie recht artig und begrüßte sie als Vettern. Wenn sie Euch nicht gefallen, es hat ja niemand nach Euch verlangt." Als nun gar der Unverschämte zu essen verlangte und selbst unaufgefordert gierig nach Speise griff, da fuhr ihm die Alte mit ihren Krallen ins Gesicht und die Jungen waren auch nicht faul, so daß er heulend Reißaus nahm. Arg zerschunden und mit dem Verlust eines Ohres kam er zu mir und klagte mir sein Leid. Ist ihm nicht etwa recht geschehen, daß er meine weisen Lehren so mißachtete?"

Da erwiderte Isegrim voll Ungeduld: „Mit Worten wird unser Streit nicht geendet, drum fordre ich dich, vermaledeiter Reineke, zum Zweikampf heraus, dann wird sich ja zeigen, wer recht hat. Eure ganze Affengeschichte ist verdreht: Ihr brachtet mir nur einen abgenagten Knochen. Dazu habt ihr mich in den schändlichsten Verdacht gebracht, als stellte ich den König nach dem Leben; dem König selbst habt Ihr weiß gemacht, ihm einen Schatz zu schenken, er hat ihn aber heute noch zu kriegen; mein Weib habt Ihr vergewaltigt und meine Kinder blind gemacht. Alles dessen klag' ich Euch an und werf' Euch nun meinen Fehdehandschuh hin, als einem Verräter und Mörder zum Kampf auf Leben und Tod, so erheischt es die Ehre."

Da dachte Reineke bei sich, in einem so ungleichen Kampfe kann nur die List die Stärke besiegen, doch es sei gewagt, ich werd' ihn schon übertölpeln, hab' ich ihn doch schon um seine Klauen gebracht. Er sprach also:

„Den Verräter, Isegrim, den geb ich Euch zurück und noch obendrein seid Ihr ein Lügner! Den Kampf nehm' ich an, ich sehne mich schon lange danach. Zum Beweise dessen, daß Isegrims Aussagen alles Lügen sind, nehmt hier auch mein Pfand!"

Der König nahm die Pfänder von beiden Seiten an und forderte Bürgen dafür, daß sie sich des andern Tages zum Zweikampf stellen wollten. Da traten als Isegrims Bürgen auf Hinze der Kater und Braun der Bär, für Reineken aber verbürgten sich Grimbart und Mohnike, Martins Sohn. Hierauf nahm die Äffin Riechgenau den Fuchs beiseite und sagte zu ihm:

„Nun paßt einmal wohl auf: Mein Mann Martin hat mir einst einen Spruch vermacht, der vom Abte von Schluckauf stammt; der soll im Streite schützen, wenn man ihn zuvor morgens nüchtern überliest; den will ich Euch morgen früh mitteilen, darum seid getrost."

Digitized by Google

Reinekens Vorbereitung zum Kampf. S. 59.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reineke dankte vielmals und meinte, sein Recht und gut Gewissen würden ihn am meisten schützen. Er verbrachte dann mit seinen Freunden die Nacht, und die Äfffn schor ihm zum bevorstehenden Kampfe den ganzen Leib glatt und salbte ihn mit Öl und Fett, so daß er spiegelglatt wurde. Dann gab sie ihm den Rat viel zu trinken und das Wasser einzuhalten, bis er in die Arena trete; dann solle er seinen Schwanz befeuchten um ihn dem Wolfe ins Gesicht zu schlagen und ihn damit zu blenden. Ferner solle er zuerst den Furchtsamen spielen und durch Sand und gegen den Wind scheinbar die Flucht ergreifen. Sähe er ihn aber durch Staub und durch die ätzende Flüssigkeit, die er ihm in die Augen spritze, geblendet, dann solle er rasch den Moment benützen. Damit hieß sie ihn schlafen gehen und sprach den Abendsegen über ihn: Gaudo, statzi, salphenio, gasbu gorfous as bulfrio. Der Dachs sprach die Worte nach, und sie brachten ihn zu Bette.

Zwölftes Kapitel.

Reinekens Triumph.

„Der harte Zweikampf wird gewagt,
Der Fuchs wird von dem Wolf gejagt:
Bald aber bringt der schlaue Wicht
Den Feind durch List um sein Gesicht,
Der Wolf wird nochmals ihm zu stark;
Er macht dem Fuchse heißes Werk
Und wirft ihn nieder. Doch der Sieg
Erklärt zuletzt für Reineken sich." —

So schien Reineke den Schlaf des Gerechten zu schlafen, bis der Dachs und die Otter ihn gen Sonnenaufgang weckten. Zum Frühstück brachte ihm die letztere eine junge Ente, versichernd, daß es ihr viele List gekostet, sie einem Vogelhändler abzujagen. Reineke nahm sie mit Dank an, verzehrte sie mit Appetit und begab sich dann mit seinen Freunden auf den Kampfplatz.

Als ihn der König so glatt geschoren und gesalbt daherkommen sah, hielt er sich den Leib vor Lachen und rief aus:

„Sag' an, du Schlaukopf, wer hat dich das gelehrt? Mit Recht heißt du Reineke der Fuchs. Zu klug bist du für das andre Thorengeschlecht und lässest dir stets dein Hinterpförtchen offen."

Da verneigte sich Reineke tief vor dem König und grüßte auch die Königin ehrerbietigst; hierauf sprang er wohlgemut in die Arena. Isegrim mit seiner Sippschaft war auch schon da, sie waren sehr erbost auf ihn.

Digitized by Google

Mancherlei Drohungen und Flüche schallten ihm ins Ohr, doch er achtete ihrer nicht. Nun brachten auch die Kampfwärter, der Leopard und der Luchs die Heiligen, bei denen man die Fehde beschwor, in den Kreis. Isegrim schwur zuerst den Eid, Reineke sei ein Verräter, Dieb, Mörder, Missethäter, Ehebrecher und dergleichen und deshalb gelte es um Leib und Leben. Dagegen schwur Reineke, Isegrim sei ein Lügner und Verleumder, ein Meineidiger, seine Klage sei nichtig und grundlos. Da räumten die Kampfwärter die Arena, und alles verließ den Platz mit Ausnahme der beiden Todfeinde. Noch einmal ermahnte die Äffin ihren Schutzbefohlenen, ihrer weisen Lehren eingedenk zu sein; Reineke versicherte sie, es zu befolgen und zeigte große Zuversicht. Und nun begann der Zweikampf.

Blutgierig sprang Isegrim mit ausgespreizten Klauen und weitgeöffnetem Rachen auf Reineken los, aber der wich ihm behende aus. Dem Rate gemäß näßte er seinen Wedel und wälzte ihn im Staub umher; sobald sich ihm Isegrim näherte, schlug er ihm denselben jedesmal ins Gesicht, so daß er ihn nahezu blendete; desgleichen spritzte er ihm ab und zu seinen ätzenden Saft in die Augen. Die Wirkung davon hatte er schon früher an Isegrims Kindern erprobt. So ging es auch dem Wolfe schlecht, und er mußte noch dazu den Hohn seines Gegners ertragen. „Nun büßt Ihr", so rief er ihm zu, „was Ihr mit Euren Jungen an manch unschuldigem Lamm verbrochen. Wollt Ihr wohl jetzt klein beigeben!" — Und damit faßte er ihn an der Kehle und glaubte ihn unterzukriegen, doch dieser riß sich mit einem kräftigen Rucke los. Da fuhr ihm Reineke gewandt ins Gesicht und kratzte ihm ein Auge aus. Als Isegrim sein Blut aus dem Auge rinnen sah, wäre er schier verzweifelt, doch mit der äußersten Wut stürzte er sich auf seinen Feind, bis er ihn unter sich fühlte. Rasch steckte er eine von dessen Vorderfüßen in seinen Rachen und knurrte ihn an: „Nun ist dein Stündlein gekommen, du Dieb, ergib dich, oder ich mache dir den Garaus. Du hast mir noch zuguterletzt soviel Übles zugefügt, daß du mir jetzt nicht mehr lebend davonkommst!"

Da dachte Reineke bei sich: „O weh! nun steht es schlimm mit mir! Ergeb' ich mich nicht, so tötet er mich, und thu' ich es, so bin ich auf ewig beschimpft. Am besten ist es, ich verlege mich aufs Bitten." Demgemäß hub er so an:

„Lieber Oheim, ich will mich Euch ergeben mit Gut und mit Blut, für Euch pilgern zum heiligen Grabe und für Euch beten in allen Kirchen des Landes; ich will Euch vom Patriarchen Ablaßbriefe und Gnadenerlasse für Euch und Eure Eltern erwirken und Euch größere Ehre erweisen, wie dem Papste; ich will Euch schwören, Euer Knecht zu sein in alle Ewigkeit und alle meine Verwandten sollen Euch dienen. Bei meiner Treu', selbst

Digitized by Google

dem Könige böte ich soviel nicht und wenn Ihr es annehmt, sollt Ihr unumschränkter Gebieter dieses Landes werden und alles, was ich fange an Hühnern, Enten, Gänsen oder Fischen bringe ich auf Euern Tisch, ohne etwas zu berühren. Auch will ich Euer Leben fürderhin beschützen, daß Euch kein Leid geschieht; Ihr seid stark und ich bin klug, so vermögen wir selbander viel. Das ist auch nicht mehr, wie billig und recht, denn eigentlich sind wir ja doch Verwandte und sollten zusammenhalten, Ich hätte gewiß nicht gegen Euch gekämpft, aber Ihr fordertet mich ja heraus. Doch ich habe mich absichtlich zurückgehalten, Euch zu schonen, sonst wär' es Euch viel schlimmer ergangen; das mit dem Auge thut mir leid, das geschah nur aus Versehen; indes das thut nichts; ich weiß ein gut Heilmittel dagegen. Und wenn's nicht wieder heilen sollte, so habt Ihr wenigstens den Vorteil, künftig nur ein Fenster zu schließen, wenn Ihr schlafen wollt. Zur Sühne biete ich an, daß all meine Freunde, mein Weib und meine Kinder sich huldigend vor Euch neigen und Euch um Gnade für mich flehen sollen. Auch will ich gern eingestehen, daß ich Euch schändlich anlog und vielfach betrog; ferner will ich beschwören, von Euch nie Leids erfahren zu haben. Was wollt Ihr mehr? Was nützt Euch mein Tod? Meine Freunde und Verwandte werden dann suchen, mich an Euch zu rächen. Darum bedenkt Euch und seid klug, mein lieber Ohm; mir kann es ja ganz egal sein, ob Ihr mich leben laßt oder tötet."

Da versetzte der Wolf: „Du falscher Wicht! Wie gern wärest du los! Aber böteſt du mir alles Gold der Welt, ich ließe dich nicht frei. Auf deine Eide gebe ich keinen Pfifferling, zu oft hast du mich schon angelogen. Nichts hätte ich von dir und deine Freunde fürchte ich nicht. Du willst mir weißmachen, du habeſt mich geschont und hast mir ein Auge ausgekratzt und mich sonst noch arg beschädigt! Du hast mir zugesetzt, daß mir fast der Atem ausging; da müßte ich doch toll sein, wenn ich dich bei dem Schimpf, den du mir und meinem Weibe angethan, loslassen wollte. Nein, Verräter, jetzt geht es dir an den Kragen!" —

Während Isegrim so sprach, kam ihm der Fuchs mit der einen Pfote an einen sehr empfindlichen Körperteil, den er so fest quetschte, daß der Wolf laut aufheulte und seinen Gegner fahren ließ. Dadurch ward Reineken auch die andre Pfote frei, die sein Feind im Rachen gehalten hatte und nun nutzte er seinen Vorteil recht aus; er zerrte, biß und kratzte drauf los, daß dem Isegrim vor Angst und Schmerz Blut und Schweiß und sonst noch mancherlei entwich, daß er jämmerlich brüllte und ohnmächtig zu Boden stürzte.

Da erbarmte es seine Freunde und sie baten den König, dem Kampfe Einhalt zu gebieten. Dieser willigte ein und sandte die beiden Wärter, den

Digitized by Google

Leopard mit dem Luchs, in die Schranken und ließ Reineken bedeuten, Isegrim zu schonen, zumal ihm jung und alt den Sieg zugestehen müsse. Reineke zeigte sich willig, wenn seine Freunde damit einverstanden wären. Da kamen sie auch in Scharen in die Arena gelaufen, der Dachs, der Affe, der Mäusehund, Otter, Biber, Marder, Wiesel, Hermelin und Eichhörnchen, auch solche, die früher aus Haß ihn befeindet und seinen Namen nicht in den Mund hatten nehmen wollen, die kamen jetzt alle, ihm Glück zu wünschen. Manche, die ihn vordem geschimpft und verklagt, kamen jetzt mit Weib und Kind ihm zu huldigen. So geht es noch heute in der Welt: vor dem Erfolg beugt sich jedermann; aber Freunde in der Not geh'n tausend auf ein Lot. Was hatte Reineke jetzt so viele Freunde, und wie waren sie beflissen, seinen Triumph zu feiern; die einen flöteten, die andern sangen, Trommeln wirbelten und Posaunen erschallten und was sagten sie ihm nicht für Schönes und Schmeichelhaftes ins Gesicht. Reineke dankte allen hocherfreut ob seines Glückes und mit stolzer Siegermiene. Dann bewegte sich ein förmlicher Triumphzug vom Kampfplatze her: voran ging Reineke mit den beiden Kampfrichtern und ließ sich vor dem Könige auf ein Knie nieder; doch der hieß ihn aufstehen und belobte ihn vor allen Baronen des Reiches wegen seines ehrenvollen Sieges.

„Darum, mein lieber Reineke!" so fuhr er fort, „spreche ich dich frei von aller Schuld und Strafe und will Euch nach gepflogener Beratung mit meinen Edlen noch weiteren Bescheid zukommen lassen, sobald Isegrim wieder im stande ist, auf seinen Füßen zu stehen; solange sei es vertagt!"

Reineke antwortete: „So sei es, mein gnädiger Herr! Gar mancher, dem ich nie etwas zuleide that, hat mich, durch Isegrim aufgehetzt, bei Hofe verklagt, und da stimmten viele in den Ruf mit ein: „Kreuzigt ihn!" — Das thaten sie Isegrim zu gefallen, weil sie sahen, daß er höher in der Gunst stand als ich. Ja die große Menge macht es wie jener Haufe von Hunden, die vor der Küche auf ihren Kameraden lauerten und es ihm verübelten, daß er das erbeutete Stück für sich allein behielt; als sie aber sahen, wie ihm der Koch mit heißem Wasser Rücken und Schwanz verbrüht, liefen sie fort. Ja, so hält man es gern mit den Gierigen, die das Fleisch in Munde tragen, so lange bis man ihr Ende mit Schrecken sieht, dann läuft man davon. Das haben wir auch heute wieder erlebt; aber versteht mich recht, mein gnädiger Herr, in mir sollen sich meine Freunde nicht täuschen. Nehmen Euer Gnaden meinen verbindlichsten Dank und die Versicherung meiner steten Ergebenheit!"

„Wozu die vielen Worte!" versetzte der König, „ich hab' Euch wohl verstanden und will Euch wieder als edlen Baron in meinem Rate seh'n; ja, wenn Ihr Euch dessen würdig zeigt, sollt Ihr künftig in

Digitized by Google

meinem engsten und geheimsten Rate sitzen, aber laßt Euch nichts wieder zu schulden kommen! Wirkt mit zum Besten des Staates, denn Eure Klugheit nützt bei Hofe viel. Verbindet mit Eurem Verstande die Tugend, und niemand kommt Euch gleich. Fürderhin will ich keinen mehr hören, der wider Euch klagt und Ihr sollt als mein Stellvertreter, als Kanzler des Reiches, für mich sprechen und tagen; Ihr sollt mein Siegelbewahrer werden und in meinem Namen verordnen und schreiben, wie es Euch gut dünkt, und so soll es gehalten werden im Lande!" —

Da verneigte sich Reineke tief und versprach es dem König zu vergelten.

Aber nun laßt uns einmal schauen nach dem armen Isegrim. Der lag schwerverletzt am Boden, und um ihn standen teilnehmend sein Weib, Hinze und Braun, sein Gesinde und seine Kinder, sowie viele seine Freunde. Unter Wehklagen trugen sie ihn auf einer Bahre heim und betteten ihn auf Heu. Dann sah man nach seinen Wunden; es waren ihrer sechsundzwanzig. Man ließ die besten Chirurgen kommen, sie verordneten ihm Medizin und rieben ihm ein so starkes Kraut ins Ohr, daß er von hinten und vorne niesen mußte. Darauf wollten sie ihn baden und einschmieren und brachten ihn zu Bett, wo er vor Erschöpfung einschlief, doch nicht lange: die Schande ließ ihn nicht ruhen und das Bangen, er könne nie wieder zu Kräften kommen. Darüber war niemand betrübter als sein Weib Gieremund.

Reineke jedoch verließ wohlgemut den Hof, vom König huldvoll verabschiedet, indem er seinen Freunden lebewohl sagte. Mit den besten Wünschen für das Heil seiner gnädigen Gebieter und dem Versprechen bald wieder zu kommen, nahm er vom König und seiner erlauchten Gemahlin Abschied; es trieb ihn die Sehnsucht zu Weib und Kind. So geht es noch heutzutage mit jedem, der sich auf Reinekens Kunst versteht. Ehrenvoll geleitet kam der Fuchs in seine Feste Malepartus, wo er die Freunde entließ und sich zu Gegendienst erbot. Erfreut empfing ihn Frau Ermelin, und nun erzählte er seinem Weibe seinen Sieg und seine Gunst bei Hofe. Darüber waren die Füchsin und die beiden hoffnungsvollen Söhne froh und blickten voll Zuversicht in die Zukunft. Also stand Reineke in hohen Ehren.

Ihr aber, meine lieben Leser, lernet aus dieser Geschichte Klugheit, meidet das Böse und übet die Tugend. Dazu gebe der Himmel seinen Segen! —

Ursprung und Dichter der Sage.

Vermutlich reicht der Ursprung der germanischen Tiersage in ein hohes Alter hinauf, in eine Zeit, da unsre Vorfahren noch als Jäger, Fischer, Hirten und Ackerbauer in vertrauterem Umgang mit der Natur und Tier-

Digitized by Google

welt lebten. Sie verkehrten ohne Zweifel mit manchen Tieren, wie mit ihresgleichen, plauderten und kosten mit ihnen, wie es noch heutzutage die Kinder zu thun pflegen. Erkannten sie einerseits, wie ähnlich das Wesen der Tiere dem menschlichen ist, so standen sie anderseits voll Bewunderung und Scheu Vorzügen gegenüber, welche dieselben sogar noch über uns, die wir die vornehmsten Geschöpfe zu sein glauben, weit erheben. Viele übertreffen uns an Größe und Stärke, an Feinheit der Sinne, an Schnelligkeit und Beherrschung der Elemente. Wer könnte einem Pferde im Laufe gleichkommen, wer es einem Hunde an Schärfe des Geruchs zuvorthun? Und wie beneiden wir den frei im Luftmeer kreisenden Adler, der mit unvergleichlichem Scharfblick aus schwindelnder Höhe auf seine Beute herabstürzt! Dazu kommt das hohe Alter mancher Tiere, das freilich von einigen Schriftstellern noch ins Fabelhafte gesteigert wird. So legt Hesiod der Krähe eine neunmal größere Lebensdauer wie eine Menschengeneration bei, nämlich 270 Jahre, dem Hirsche drei Krähenalter, 1080, dem Raben gar drei Hirschalter, folglich 3240 Jahre bei. Damit in engem Zusammenhang steht die Rätselhaftigkeit ihres Todes, insofern sie von selbst sterben; ja der irrige Glauben, daß man keine Vogelleichen finde, dauert bis auf unsere Tage.

Vor alters glaubte man auch an eine innige Wechselbeziehung von Mensch und Tier, an gegenseitige Verwandlungen, ja, an eine Art von Seelenwanderung. Noch heute begegnet man dem gruseligen Aberglauben vom Werwolf, d. h. einem in einen reißenden Wolf verwandelten Menschen. In Sagen und Märchen lesen wir, daß einem sterbenden Kinde die Seele in Gestalt eines Mäuschens entschlüpfe oder als Vogel entfliege. Ja, selbst die Götter wählten nach dem Glauben unserer Vorfahren gern Tiergestalten zu ihren höheren Zwecken. Wer konnte einem also dafür bürgen, ob nicht der Wolf, dem man begegnete, oder der Vogel, den man über sich schweben sah, einen Menschen, wenn nicht gar einen Gott in sich berge? Vor ihren unverständlichen Lauten, die gleichwohl wie eine geheime Sprache klangen, stand man wie vor einem Wunder. Man konnte nicht anders annehmen, als daß sie an den Geschicken der Menschen teilnähmen, ja mitunter in dieselben eingriffen, wohl gar als Teilnehmer im Rate der Götter oder geradezu als deren Boten. Nur wenig auserlesenen, von der Gottheit besonders begnadeten Menschen war es vergönnt, ihre Sprache zu verstehen. So lauschte Siegfried nach der Erlegung des Lindwurms dem weisen Rate zweier Vögel im Gebüsche. Ja, man glaubte an eine Zeit innigen Gedankenaustausches zwischen Mensch und Tier wie zwischen Völkern — die Sprache der Tiere sei durch das Verschulden der Menschen verstummt und habe sich auf unverständliche Laute beschränkt. Nur der unverdorbene Naturmensch, der sein Leben noch mit keinem Vergehen gegen die Tiere befleckt

Digitized by Google

in der Kindlichkeit und Harmlosigkeit seines Verkehrs ist, wie Rückert so schön in dem Volksliede singt: „unbewußter Weisheit froh, vogelsprachekund, wie Salomo!“ —

Kein Wunder also, wenn man Gang oder Flug sowie Geschrei der Tiere aufmerksam beachtete, daß man sich daraus Glück oder Unglück voraussagte. Und wie man sich scheute, die Gottheit mit dem wahren, eigentlichen Namen zu nennen, so umschrieb man auch oft die Tiernamen. So nennt der Bauer in Schweden den Fuchs noch heute lieber „Waldgänger“, den Wolf „Graubein“, den Bären, weil er Honig nascht, „Süßfuß“, oder mit dem begütigenden Schmeichelwort: „Großvater“. Den innigen Beziehungen zur Tierwelt entsprechend verliehen sich aber auch die Menschen gern Tiernamen, wie vom Adler abgeleitete z. B. Aro, Arnamar (d. i. adlerberühmt) und Arnhild (Adlerkrieg), ferner Hraban (Rabe), Isanpero (Eisenbär), Eburgrim (Eberhelm), Wulf (Wolf), Wulfila (Wölfchen) u. dgl.

Bei so innigen Wechselbeziehungen lag es wohl nahe, auffallende Tiercharaktere zum Gegenstand der Dichtung zu machen, wenn sie auch keinen so reichhaltigen Stoff boten wie die Helden der Sage und Geschichte. Die Phantasie mußte ihnen erst eine Geschichte erdichten, und hierzu baute die Vermenschlichung der Tiere die Brücke. Dadurch, daß die Tiere handeln und reden wie Menschen, vergessen wir, daß sie eigentlich nur wirkliche Tiere sind, und außerdem greifen richtige Menschen mit ein. Ja, in dieser Verkleidung menschlicher Typen, in der eigentümlichen Vermischung menschlicher Leidenschaften mit unverkennbar tierischen Zügen liegt ein ganz unbeschreiblicher Reiz — ein Reiz, der dem Heldenepos abgeht. Es liegt darin zugleich ein so köstlicher, ungesuchter Humor, daß wir uns eines gewissen ästhetischen Behagens gar nicht erwehren können. Wir erinnern nur an das urkomische Leichenbegängnis der Henne im Reineke Fuchs, wo ihr mit feierlichem Pathos vor der Bahre das Totenamt gesungen und die tragische Grabschrift gesetzt wird. Aber trotz der Nachahmung des Menschlichen werden auch die reintierischen Züge bewahrt. So singt der Hahn auf einem Beine stehend mit geschlossenen Augenlidern, der Fuchs wendet im Kampf mit dem Wolf seine angeborenen Kniffe an, die Katze kann die Gier nach Mäusen, der Bär die Lust am Honig nicht verleugnen.

An Frische und Lebendigkeit erhebt sich die Tiersage weit über die gewöhnliche Fabel, in der eine Moral gepredigt werden soll. Zu diesem Zwecke können auch tote oder scheinbar leblose Gegenstände redend und handelnd in der Fabel eingeführt werden, wie Stühle, Tische, Steine, Pflanzen u. drgl., doch sie entbehren von vornherein der Wahrscheinlichkeit oder Menschenähnlichkeit und infolgedessen des frischen, natürlichen Lebens, welches das vermenschlichte Tier besitzt.

Digitized by Google

Nicht alle Tiere eignen sich zu Parallelen mit Menschen; kleine, unbedeutende entziehen sich zumeist ihrer Beachtung, wenn sie nicht hervorstechende Eigenschaften haben, wie die Ameise. Auch liegen uns die einheimischen selbstverständlich näher als die fremden. Eigentümlich ist dann freilich die Thatsache, daß wir von den Hauptträgern der Tiersage, wie Fuchs, Wolf, Bär, Kater u. a. nur ein Exemplar als Vertreter der ganzen Gattung kennen lernen.

Die beiden Hauptpersonen in der Tiersage sind bekanntlich der Wolf und der Fuchs, Tiere, in denen sich die hervorstechenden Eigenschaften unserer Vorfahren widerspiegeln, nämlich die kriegerische Tapferkeit und die List. Dies besagen auch ihre Namen Isengrim („Eisenhelm") und Reinhart („ratgewandt"). Als dritte Hauptfigur erscheint seltsamerweise der Löwe, der gar nicht in Deutschland einheimisch und sicherlich aus den Fabeln Äsops entlehnt ist. Der eigentliche König der germanischen Wälder ist ohne Zweifel der Bär, wie ihn die Finnen und Esthen ausdrücklich als solchen bezeichnen; er heißt dort Ohto oder Otso und bei letzteren Ot. Auch finden sich in deutschen Tiergedichten noch Spuren der Königsherrschaft des Bären.

Vergleichen wir nun die Helden der Tiersage mit den menschlichen Heroen, einem Siegfried oder Hagen, so entbehren freilich bei aller Ähnlichkeit gemeinsamen Rachedurstes und grausamen Hohnes die tierischen Charaktere jener edleren Züge der Liebe, Treue, Freundschaft und Großmut, wie sie uns z. B. aus dem Nibelungen- und Gudrunliede entgegenleuchten. Isengrims Heldenhaftigkeit wird durch seinen räuberischen Sinn und seine Gier beeinträchtigt; ebenso fordert Reinekens Schlauheit durch die Anwendung der verwerflichsten Mittel und seine fühllose Schadenfreude unsere sittliche Mißbilligung heraus, um so mehr, als der Fuchs zum Wolf in verwandtschaftlicher Beziehung erscheint. Ist ja doch auch das lateinische Wort vulpes für Fuchs offenbar dasselbe wie unser „Wolf". Der Fuchs redet den Wolf oft als Oheim an und zu der Wölfin steht er in einem förmlichen Liebesverhältnis. Allerdings pflegen auch wohl andere, kleinere Tiere die größeren mit dem Titel „Oheim" oder „Gevatter" anzureden. Im übrigen werden Fuchs und Wolf schon durch die Farbe von einander geschieden, und der „rote" kommt gar bald seiner boshaften Listen wegen in Verruf. So gilt nicht nur der Ausdruck vulpecula „Füchslein" im salischen Gesetz für einen Schimpfnamen, sondern auch im Volksmund ist der „Rote" gebrandmarkt, wie das Sprichwort sagt: „Rothaar und Ellernholz wächst auf keinem guten Grund!"

Fragen wir nun nach der Heimat der Tiersage, so führen uns die ältesten Spuren ins Land der Franken, zu jenem Volke, bei dem auch die Siegfriedsage ihren Sitz hatte. In dem alten Gallien finden wir

Digitized by Google

schon frühzeitig eine besondere Vorliebe für die lateinische Tierfabel, und diese hat sicherlich auf die germanische Tiersage eingewirkt. Schon zur Zeit der Merowinger überliefert uns Fredegar eine Erzählung von einem „Hirsch ohne Herz", der eben deshalb immer zu Schaden kommt, weil er sich seine Schädigungen nicht zu Herzen nehmen kann. Außerdem existiert noch ein Bruchstück einer ländlichen Fabel vom Wolfe. Die ältesten Tiergedichte waren aber, weil sich zuerst die Mönche des Stoffes bemächtigten, lateinisch abgefaßt; vom 12. Jahrhundert ab, als die Laien zu dichten anfingen, schrieben sie französisch, da das Deutsche im alten Frankenreich durch das romanische Idiom bereits verdrängt war. Deutschen Ursprung aber bekunden selbst in der französischen Form noch die Eigennamen der Tiere wie Isengrim für Wolf, zunächst dem lateinischen Isengrimus entlehnt, Renart für Fuchs (lat. Reinardus) und Brun für Bär (Bruno). Der Löwe als fremder Eindringling führt zunächst keinen Eigennamen, dann Rufanus, französisch Nobles.

Von den ältesten lateinischen Tiergedichten erwähnen wir zuerst die Ecbasis d. h. „die Flucht" eines Kalbes, nämlich aus seiner Herde; es gerät einem Wolfe in die Klauen, der es auf seine Burg schleppt. Hierauf erfolgt im Auftrage des Königs die Belagerung der Feste durch die übrigen Tiere unter Anführung des Fuchses. Gelegentlich erzählt der Wolf seinen Mannen die Veranlassung seiner Feindschaft mit dem Fuchse. Hierauf erkrankt der Löwe und wird vom Fuchse auf Kosten des Wolfes geheilt; es wird diesem nämlich das Fell abgezogen, damit sich der Patient hineinhülle um zu erwarmen. Schließlich wird das Kalb befreit und der Wolf, dem bereits das Fell über die Ohren gezogen, getötet.

Dies Gedicht, das aus 1229 gereimten Hexametern besteht, entstand in Lothringen ums 10. oder 11. Jahrhundert.

Ähnliche lateinische Gedichte dieser und der folgenden Zeit behandeln mit Vorliebe Abenteuer des Wolfes. Das bedeutendste derart führt den Titel: Isengrimus in lateinischen Distichen, in 7 Büchern, von dem es auch noch einen kürzeren Auszug gibt. Wir erkennen in ihm schon deutlich satirische Ausfälle gegen die Geistlichkeit, speziell gegen Bernard von Clairvaux, das Haupt des Cistercienser-Ordens. Ein zweites größeres Tiergedicht heißt Reinardus und wird einem Dichter Nivardus zugeschrieben; es enthält eine Reihe von losen Abenteuern, in denen immer der Wolf durch den Fuchs zu Schaden kommt. Alle diese Gedichte haben Klostergeistliche zu Verfassern und enthalten Angriffe gegen ihren eigenen Stand, oder die geistlichen Neuerer, die Cistercienser, welche den alten Benediktiner-Orden verdrängen. Der Wolf spielt in ihnen noch die Hauptrolle, wohl veranlaßt durch die Bibelstelle, wo der Herr von den Wölfen im Schafs-

Digitized by Google

kleide redet. Verkehrt ist sicherlich das Bestreben einiger Altertumsforscher aus den Tiernamen geschichtliche Persönlichkeiten herauslesen zu wollen wie z. B. Arnulf aus Rufanus und Raginarius, einem lothringischen Grafen, dessen Burg auch einmal belagert wird, aus Reinardus. Diese Namen wiesen aufs 9. Jahrhundert zurück, während der Reinardus nachweislich aus dem 12. Jahrhundert stammt, und welchen Reiz hätten diese ziemlich unbedeutenden Personen noch für die spätere Zeit gehabt?

Gegen Ende des 12. Jahrhundert aber ging die Tiersage aus den Händen der Geistlichkeit in die des Adels über und legte französisches Gewand an. Als Hauptdenkmal dieser Zeit gilt ein dreibändiger Roman („Renart"), der eine Menge lose aneinander gereihter Erzählungen enthält. Aber auch der Ton hat sich geändert. Jetzt überwiegt die Satire gegen das Hofleben, und der Fuchs, als der aalglatte, gewandte Schmeichler und Ränkeschmied, tritt in den Vordergrund. Denselben Charakter zeigen spätere Produkte in flämischer Sprache, wie der Reinaert des Dichters Willem. Trotz erkennbarer. Nachahmung begegnen wir hier auch echt deutschen Überlieferungen, z. B. einem Einschiebsel aus der deutschen Heldensage, nämlich dem Gotenkönig Ermenrich, von dessen Schatze der Fuchs dem Löwen vorschwindelt.

Im eigentlichen Deutschland finden sich schon vom 10. Jahrhundert an Spuren vom Vorhandensein einer einheimischen Tiersage. In einem hochdeutschen Gedichte: Isengrims Not, das freilich erst um 1170 entstand, finden sich geschichtliche Anspielungen, die auf die Zeit Ottos I zurückgehen. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit vermutet man z. B. in Brune dem Bären den Bruder Ottos des Großen Bruno, der Kanzler des Reiches und Erzbischof von Köln war. Und so kommen noch andere Bezüglichkeiten vor.

Als Verfasser dieses Gedichtes wird Heinrich der Glichezare, d. h. der Gleißner d. i. Heuchler, genannt, der seinen Stoff aus lateinischen und französischen Quellen schöpfte. Er war von Geburt ein Alamanne und, wenngleich ein fahrender Dichter, von nicht ungewöhnlicher Bildung. Das Gedicht enthält 12 Abenteuer, in denen in der Regel der Wolf durch die List des Fuchses zu Schaden kommt; doch erkennt man deutlich des Verfassers Vorliebe für den letzteren, den er als den von Natur Schwächeren in Schutz nimmt. Der Titel geht demgemäß bei späteren Umarbeitungen geradezu in den des „Fuchses" über.

In den folgenden Jahrhunderten herrscht mehr die Neigung zu den Tierfabeln in Äsopscher Manier vor, unter denen auch Vogelgedichte mit dem Zaunkönig als Herrscher Erwähnung verdienen, bis wir denn endlich gegen Ende des 15. Jahrhundert dem letzten Ausläufer der germanischen Tiersage, dem niederdeutschen Reineke de voß (d. i. Fuchs) begegnen.

Digitized by Google

Um dieselbe Zeit war auch das berühmte „Narrenschiff" des Sebastian Brant erschienen, worin er das Gebaren der damaligen Welt als eine große Narretei geißelt. Der Inhalt des Reineke de voß hat insofern damit einige Verwandschaft, als er auch wie eine Art von verkehrter Welt rügt, wenn List und Bosheit den Sieg davontragen. Der niederdeutsche Reineke geht ohne Zweifel auf eine holländische Übersetzung des flämischen Reinaert, den man dem Heinrich von Alkmar zuschreibt, zurück und soll einen gewissen Hermann Barckhusen zum Verfasser haben. Er pflanzte sich in zahllosen Übersetzungen und Bearbeitungen fort, wovon die hochdeutsche aus dem 16. Jahrhundert die wichtigste ist; es war dies der letzte Sproß, den der uralte Baum der Tiersage getrieben, aber ein Sproß, der grünte bis auf unsere Tage. Der Reineke Fuchs ward viel gelesen und von bedeutenden Männern wie von Luther zur Lektüre empfohlen „als lebendige Kontrafaktur des Hoflebens". Auch hatte er belebende Wirkung auf die Fabeldichtung und regte manchen Dichter zu ähnlichen Schöpfungen an. Dahin gehört der „Froschmeuseler" des Georg Rollenhagen zu Ende des 16. Jahrhunderts, der, wenn er auch zunächst eine Nachahmung der homerischen Batrachomyomachie („Frosch- und Mäusekrieg") ist, doch auch sicherlich vom Reineke Fuchs beeinflußt ist.

Unter den Tiergedichten des 17. Jahrhundert verdienen der „Gänskönig" des Wolfhart Spangenberg, ein humoristisches Martinsgansgedicht, und der Eselskönig eines pseudonymen Verfassers, worin der Esel zum Nachfolger des Löwen ernannt wird, hervorgehoben zu werden. Von nun an ruht die Tierdichtung, bis sie in Goethe eine Neugeburt erfuhr. Hat auch Goethe manches Ursprüngliche und Naturwüchsige des Originals verwischt, so hat er eben durch die Verfeinerung des Ausdrucks den Stoff zum Gemeingut der Nation gemacht. Nicht wenig trugen zur Verbreitung der Goetheschen Bearbeitung die vortrefflichen Illustrationen Kaulbachs bei, die ihre Meisterschaft besonders im charakteristischen Gesichtsausdruck zeigen. Die Illustrierung an und für sich war zwar nichts Neues; doch hatten die früheren Holzschnitte etwas Schnörkelhaftes und wenig Natürliches.

Auch die bildende Kunst fand schon früh einen dankbaren Vorwurf im Inhalte der Tiersage. Besonders fand man in Kirchen an Wänden, Pfeilern und Chorstühlen Bilder aus der Tierwelt mit vorwiegend satirischer Spitze gegen die Geistlichkeit. Da erblickt man namentlich den Wolf als unaufmerksamen Schüler, der nichts sieht und hört als „Lamm"; so an einem Kapitäl im Chor des Freiburgers Münsters. In der Kirche eines westfriesländischen Dorfes Oosterbierum sieht man an einem Balken den Fuchs abgebildet, wie er Gänsen predigt. Im Straßburger Münster befand sich noch 1298, wie uns Fischart beschreibt, an zwei Kapitälen

Digitized by Google

die Abbildung eines Begräbnisses des scheintoten Fuchses. Voran ging der Bär mit Weihkessel und Weihwedel, dann kam der Wolf mit dem Kreuze und der Hase mit der Kerze; dahinter folgte die Bahre mit dem Fuchse, von Eber und Bock getragen, und darunter kauerte der Affe am Boden. Am andern Kapitäl war das Totenamt: am Altar mit Kelch und Buch steht der Hirsch, dahinter der Esel, dem der Kater ein gleichfalls aufgeschlagenes Buch vorhält. Des Ärgernisses halber wurden diese Darstellungen 1685 entfernt, doch wir kennen sie noch aus Fischarts Wiedergabe.

An einem Hause in Breslau war ein Bär abgebildet, wie er andern Tieren die Orgel vorspielt. Auf den Pfeilerfriesen der Krypta in Basel ist so ziemlich der ganze Inhalt von Isengrims Not, besonders die Krankheit und Heilung des Königs, dargestellt. Sehr beachtenswert ist eine Stickerei in Lübeck aus dem 14. Jahrhundert, vermutlich eine frühere Altardecke, auf der sich eine Menge Tierbilder befinden.

Wie populär der Inhalt der Tiersage war, bewiesen auch eine Menge von Sprichwörtern wie z. B. schon im Mittelalter das bekannte: „Ein Wolf war krank; als er genas war er ein Wolf so wie zuvor." Noch heute hört man im Volksmund in Westfalen ein Sprichwort, das an die bekannte Fabel vom Fuchs und den Weintrauben erinnert, es heißt: „Sie ist mir zu krumm", sagte der Fuchs, — da saß die Katze mit einer Wurst auf dem Baum."

Und wie viele Volkssagen und Volksmärchen gibt es, die wir in der bekannten Grimmschen Sammlung lesen, in denen der Wolf als plumper, täppischer Nimmersatt und als Tyrann des Fuchses auftritt, von diesem aber als dem klügeren überlistet und geschädigt wird! So beweist der Fuchs, daß er nicht nur von Natur, sondern auch in der Litteratur ein zähes Leben hat und daß ein geriebener Fuchs auch im Alter seine Naupen nicht vergißt. Und erkennen wir nicht noch alltäglich die freilich nicht immer tröstlich klingende Moral, daß List und Zungenfertigkeit in der Welt den Sieg davontragen? Darum singt auch Goethe in seinem Distichon mit Recht:

„Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen? —
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut!" —

Digitized by Google

Der gehörnte Siegfried.

Erstes Kapitel.

Die Flucht vom Vaterhause.

Sieghard, König in Niederlanden, stand auf dem Altane seiner Burg und sah herab in den Vorhof. Dort tummelte sich Siegfried, sein einziger Sohn, mit mehreren Gefährten umher; sie übten sich im Wettlauf, Steinwurf und andern Spielen, und das fröhliche Jauchzen der Knaben drang bis herauf zu dem König. Ein Lächeln erhellte zuweilen das ernste Gesicht desselben, wenn er sah, wie sein Sohn alle seine Genossen an Kraft und Gewandtheit übertraf. Er war stets der erste am Ziel; keiner der andern vermochte es ihm gleich zu thun im Ger- und Steinwurf.

„Ihr seid alle erbärmliche Schwächlinge!“ rief jetzt der junge Königssohn übermütig, „nicht einmal das Ziel dort vermögt ihr mit eurem Wurf zu erreichen. Ich aber gedenke noch weiter zu gelangen, da schaut und thut wie ich, wenn ihr könnt.“

Er ergriff mit einer Hand einen mächtigen Feldstein und schleuderte ihn kraftvoll, daß er weit über den bestimmten Punkt hinaus dicht vor einem vorüberschreitenden stattlichen alten Hofherrn niederfiel. Der Mann machte einen gewaltigen Sprung zurück und blickte mit solchem Entsetzen auf den Stein, daß sowohl Siegfried als auch seine Gespielen in lautes Gelächter ausbrachen.

„Hei, Alter!“ rief ersterer, „das kommt davon, wenn man uns in den Weg tritt, wenn wir Steine schleudern. Das ist nichts für deinesgleichen, darum mache daß du fortkommst, denn — he, was gibt's? was will der Schwätzer?“ unterbrach er sich selbst, als der Edelmann, statt seiner Weisung zu folgen, herankam und zornig auf die frechen Jungen schalt, denen von Rechts wegen die Rute gebühre für ihren Bubenstreich. Der Sprecher hob dabei den derben Stock in seiner Hand, taumelte aber,

Digitized by Google

von Siegfrieds Hand getroffen, zu Boden, während die andern Knaben scheu auseinanderstoben. Mit flammenden Augen, das Antlitz von Wut entstellt, stand der Königssohn über dem Gestürzten, der sich vergebens bemühte, sich aufzurichten.

„Du willst mir drohen, mir, dem Siegfried?" schrie er, „nimm dies! und" . . . Eine Hand faßte seinen erhobenen Arm und riß ihn zurück — es war Sieghard, sein Vater, der hinter ihm stand.

Grimmig stampfte der Knabe mit dem Fuße. „Laßt los, Vater!" rief er, „ich schaffe mir das Recht, das mir gebührt."

„Was dir gebührt?" fiel Sieghard ein, „dir, der weder Stand noch Alter schont in seinem Zorn? Unbändiger Bube, fort! aus meinen Augen! Gehorche, oder . . ."

„Gehorchen, immer gehorchen!" knirschte Siegfried. „Ich bin kein Knabe, ich bin stark wie ein Mann! Ich will nicht gehorchen, frei will ich sein! fort will ich in die Welt, und euch allen zeigen, was Siegfried vermag!"

Hochaufgerichtet stand Siegfried vor seinem Vater, schlank und doch kraftvoll wie die junge Edeltanne. Seine blonden Locken wehten im Winde, seine Augen leuchteten, als er fortfuhr: „Gebt mir Urlaub, Vater, laßt mich ziehen!"

Ein schmerzliches Lächeln glitt über des Königs Gesicht.

„Thörichter Junge", sagte er, „frei ist nur der, welcher sich selbst beherrscht. Indessen", setzte er nach kurzem Besinnen hinzu, „du sollst deinen Willen haben. Versuche dein Heil, verlaß deine Heimat, deine Eltern, gehe, wohin dein Herz begehrt! Sobald du gerüstet bist, wie es meinem Sohne geziemt, halte ich dich nicht länger an meinem Hofe zurück. Bis dahin jedoch", schloß er ernst seine Rede, „verlange ich Ruhe und Gehorsam. Das merke dir!"

Er wandte sich und ging nach dem Frauengemache, seine Gemahlin zu suchen und das Nötige mit ihr zu bereden. Er fand sie in großer Erregung, denn sie hatte von ihrem Fenster alles mit angehört und gesehen.

„Sieghard! Sieghard!" rief sie ihm entgegen, „stoße unsern Knaben nicht von uns, unsern Liebling, unser einziges Kind."

„Es ist sein Wille", versetzte finster der König, „er mag ihm folgen. Ich kann den Jungen nicht mehr bändigen; im Gefühl seiner überlegenen Kraft achtet er keine Lehre, kein Mahnwort. Er folgt nur seinem Jähzorn und Ungestüm. Unsre Freunde und Vertrauten sagen schon lange, es sei das einzige Mittel, ihn zu ändern; wohlan, vielleicht haben sie recht, und was wir nicht vermochten, erzieht das Leben aus ihm mit seinen Mühseligkeiten und Lasten. Zage nicht, gutes Weib", fuhr er milder fort, „ich kann nicht anders; er soll gehen und, wer weiß, mir ahnt, er kehrt einst

Digitized by Google

zurück — ein Mann, ein Held, wie ihn die Welt noch nicht gesehen, unser Glück und Stolz."

So redete der König, sich selbst beruhigend; aber die Mutter weinte und klagte: „Er ist zu jung, er geht uns verloren durch eigne Schuld."

Während die Eltern zusammen sich besprachen, schlich Siegfried heimlich aus der Burg. Flüchtigen Fußes erreichte er den Saum des nahen Waldes, der sich weit in das Land hinein erstreckte und blieb hier tiefatmend hinter einer riesigen Eiche stehen.

„Frei!" jauchzte er, „frei! Hei! wie zwitschern und singen die Vögel im Walde, als wollten sie rufen: Willkommen, Siegfried! willkommen! Ruhig soll ich sein und gehorsam, so will der Vater; er irrt, ich dulde keinen Zwang mehr! Fort aus den engen, dumpfen Mauern der alten Burg, hinaus in die schöne, sonnige Welt! Was bedarf ich des Rüstzeugs — das gewinn ich mir selbst! — Die Mutter freilich" — er hielt inne, „sie weint und trauert wohl um mich — doch nur getrost: ich kehre wieder, an Thaten reich und reich an Ehren! Dann sitz' ich wie voreinst zu deinen Füßen, lieb Mütterlein, und ruhe aus. Ich darf, ich kann nicht länger warten, ich muß hinaus zu Kampf und Sieg! Der wilde Siegfried zieht davon, lebewohl!"

Er eilte fort auf verschlungenen Pfaden, über Wurzeln und Strauchwerk ohne Ermüden, bis die Nacht anbrach und ihn zur Rast zwang. Da streckte er sich unbekümmert nieder auf weiches Moos und schlief ohne Harm, bis die Morgensonne ihn weckte mit ihrem Strahl. Er sprang auf, er jauchzte in den kühlen, grünen Wald hinein, sang mit den Vögeln um die Wette und wanderte weiter, achtlos wohin er kam, sorglos und fröhlich, wie die Jugend ist, die nichts weiß von des Lebens Last und Leid.

Derweil saßen fern in der Burg Siegfrieds Eltern, der Vater in düsteres Sinnen verloren, die Mutter weinend in tiefem Schmerz.

„Er ist fort ohne Abschied, mein Knabe ist fort", klagte sie schluchzend, „mein Liebling, mein einziges Kind, lebewohl."

Zweites Kapitel.

Ankunft in Worms.

Die Abendsonne spiegelte sich in den Wellen des Rheines, sie blitzten und funkelten wie rotes Gold. Verklärt in der Abendröte glänzten auch die Fenster und Zinnen der Burg zu Worms, wo Gilbald der König Hof hielt am Rhein.

Digitized by Google

Drüben am andern Ufer lag in seinem Kahne der alte Kuno, der Fährmann, müde von des Tages Hitze und Anstrengung. Ein kühlendes Lüftchen wehte über den Strom herüber, das that dem Alten wohl; er reckte und streckte sich behaglich und schloß die Augen.

„Hei, holla! Fährmann, aufgewacht! Noch ist nicht Schlafenszeit!" rief eine helle, jugendliche Stimme.

Kuno sprang überrascht auf und betrachtete den Rufer, dessen Schritt er nicht vernommen hatte. Es war ein junger Bursche in schlichter Kleidung. Als Waffe trug er in der Hand nur einen derben Stock oder eine Keule, doch stand er stolz und aufrecht, als schmücke ihn eine Königskrone, und schaute lachend in des Fergen verschlafenes Gesicht.

„Hast gut geruht, Alter", fuhr er fort, „und nichts gesehen noch gehört. Nun aber wacker, fahre mich über. Ich will nach Worms an Gilbalds Hof, von dessen Ruhm ich vielerlei gehört habe."

„Zu König Gilbald? Ein Bursche wie Ihr? So jung an Jahren und unbekannt", brummte Kuno. „Die Söhne des Königs sind tapfere Helden, die schicken Euch heim mit Spott und Schimpf, wenn Ihr ohne Wehr und Waffen kommt. Doch, was kümmert's mich?" . . .

„Ganz recht, alter Griesgram", lachte der Fremde. „Fahr' mich nur über, ich will dir's lohnen."

Schweigend stieß der Fährmann vom Ufer ab. Er lenkte das Schifflein mit kundiger Hand; sein junger Fahrgast stand vor ihm und schaute nachdenklich mit leuchtenden Blicken über den Strom; im Abendwinde flatterten seine langen Locken, sie flimmerten und schimmerten im Glanze der untergehenden Sonne wie lichtes Gold.

„Ein schmucker Junge", murmelte der alte Kuno für sich. „Der ist kein Mensch wie unsereiner. Wer weiß — he, Kuno! was kümmert's dich?" knurrte er verdrießlich vor sich hin. „Ich bin" — er schwieg, denn der fremde Geselle sang mit heller Stimme:

„Auf grüner Fluten Wogen,
Komm' ich im Schiff gezogen,
Ich bin ein Königskind.
Du, Schifflein, schwimme linde
Im sanften Abendwinde,
Trag' mich gen Worms geschwind!"

„Fahr' zu, Fährmann!" unterbrach er sich dann selbst. „Schau, ich komme weit her, immer stromaufwärts über Berg und Thal, um die Stadt zu erreichen, die drüben liegt."

Der Kahn landete; mit leichtem Schwunge stand der Jüngling auf dem Lande. „Gottes Lohn, wackerer Ferge", rief er, „den verdienten Sold" ....

Digitized by Google

„Brauch' keinen Sold", murrte der Alte. „Seh' ich Euch einst wieder, soll's mich freuen. Gehabt Euch wohl!"

Er hatte dabei den Kahn wieder zurück in den Strom gelenkt und fuhr davon.

Der Jüngling sah ihm lächelnd nach: „Gottes Lohn, wackerer Ferge", wiederholte er, dann wandte er sich und schlug den Fußpfad ein, der, wie ihm schien, nach der Königsburg führte.

Bald lag sie vor ihm, stattlich und gewaltig, mit Erkern und Türmen. Das weite Burgthor war geöffnet; er schritt hinein, unbemerkt von dem Wächter, denn der sah in dem Hofe dem Buhurtspiel zu, bei dem wohlgewappnete Ritter und Mannen sich weidlich umhertummelten. Hei, wie flogen die Gere, wie rasselten die Schwerter auf Schilde und Harnische!

„Ho!" rief der Ankömmling, den niemand beachtete, „ho! lustige Kurzweil! da thu' ich mit! He, Freund", wandte er sich dem Nächststehenden zu, „gib mir deinen Ger, denn ich habe keinen."

Mit finsterem Blicke und hochmütiger Stirn trat der Angeredete von dem Sprecher zurück und winkte dem Wächter.

„Säumiger Bursche", schalt er heftig, „läßt Bettelbuben in unsern Kreis? Ich will dich lehren! Hinaus mit ihm!"

Der Thorwart eilte erschrocken hinzu, allein er wagte nicht, den fremden Jüngling anzugreifen, der mit flammenden Augen ihm entgegentrat.

„Rühre mich nicht an, elender Knecht!" sagte er, „ich bin Siegfried, König Sieghards Sohn, der in Niederlanden Krone trägt."

„Ein Königssohn ohne Wehr und Waffen!" höhnte der erste Sprecher wieder; „he, Ehrenbert, Walter! kommt heran, daß ich euch zeige, wie ein Königssohn aussieht."

Ein glühendes Rot überzog Siegfrieds Antlitz, er machte eine Bewegung als wolle er sich auf den Spötter stürzen; doch bezwang er sich und sprach mit bebender Stimme: „Übel thust du, mich zu reizen, denn trag' ich nicht Wehr und Waffen wie du, so hab' ich dafür eine Haut von Horn, die weder Hieb noch Stich versehrt. Als ich im Walde den Drachen erschlug und verbrannte nebst anderm greulichem Gewürm, da bestrich ich mich mit dem Fett der Tiere und bin dadurch sicher vor jeder Gefahr."

„Ha, Knabe", lachte sein Gegner auf, „erschlägst du Lindwürmer, wie ein andrer Fliegen? Doch genug des Schwatzens, noch einmal wiederhole ich's, hinaus mit dir! Um Buben, wie du, kümmern wir uns nicht. Ich bin Hagenwald, König Gilbalds Sohn. Du bist wohl des Vaters Zucht entlaufen, daß du so früh . . . ."

Er wich unwillkürlich zurück. Siegfried stand vor ihm, glühend vor Zorn. Er erhob wie ehemals die Faust zum Schlage, Hagenwalds Hand

Digitized by Google

griff nach dem Ger — da gebot eine mächtige Stimme Einhalt. Es war der König, der unbemerkt genaht war. Neben ihm, dicht an ihn geschmiegt, wie erschrocken vor dem lauten Lärm, stand ein holdes Mädchen, fast noch ein Kind, das mit großen Augen furchtsam flehend die Erzürnten ansah, als wolle es sagen: „seid gut."

Siegfrieds Blick fiel auf die leichte Gestalt; sein Arm sank herab, er strich sich mit der Hand über Stirn und Augen; nur Hagenwald blieb stehen, kampfbereit, den Ger in der Faust.

„Zurück, Hagenwald", befahl der König noch einmal. „Und du, junger Geselle, tritt näher zu mir. Du nennst dich Siegfried, Sieghards Sohn? Der Name ist mir wohlbekannt. Du bist noch gar jung, warum entließ dich dein Vater so frühe?"

Aufrecht und stolz stand jetzt Siegfried vor dem Herrscher, sein Zorn war verflogen. Aufrichtig erzählte er, wie er müde des Wartens des Vaters Burg verlassen habe, begierig nach Kämpfen und Abenteuern. „Denn", setzte er hinzu, „bin ich auch noch jung, ich bin stark und waffengeübt genug."

Hierauf schilderte er seine Wanderung durch Wald und Feld, die er so fröhlich und sorglos begann. „Doch", meinte er, „fand ich schlechte Begleiter, Hunger und Durst wurden meine Gesellen und quälten mich weidlich manchen Tag, bis ich endlich bei einem Schmiede in einem Dörflein Obdach fand. Der Meister nahm mich als seinen Lehrburschen gern in Dienst. Am andern Morgen stand ich zeitig nach seinem Gebot mit dem Hammer am Ambos. Ich sollte glühendes Eisen schmieden; der Arbeit war ich ungewohnt; ich schlug mächtig zu, wohl allzukräftig, denn das Eisen zersprang in Scherben, der Ambos sank in die Erde ein, der Meister faßte mich wutentbrannt an den Haaren und schrie: „Hei, toller Junge, willst du alles zerschmettern? Ich werde dir zeigen" — Er kam nicht weiter, denn seht, edler Herr", fuhr der Erzähler fort, „der Siegfried kann das nicht ertragen. Ich stieß ihn von mir, daß er zur Erde fiel, und den Gesellen, der ihm helfen wollte, den schlug ich, daß ihm Hören und Sehen verging. Da lagen sie beide, und ich ging hinaus."

„Ei, ei", sagte König Gilbald lächelnd, „du scheinst nicht säumig mit deiner Faust. Dazu blickst du so grimmig umher, daß hier Florigunde, mein Töchterlein, dich nur zitternd ansieht."

„Was wollt Ihr, Vater", rief spöttisch lachend Hagenwald, „der kühne Recke schlägt nicht allein Menschen, er erlegt auch Drachen ohne Waffen und Wehr. Vor solchem Helden darf ein Mägdlein erbeben."

Das Blut schoß wieder in Siegfrieds Wangen, doch er sah in Florigundens freundliche Augen und sagte, sich bezwingend, ruhig: „Wohl erschlug ich andern Tags einen Lindwurm, als ich im Walde nach Kohlen

Digitized by Google

ging, wie mir der Meister befohlen hatte. Das greuliche Untier schoß aus dem Dickicht mit gähnendem Rachen auf mich zu und, wahr ist's, ich hatte nicht Schwert noch Ger, doch fand ich Bäume und Gesträuche genug, die schleuderte ich über das Gewürm, daß es nicht mehr vor- noch rückwärts konnte. Dann sprang ich schnell zu dem nächsten Köhler, holte mir brennende Kohlen und zündete das dürre Gehölze an. Bald schlugen lodernde Flammen von allen Seiten empor, drinnen aber in der Glut, da zischte es und heulte, brüllte und kreischte, daß es im Walde widerhallte und die Vögel und andres Getier ängstlich entflohen. Ich indes freute mich und griff, wo ich konnte, noch andres schädliches Gewürm hinzu, schleuderte es in die flammende Lohe, daß es mit verbrannte und nichts übrig blieb als ein Bächlein siedendes Drachenfett, wie ich vorhin schon berichtete. Ich hatte meinen Finger darein getaucht und fand, daß er hart ward wie festes Horn. Da meinte ich, das sei wohl nützlich in Gefahr und bestrich mich mit dem heißen Öl, so gut es ging. So bin ich nun . . ."

„Gehörnt wie ein Drache", fiel Hagenwald ein. „Hei, gehörnter Siegfried!"

„Still, Hagenwald", verwies ihm der König unwillig seinen Spott. „Achte seiner nicht, Siegfried, sprich weiter!"

„Jetzt bin ich gewappnet für alle Zeit, sprach ich bei mir", fuhr Siegfried tiefatmend fort, „nun ziehe ich an König Gilbalds Hof, dessen Name bekannt ist in allen Landen; dort lerne ich, was ich noch zum Ritter brauche. So kam ich hierher . . ."

„Du bist mir willkommen, junger Held", sprach der König freundlich. „Komm, Florigunde, mein Töchterlein, reich' ihm die Hand. Auch ihr, meine Söhne, begrüßt ihn, wie es einem Gaste geziemt. Ist er auch jung und unerfahren in unsern Sitten, er hat gezeigt, daß er manches versteht, was kein andrer vermag. Hagenwald nannte dich den gehörnten Siegfried. Wohl, den Namen behalte, er schändet dich nicht. Die Rüstung, die du mit Ehren erwarbst, möge dir überall Schutz verleihen."

„Je nun", meinte Siegfried lächelnd, „sie ist nicht unfehlbar, zwischen den Schultern ist eine Stelle unbeschützt. Ich konnte sie mit der Hand nicht erreichen. Doch was schadet's am Ende? Ins Auge soll man dem Feinde schauen, ich gedenke ihm niemals den Rücken zu zeigen."

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Raub Florigundens.

Manche Woche war ins Land gezogen, seitdem sich Siegfried zu Worms befand. Er kämpfte, buhurtierte wie einst daheim an des Vaters Hof und war der Liebling des Königs und seiner Gemahlin. Wenn Hagenwalds hämischer Spott seinen Zorn erregte, dann sah er in Florigundens helle Augen und vergaß seinen Groll. So verging die Zeit, und es schien allmählich, als seien auch des Königs Söhne dem jungen Recken freundlicher gesinnt. Er ging oft mit ihnen in den Wald zu jagen, fing manchmal ein zierliches Rehchen oder ein niedliches Eichkätzchen lebend und brachte die Tierchen der jungen Königstochter heim. Er wußte, sie liebte die behenden Geschöpfe, und freute sich, wenn sie ihn dankend mit den klaren freundlichen Augen ansah.

Einst war er früh am Morgen zum Walde gegangen, um zu jagen. Er hatte an diesem Tage kein Glück und kehrte nachmittags unmutig ohne Beute heim. Als er die Straßen der Stadt durchschritt, fand er die Bevölkerung in großer Unruhe. Auch in der Burg rannten die Insassen aufgeregt durcheinander; auf dem Söller stand die Königin weinend die Hände ringend, der König inmitten seiner Recken und Dienstmannen hörte Siegfrieds Fragen nicht. Niemand gab demselben Bescheid; er vernahm einzelne unverständliche Ausrufungen, die ihn mit Sorgen erfüllten. „Er kam dorther!“ — „Er ist nach den wilden Bergen geflogen!“ — „Wo mag er sie hingetragen haben?“ — „Ach, das wunderholde Königskind!“ —

Siegfried kam endlich zu Hagenwald, der schweigsam und finster in der großen Halle stand. Er fragte ihn, was geschehen sei, und dieser berichtete: „Ja, das ist eine üble Zeitung; aber was geschieht, das muß geschehen, junger Siegfried. Das hat, sagte man voreinst zu der Väter Zeit, die Norne gefügt. Schau, wir waren im Vorhof beim Buhurtieren; Florigunde, meine Schwester, sah vom Fenster herab uns zu. Da entstand ein Sausen und Brausen in der Luft wie Gewittersturm; die Sonne verlor ihren Schein, als ob sie, wie die Sage berichtet, der Wolf Sköll erwürgt hätte. Das Schrecknis war ein Flugdrache, wie die Hölle keinen zweiten geboren hat. Er strich über uns hin, wir schossen unsre Gere und Pfeile auf ihn, aber sie prallten wie Rohrstengel an seinen Hornschuppen ab. Dann hörten wir einen lauten Schrei und sahen wie das Untier meine Schwester ergriff, mit sich durch die Luft führte himmelan, weiter und weiter, bis es uns aus den Augen entschwand.“

„Und seid nicht nachgeeilt?“ schrie Siegfried. „Feige Memmen!

Digitized by Google

Buben! Ich suche ihn auf, den Unhold, durch die ganze Welt oder in der Hölle, wenn er dort sein Nest hat. Ich finde das Mägdlein oder den Tod."

„Du bist gar toll, junger Geselle", sagte Hagenwald unbewegt. „Du trägst zwar deine Haut von Horn, aber du bist kein Vogel Greif, oder eine Fledermaus, daß du durch Wind und Wolken nachjagen kannst. Ich rate dir, bleibe fein daheim, denn der Glutatem des Drachen brennt heißer als das Feuer, mit dem du einst deine Lindwürmer verbranntest."

Siegfried achtete nicht weiter auf diese Spottreden; er eilte fort, den König aufzusuchen. Er fand die Eltern zusammen; die Mutter voll Verzweiflung, in Thränen aufgelöst, der Vater in tiefer Betrübnis und Sorge um das Schicksal der einzigen geliebten Tochter. Als aber Siegfried von seiner Absicht sprach, wie er in die Welt ziehen und Florigunden aufsuchen wolle, bis er sie fände, wo es auch sei, da dankte ihm der König für seine Liebe; „aber", sagte er, „noch bist du zu jung zu solchem Wagestück. Du bist aus Vaters Hut in die meine übergegangen, und ich darf nicht dulden, daß du um unsertwillen dein Leben wagst in hoffnungslosem Kampfe."

„Zu jung, immer zu jung", knirschte Siegfried mit dem alten wilden Ungestüm, doch die Königin legte weinend ihre Hand auf seine Schultern und mahnte ihn an seine Mutter zu denken, die sich schon jetzt um ihn gräme und härme. „Soll auch sie Leid um dich tragen, wie ich um mein Kind?" fügte sie hinzu. „Gedulde dich, Siegfried, ich, Florigundens Mutter, bittet dich. Hast du erst Manneskraft erlangt, dann . . ."

„Dann hält mich nichts zurück!" rief Siegfried. „Ich rette sie, so Gott mir hilft."

In der Königsburg zu Worms war an Stelle der heiteren Feste tiefe Trauer eingekehrt. Der König hatte Boten nach allen Gegenden gesandt, um Kunde zu erhalten, wo der Drache mit seiner Tochter hingeflogen sei. Er hatte auch in Erfahrung gebracht, das Untier hause auf dem Drachenstein, wo aber derselbe und wie er zu erreichen sei, das konnte ihm niemand berichten. Auch ging die Sage, nur ein Ritter in allen Landen sei stark genug, den Unhold zu bekämpfen. Wer der Ritter sei, das wußte gleichfalls keiner; doch wenn des Königs Blick auf den jungen Siegfried fiel, dann dachte er zuweilen bei sich, der kühne Jüngling möchte wohl der Ersehnte sein.

Die Jahre vergingen im Leid, wie in der Freude. Siegfried sprach nicht mehr von Florigunden, er übte sich in allen Waffenspielen, besiegte alle Gegner, selbst den grimmen Hagenwald, der ihn nicht länger mit seinem Spotte zu verfolgen wagte. Der Knabe war jetzt zum Manne gereift. Wenn er dahinschritt, hoch und stolz, alle andern an Größe überragend, wenn seine blitzenden Augen frei und kühn jedem ins Antlitz schauten,

Digitized by Google

wenn er beim Jagen lebende Bären oder sonstiges wildes Getier einfing und, als sei das alles Kinderspiel, sie an Bäume aufhing oder gefesselt nach der Burg brachte, dann faßte selbst die trauernde Königin Hoffnung. Sie meinte bei sich, der starke Mann vermöge wohl auch den Kampf mit dem grausigen Ungeheuer zu bestehen. Ob aber Siegfried der Verlorenen noch gedachte? Die Eltern hatten ihrer nicht vergessen, allnächtlich weinte die Mutter um ihr unglückliches Kind, doch beherrschte sie sich am Tage so gut es ging.

Viertes Kapitel.

Siegfrieds Kampf mit dem Riesen und Drachen.

So waren über vier Jahre verstrichen, da zog einstmals König Gilbald mit großem Gefolge zur Jagd. Die Hifthörner klangen, die Rüden kläfften, das Wild jagte durch die Büsche in scheuer Eile; im Eifer der Verfolgung war der König immer weiter in den Wald gekommen und sah sich plötzlich allein einem gewaltigen Eber gegenüber. Schäumend vor Wut rannte das gereizte Tier dem König entgegen, der sich mit dem Ger seiner zu erwehren suchte, da stürmte Siegfried mit gezücktem Schwerte herzu und spaltete dem Wild mit einem Hiebe den Kopf, daß es, wie vom Blitz getroffen, zur Erde sank und verendete.

Der König reichte seinem Helfer die Hand. „Siegfried", sagte er, „bei Gott, das thut dir keiner nach! Du bist der stärkste Degen an meinem Hofe und, wie ich glaube, in allen Landen. Das zu erproben gedenke ich ein Turnier auszuschreiben, dann magst du vor Königen und Fürsten deine Kunst beweisen und den Ritterschlag empfangen."

„Ihr sollt Euch meiner nicht zu schämen haben, mein königlicher Herr!" rief Siegfried. Seine Augen blitzten in stolzer Freude.

Es geschah wie Gilbald gesagt hatte. Gekrönt mit Ehren und Siegespreisen erhielt vor versammeltem Volke der junge Held den Ritterschlag, und alles jubelte und jauchzte ihm zu; denn er hatte jeden Kämpen in den Staub gestreckt, der es wagte, ihm entgegen zu treten. Nur Gilbalds Söhne standen finster bei der allgemeinen Freude, sie, sonst die tapfersten Kämpfer, waren vergessen, wenn Siegfried erschien. Sein Ruhm verbreitete sich immer weiter, die Kunde kam gen Niederland in die Burg seines Vaters. Seine Mutter weinte Thränen der Freude, der Vater aber sagte: „Nun kann ich meine Tage in Frieden beschließen; ich hinterlasse mein Land einem würdigen Sohn." Er sandte hierauf Boten gen Worms, mit der Bitte,

Digitized by Google

der Langentbehrte möge endlich heimkehren zu den trauernden Eltern. Die Männer kamen indes unverrichteter Sache zurück. Sie hatten Siegfried nicht mehr in Worms gefunden. Er war, so erzählte man, einst frühmorgens zu Pferd gestiegen und nicht wieder gekommen, näheres wußte man nicht. Nur Kuno, der Ferge, meinte, er möge wohl den Weg nach dem Drachenstein genommen haben, denn er selbst habe ihn über den Rhein gefahren. Der Recke sei dem Odenwalde zugetrabt, wo der Drachenstein sich befinden solle.

So kehrte abermals Sorge und Trübsal in Sieghards Burg ein; in Worms aber dachte die Königin Tag und Nacht des verlorenen Kindes und des verschwundenen Recken. Sie sowohl als auch ihr Gemahl waren nicht im Zweifel über das, was er im Sinne führte, als er Schloß und Stadt ohne Abschied verließ. „Er wird uns wiederkehren und Florigunden mit sich führen", sagte Gilbald. „Er ist der einzige, der sie zu retten vermag." — „Möge Gott den edlen Degen beschirmen", sprach die Königin, „und ihn allezeit segnen!"

„Nun ist er fort", flüsterte Hagenwald seinen Brüdern zu, „erliegt er dem Drachen, so sind wir die stärksten Recken und keiner mag uns ferner bekämpfen." — „Der Knabe hat unsre Siegesehren geraubt", fügte Ehrenbert hinzu, „möge es ihm vergolten werden nach Verdienst!"

Während man also zu Worms über ihn redete, war Siegfried, wie der Ferge berichtet hatte, nach dem wilden Odenwald geritten, um den Drachenstein zu finden. Er durchstreifte das unwirtbare Gebirge, erhielt Herberge bei gastfreien Leuten, aber keine Kunde von dem, was er suchte. Er geriet endlich in einen finsteren Tannenwald, wo weder Weg noch Steg, noch ein wirtliches Haus zu sehen war. Wegen der sperrigen Äste mußte er oft sein Roß am Zügel führen. Da stürmte von ungefähr aus dem Dickicht ein gewappneter Recke ihm entgegen und befahl ihm, sich zu ergeben oder mit ihm zu kämpfen auf Leben und Tod. Damit schwang er sein Schwert; Siegfried aber säumte nicht, und nach kurzem Gefecht sank der fremde Ritter blutend zur Erde. Der Sieger eilte herzu, dem Verwundeten zu helfen, aber da war keine Rettung möglich, wohl aber bat der Fremde, er, der Sieger, möge, da er ungewappnet sei, seine Rüstung ferner tragen. „Ich gebrauche sie nicht mehr, du aber hast sie nötig, denn im Walde wohnt ein Riese, der, so tapfer du bist, auch dich bezwingen wird, wie er mich besiegt hat."

„Deiner Rüstung bedarf ich nicht", versetzte jener, „denn ich bin Siegfried, den sie den gehörnten nennen. Wollte Gott, ich könnte dir dein Leben erhalten!"

Der Fremde hatte sich aufgerichtet. „Siegfried", sagte er matt, „der

Digitized by Google

gehörnte Siegfried, der schon als Knabe einen Drachen erschlug? Ich kenne dich und" — er sank zurück — „auf dem Drachenstein droben — die schöne Jungfrau — der höllische Drache — suche." Seine Stimme erstarb, er war tot.

Tief betrübt beugte sich Siegfried über den Toten, hier hätte er Nachricht erhalten können von der Verlorenen. Doch was half das Klagen? Suchen wollte er, suchen, bis er sie fände, und er nahm Helm und Schild des Gefallenen, faßte sein Roß am Zügel und wanderte weiter. Als die Nacht hereinbrach, warf er sich erschöpft unter einen Baum und ließ das Pferd grasen. Er schlief ein und sah im Traume Florigunden vor sich, nicht das holde blühende Mädchen, wie er sie einst gekannt, sondern bleich und verhärmt. Sie winkte ihm, sie rief: „Komm, Siegfried, hilf! Sonst bin ich verloren für alle Zeit!" Darüber wachte er auf, sprang empor — es war noch dunkle Nacht, aber dort zwischen dem dunklen Gehölz sah er einen lichten Schein, der sich näherte. Er erkannte bald ein Zwerglein, das auf einem munteren Rosse durch den Tann ritt. Es trug auf seinem Haupte eine goldene Krone, dessen Spitze ein leuchtender Karfunkel bildete. Der Held rief das Gezwerg an, um sich nach dem Wege zu erkundigen.

„Gut, daß wir uns zusammengefunden haben", sagte das Männlein; „ich bin der Zwergenkönig Eugel oder Egwald und wohne mit meinen Brüdern und Tausenden von dienstbaren Zwergen hier in den hohlen Bergen. Du aber bist Siegfried von Niederland, den ich oft gesehen habe, wenn ich mit der Hehlkappe unsichtbar unter den Menschen wandelte. Nun will ich dir den Weg aus dem wilden Tann zeigen, denn du würdest ihn nimmer finden, sondern ein Grab dort am Drachenstein, wo der Riese Kuperan oder Wolfgrambär und der greuliche Drache hausen."

Als Siegfried dies hörte, jauchzte er laut, daß es durch den Wald schallte. „Du sollst ein reichlich Botenbrot empfangen, edler Zwergenkönig", rief er, „wenn du mich nach dem Drachenstein geleitest."

„Das wird nimmer geschehen, guter Held", antwortete Eugel, „es wäre dir zum Leid; denn du würdest alsbald von der Eisenstange des Riesen gefällt oder von dem Untier verschlungen."

„Hei, Lügenzwerg!" rief Siegfried mit dem alten wilden Ungestüm, „weisest du mich nicht nach dem Steine, so stirbst du von meiner Hand!"

Er hatte das Wichtlein mit starker Faust erfaßt und schüttelte es, daß ihm die Krone vom Haupte fiel. Eugel versprach voll Schrecken, dem gewaltigen Manne zu gehorchen. Er setzte die Krone wieder auf und ritt voran. Schon brach der Morgen an, als sie, wie er sagte, am Ziele waren. „Dort klopfe an das feste Felsenthor", setzte er hinzu, „denn da haust Kuperan. Bist du ein so starker Held, daß du den ungefügen Riesen besiegst, so werde ich mit allen meinen Genossen dir zu Dienst sein, denn

Digitized by Google

der grimmige Langbein beherrscht uns und hat uns zu harter Arbeit gezwungen."

Nachdem er dies gesprochen, hüllte sich der winzige König in seine Tarnkappe und war verschwunden.

Siegfried pochte an die ragende Pforte erst mäßig, dann immer stärker, daß der Berg widerhallte, indem er rief: „Mach' auf, edler Kuperan, gib mir die Schlüssel zum Drachenstein!"

Die Thür sprang plötzlich auf, und der Riese hätte fast den Helden niedergerannt, wie er grimmigen Mutes herausstürzte. Er trug eine Stange, die schier die Baumwipfel überragte und bei jedem Schlage wie eine Turmglocke klang.

„Ho, Knirps, was weckst du mich aus dem Morgenschlaf?" Mit diesen Worten führte er einen Streich nach dem Recken, der denselben, wenn er traf, zerschmettert hätte. Der weibliche Degen sprang zur Seite, und die Stange, deren Ecken scharf wie Messer schnitten, spaltete einen Baum von oben bis auf die Wurzel. Der Riese arbeitete fort, daß Bäume und Felsen niederkollerten, aber den gewandten Gegner traf er nicht. Da holte er mit beiden Händen aus, und seine schreckliche Waffe fuhr drei Klafter tief in den Boden. Wie er sich bückte, sie herauszuziehen, war ihm der Held mit einem Sprunge nahe genug, um ihn mit seiner Klinge zu erreichen. Aus drei Wunden blutend, laut brüllend, stürzte der Hüne in seine Behausung und schlug die Thür hinter sich zu. Wohl rüttelte und donnerte Siegfried an der Pforte, allein sie war fest, wie durch Zauber. Jetzt versuchte er mit dem guten Schwert die Öffnung zu erzwingen, und bald gab es Lücken und Spalten. Er lugte hinein in den inneren Raum und sah, wie der Riese sich verband, wappnete, wie sein Helm und seine Rüstung leuchteten gleich der Sonne, wenn sie im Meere sich spiegelt. Nun trat der ungefüge Hüne heraus und begann den Kampf von neuem, mit größerer Vorsicht, aber nicht glücklicher, denn er hatte es mit dem gewandtesten Fechter zu thun.

„Hei, du viel kleiner Mann", rief er, seine Streiche verdoppelnd, „du mußt hier dein Leben lassen."

Indessen brachte ihm Siegfried noch mehrere Wunden bei und fällte ihn endlich zu Boden. Der Riese bat um sein Leben, versichernd, er werde ihm nun ein treuer Geselle und Helfer sein gegen den Drachen, den er ohne seine Hilfe nicht bestehen könne. Auf diese Versicherung reichte ihm der unverzagte Degen die Hand der Versöhnung, verband seine Wunden und gelobte auch ihm treue Genossenschaft. Als er aber voran durch ein enges Thal schritt, versetzte ihm der falsche Hüne hinterrücks einen Schlag auf den Helm, daß er ohne Besinnung zu Boden fiel. Da war nun

Digitized by Google

ungesehen Zwerg Eugel in der Nähe und barg ihn mit seiner Hehlkappe. Während der Ungefüge, vermeinend, er sei durch Zauberei entwischt, allenthalben nach ihm tastete und tobte, gewann Siegfried wieder seine Kraft, sprang auf, riß, die Warnungen des Zwerges nicht achtend, die Kappe weg und streckte den heranstürmenden Riesen mit gewaltigen Streichen zu Boden. Nochmals verzieh er dem Verräter, zwang ihn aber, voran zu schreiten. Am Eingange des Drachensteins versuchte der ungetreue Kuperan wiederum den kühnen Mann zu morden, und nun hätte ihn der Recke nicht mehr verschont, wäre er nicht seiner Hilfe bedürftig gewesen, um zu der Jungfrau zu gelangen. Der Riese holte den Schlüssel aus einer Felsenspalte, schloß auf und führte den Helden durch mehrere Gänge in ein hohes kuppelförmiges Gewölbe, in welchem eine liebliche Dämmerung herrschte. Siegfried blickte umher und — da saß bleich und im bitteren Harme sie, die er suchte, für die er in Kampf und Tod zu gehen bereit war, die königliche Maid, schön wie in der Freude, so jetzt im Schmerz. Er eilte auf sie zu, er rief ihren Namen; sie aber sank, wie von Entsetzen übermannt, zu Boden und beschwor ihn, schleunigst zu fliehen, weil der teuflische Drache um diese Zeit zu kommen pflege. Siegfried dagegen begehrte nichts mehr als das Ungeheuer in Stücke zu hauen, damit die wonnigliche Maid nicht mehr geraubt werde. Da sagte der Riese, oben auf dem Drachenstein sei ein Schwert verborgen, dessen Klinge auch durch die Hornhaut des Drachen schneide. So stieg denn der unverzagte Degen mit der Maid dem Riesen nach auf die Höhe. Daselbst erblickte er am Rande der schroffen Felsenwand den Griff eines Schwertes; wie er sich danach bückte, faßte ihn der Unhold, um ihn hinabzustoßen. Ein entsetzliches Ringen begann; allein die Wunden des Riesen brachen auf, sein Blut strömte, seine Kraft schwand, und der Recke stürzte ihn kopfüber in die Tiefe. Ein lautes frohlockendes Lachen wurde gehört, und der Sieger sah den getreuen König Eugel, der ihm seinen Dank bezeigte, weil er die Zwerge von einem grausamen Oberherrn erlöst habe. Sofort erschienen auf seinen Wink viele Wichtlein mit Speise und Wein, damit Siegfried sich für den schweren Kampf mit dem Drachen stärke. Er war aber der Labung wohl bedürftig, da er deren seit mehreren Tagen entbehrt hatte. Die Speise, welche die Maid ihm vorlegte, der volle Becher, den sie ihm reichte, mundeten ihm besser als alle Gerichte auf königlichen Tafeln.

Ein Sausen und Brausen in der Luft, wie Gewittersturm, dazwischen ein entsetzliches Geheul, schreckte wie die Zwerge auch den Helden und die Jungfrau aus ihrer Sicherheit. Jene entflohen in den hohlen Berg, Florigunde bat, flehte, ihr Held möge sich noch zu retten suchen; aber dieser war der Furcht unzugänglich. Jetzt sah man den Unhold heranziehen wie

Digitized by Google

eine Wetterwolke, aus der Blitze hervorbrachen. Es war sein Feueratem, der ihm gleich lodernden Flammen voranging. Das Entsetzen kam näher, dunkel, grauenhaft, der ganze Berg zitterte, daß die Zwerge den Einsturz fürchteten. Florigunde wich in das Gewölbe zurück, auch Siegfried konnte vor Hitze nicht bleiben, als das Ungeheuer daherfuhr. Durch eine Felsenritze lugend, sah er, wie die Glut allmählich nachließ, und nun stieg er kühnen Mutes wieder auf die Höhe. Der Drache fuhr auf ihn zu, riß ihm den Schild herab, suchte ihn mit den starrenden Zähnen zu fassen, und als der wunderkühne Mann dem gähnenden Rachen auswich, loderte sein Feueratem abermals, daß der Recke sich wieder flüchten mußte. Sobald die Hitze sich verkühlte, war der Kämpfer von neuem auf der Höhe, griff, den Rachen vermeidend, bald zur Rechten, bald zur Linken das Ungeheuer an; aber das Schwert, das ihm der Riese auf dem Drachenstein gezeigt hatte, biß nicht ein. Er suchte sich durch unglaubliche Sprünge vor den Tatzen zu wahren, mußte aber wiederholt vor dem Feueratem des Unholdes in die Höhlung flüchten. Doch er rastete nicht; mit immer erneutem Mut und frischer Kraft begann er den verzweifelten Kampf. Es war aber, als sei das Untier mit Zaubermacht begabt; von allen Seiten gähnten dem kühnen Helden grimmige Drachenhäupter an als wären statt eines ihrer Hundert und mehr. Zugleich umschlang ihn das Untier mit dem geringelten Schweif so fest, daß er nicht loskommen konnte. In der Not faßte er das Schwert mit beiden Händen und führte einen furchtbaren Streich, davon die Felsen bebten; der Knoten war gelöst, die zerhauenen Ringe wanden und krümmten sich und kollerten die Steinwand hinunter in die Tiefe, wo sie zerschellten. Ein zweiter Streich hieb den Rumpf des Ungeheuers in zwei Stücke. Wohl schnappte noch der Rachen nach dem Kämpfer, allein dieser stieß die Stücke in den Abgrund, fiel aber selbst erschöpft und, von dem giftigen Qualm fast erstickt, wie tot auf den blutigen Boden. Als er sich wieder erholte, fühlte er sich von Florigundens Armen umfangen und umgeben von den hilfreichen Zwergen, die mit Räucherwerk und duftigen Kräutern die schädlichen Dünste vertrieben.

Die winzigen Männlein geleiteten den Helden und die erlöste Jungfrau in ihr unterirdisches Reich, wo ein leckerer Schmaus hergerichtet war. Da erzählte Eugel, das Ungeheuer sei früher ein Mensch gewesen, schön von Gestalt und Angesicht. Eine mächtige Zauberin, der er den Liebesbund gebrochen, habe ihn verflucht als Wurm forthin zu leben, wenn ihn nicht eine reine Jungfrau nach sechs Jahren zum Ehegemahl erwähle. Florigunde berichtete ferner, wie er ihr einstmals in einer Osternacht als Mensch erschienen sei, schön von Gestalt, wie der Zwerg gesagt, aber mit dem Stempel des Bösen auf der Stirn, also daß ihr auch jetzt vor ihm graute. Auf ihre

Digitized by Google

Bitten, sie heimzugeleiten, habe er hohnlachend erwidert, sie sei ihm verfallen und müsse sowohl sein Leben auf Erden als auch in der Hölle, der er dienstbar sei, mit ihm ewig teilen. Sie sagte nichts von ihrer Todesangst, von ihren Thränen, ihren Klagen, Leid und Angst waren vergangen; neben ihr saß der Held, der sie befreit hatte, bereit sie heimzuführen zu den ihren und dort — sie konnte nicht weiter denken, aber sie wehrte ihm nicht, als er sie an sich zog und sie fragte, ob sie dereinst mit ihm ziehen wolle in seine Heimat als seine Königin, sein Weib. Sie duldete und erwiderte den Kuß, den er auf ihre Lippen drückte.

Die von ihren Bedrängern befreiten Zwerge stellten alle ihre Schätze dem kühnen Helden zu Gebot; er nahm eine Ladung an, die er selbst auf dem Drachenstein in dem Gewölbe entdeckt hatte, belud sein edles Roß damit, doch so, daß die schöne Florigunde noch Raum fand, dann schritt er, von Eugel geleitet, nebenher. Als sie fast das Ende des finsteren Waldes erreicht hatten, blieb der Zwerg stehen und blickte ihn traurig an.

„Wisse, kühner Degen", sagte er, „dein Leben wird kurz, aber ruhmvoll sein. Du wirst meuchlings fallen durch den Neid deiner Verwandten. Dein Nachruhm aber wird dauern und dein Name gepriesen werden von den Sängern solange Menschen auf Erden wohnen." Damit nahm Eugel Urlaub und kehrte traurig in den Tann zurück. Siegfried aber setzte den Weg mit der Maid fort. In ihr Gespräch vertieft, merkten sie nicht, wie eine räuberische Rotte sich ihnen näherte. Erst als die Wegelagerer sie hohnlachend umringten, der eine sich die Jungfrau als gute Beute aneignen wollte, andre nach den Schätzen griffen, fuhr Siegfried auf. Er machte bald saubere Arbeit, daß sie gar schnell, soviele ihrer noch waren, die Flucht ergriffen. Während er indes dem einen, der den Schatz mit sich führte, nacheilte, waren die andern zurückgekehrt und schleppten die Jungfrau mit sich fort. Ihr Hilferuf hallte durch den Wald und nicht umsonst. Zum zweitenmal stand Siegfried rettend ihr zur Seite, und wie dort auf dem Drachenstein das Ungeheuer, so erschlug er hier die Räuber, daß kaum einer entrann. Er meinte lächelnd, da Florigunde seine furchtbaren Streiche bewunderte, ein solcher Kampf sei nur ein Kinderspiel.

Als Siegfried mit der Maid an den Rhein kam, nahm er den Schatz von dem Rosse und senkte ihn in das tiefe Wasser.

„Was soll mir das Gold?" sagte er, „da mein Leben kurz, aber rühmlich sein wird? Birg es in deinem Schoße, mächtiger Strom, rolle deine Wellen darüber, daß sie heller glänzen! In den Händen der Menschenkinder ist es der Hölle Sold, der ihm Knechte wirbt; da mischt es in den Labebecher tödliches Gift, da schärft es den Dolch des Meuchlers, daß er trifft — vielleicht bald mich selbst. Aber noch ist der helle Tag mein, noch

Digitized by Google

Engel weisſagt Siegfried ſein nahes Ende. S. 86.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

will ich mich des Ruhmes freuen und der holdseligen Minne, die mir im Herzen der schönsten Maid blüht."

Er rief Kuno den Fergen heran, daß er ihn und seine Begleiterin übersetze. Der griesgrämige Alte schien heute ganz verwandelt, als er die beiden erblickte.

„Gedenkt's Euch noch, Herr?" sagte er, während der Nachen stromüber glitt, „gedenkt's Euch noch, wie ich Euch, den unbekannten Knaben gen Worms fuhr? Und . . ."

„Heute", fiel Siegfried ein, „heute trägt dein Kahn den Siegfried und sein Glück. Fahr' zu Alter, wie einst vor Jahren!"

Er zog die Verlobte an sich; sie schauten über den glänzenden breiten Rhein, hinüber nach den Mauern und Zinnen von Worms, und die Wellen murmelten und rauschten eintönig und leise wie immer. Wollten sie berichten von künftiger seliger Zeit, oder von neuem Weh und neuem Leid? Sie wußten es nicht und fragten nicht danach, die beiden in dem kleinen Boot, sie hatten die glückliche Gegenwart und den hellen lichten Tag, wie Siegfried gesagt hatte, und kümmerten sich nicht um das, was kommen konnte.

Die Trauer in Worms um das Königskind und um den Helden, den man für verloren hielt, verwandelte sich in Jubel, als die Reisenden ankamen und von ihren unglaublichen Abenteuern berichteten. Der König und die Königin schlossen den kühnen Mann und die erlöste Tochter freudig in die Arme und nannten beide ihre Kinder, selbst Hagenwald, Ehrenbert und Walter, Florigundens Brüder, schienen ihre Eifersucht auf Siegfrieds überlegene Heldenkraft vergessen zu haben. Sie begrüßten die schöne Schwester mit unverhehlter Freude, ebenso wie auch deren Erretter.

Nachdem der erste Wonnerausch sich gelegt hatte, wurden Anstalten zur Vermählung getroffen. Fürsten und Könige, Ritter und Grafen wurden geladen, vor allem aber sandte man Boten zu Sieghard, Siegfrieds Vater, damit auch er und seine Gattin Anteil nehmen könnten an der allgemeinen Freude.

Fünftes Kapitel.

Die Hochzeitsfeier.

Als der für die festliche Feier bestimmte Tag anbrach, sammelten sich die Gäste aus nah und fern. Edle Recken, Fürsten und Könige, alle waren begierig den unüberwindlichen Helden zu sehen, der den Drachen besiegt und die geraubte Jungfrau befreit hatte. Auch König Sieghard und seine Gemahlin kamen mit großem Gefolge. Wie freuten sich die Eltern des

Digitized by Google

lang verlorenen Sohnes, wie war er verändert an Wesen und Erscheinung, hoch und stolz im Vollgefühle seiner Kraft und doch bescheiden und mild gegen alle, die mit ihm verkehrten! Sie konnten nicht müde werden ihn anzusehen, ihn und seine schöne Braut zu umarmen und zu küssen. Besonders die Mutter hing lange sprachlos an seinem Halse.

„Gott sei gepriesen!", sagte sie, als sie endlich wieder Worte fand, ich habe meinen Liebling, meinen Knaben, noch einmal gesehen!

„Und dazu ein holdselig Töchterlein erhalten", meinte Vater Sieghard schmunzelnd, indem er der errötenden Florigunde abermals einen Kuß auf die Stirn drückte.

Die Hochzeit währte manchen Tag; sie ward mit großem Gepränge gefeiert, wie es dem reichen König Gilbald geziemte. Die Gäste labten sich an reichbesetzten Tafeln, oder sie tummelten sich auf dem weiten Plan vor dem Schlosse in Waffenspielen aller Art.

Da war es dann immer wieder Siegfried, der junge Eheherr, der stets den ersten Preis erwarb. Darüber freuten sich seine Eltern; die Zuschauer alle, hoch und nieder, jauchzten ihm zu, wo er erschien. Der kühne Drachentöter, der die Königstochter befreit hatte, war der allgemeine Liebling des Volkes; wenn er daher schritt in glänzender Rüstung, strahlend und schön, wenn er seine Sieges- und Ehrenzeichen zu Florigundens Füßen niederlegte, dann erbrauste der Jubel von allen Seiten, und jeder pries den Helden und die, deren Gatte er war.

Nur die königlichen Brüder, Gilbalds Söhne, teilten nicht die allgemeine Lust. Sie standen finster zur Seite, wenn er auf den Kampfplatz trat, und es waren böse Worte, Worte voll Haß, Neid und Bosheit, die Hagenwald seinen Brüdern heimlich zuraunte.

Das Fest neigte sich endlich dem Ende zu; die Geladenen rüsteten sich zur Heimkehr, selbst Vater Sieghard sprach von dem nahen Abschied, da bat einer der Herren zu Worms, ein fröhlicher Edelmann, die hohen Gäste möchten noch verweilen, da er einen Schwank ersonnen habe, an dem sie und alle an des Königs Hof sich noch manchen Tag ergötzen würden. Nur müsse man ihm gestatten, die königliche Rennbahn zu benutzen. König Gilbald sagte dies zu und meinte, in das lustige Gesicht des Bittstellers blickend, sein getreuer Lehnsmann führe wohl eine ganz besondere Kurzweil im Schilde, da er sie bis zuletzt verspart habe.

„Wohl, mein gnädiger Fürst", lachte der Edelmann, „wir haben Jahre der Trauer verlebt, es geziemt sich die schlimme Zeit in Vergessenheit zu bringen und dazu gedenke ich das meinige beizutragen."

Am andern Tage zur vorausbestimmten Stunde bestiegen die hohen und niederen Gäste nach Rang und Stand die Schaubühne, die an der Rennbahn

Digitized by Google

aufgestellt war. Sie sahen mit Erstaunen alles zu einem Zweikampf vorgerichtet. Jetzt öffneten sich an beiden Seiten der Schranken die Thore, und herein sprengte auf Siegfrieds edlem Rappen ein Ritter in voller Rüstung mit Schwert und Lanze. Aber wie saß der Ritter kläglich zu Pferde, wie hielt er seine Waffe in zitternder Hand und warf verzweiflungsvolle Blicke umher nach allen Seiten, als suche er einen Weg zur Flucht! Auf der andern Seite auf elendem Klepper hielt ebenfalls ein Reitersmann, gewappnet mit Schild und Lanze; er hob wie sein Gegner voll Angst das Haupt.

König Sieghard lachte laut auf, als er ihn sah.

„Das ist", rief er, „Zivilles! mein Soldknecht, der furchtsamste Mann in meinem Lande!"

„Und beim Himmel!" fiel Gilbald fröhlich ein, „der andre ist Jorcus, mein Oberhirte, der mich einst, als ich mich verirrt hatte, aus dem Walde leitete. Wie mag es dem Schalk, dem Veranstalter des Possenspiels, gelungen sein, die beiden zum Kampfe zu überreden? Das wird ein Waffengang, wie wir noch keinen geschaut."

Inzwischen erklang unten ein Trompetenstoß, das Zeichen zum Beginn des Spiels, Siegfrieds Roß, des Klanges gewohnt, stürmte vorwärts die Bahn entlang; der Bauer schrie laut auf: „Halt! halt! verwünschter Satan!" er ließ die Lanze fallen und klammerte sich an die Mähne seines Tieres: „Ach!" jammerte er, „das ist mein Tod! ach! weh! meine Herde! o meine Kühe! o, ich geschlagener, elender Mensch!"

Unterdessen trieb man die lahme Mähre des Soldknechts auf der andern Seite mit Stockschlägen an. Sie setzte sich in Trab, so gut sie konnte, der Reiter hielt die Lanze.

„Seht doch, seht!" lachte Vater Sieghard, „wie der Wind den Ger hin und wieder treibt, wahrhaftig er hat im Vorüberreiten unversehens den Gegner berührt."

„Er fällt! der Bauer fällt!" jauchzten die Zuschauer. „Schau' um dich, Zivilles!"

Aber der kühne Kriegsmann hörte nicht. Er ließ sein Rößlein traben bis ans Ende der Bahn, da erst bemerkte er, was geschehen war.

Nun zog er sein Schwert und spornte sein Tier. Der Klepper, solcher Behandlung nicht gewohnt, setzte sich zwar in Galopp, strauchelte jedoch dicht vor dem Feind und fiel zappelnd und strampelnd mit seinem Herrn zur Erde.

Ein brausendes Gelächter erscholl ringsum, während Jorcus, der Bauer, sich erhob. Er zog sein Schwert, wich aber voll Angst vor dem wütend um sich schlagenden Tier zurück.

„Drauf! Jorcus! drauf!" rief man ihm zu, er aber hob mit kläglicher Miene den Kopf, als wolle er sagen: „ich kann ja nicht."

Digitized by Google

Inzwischen hatte sich Zivilles gleichfalls erhoben. Er ergriff das ihm entfallene Schwert, willens sich zu ergeben, da aber Jorcus dies sah, erfaßte ihn neuer Schrecken: „Hilf Himmel!“ schrie er, „er kommt! er trifft mich! hör auf! halt ein! schlag' nicht zu! Helft, König Gilbald! Siegfried, helft! Das Schwert ist scharf!“

Dabei rannte er, so schnell er konnte, vorwärts, verfolgt von dem Kriegsknecht, dessen Mut wuchs, als er den Gegner fliehen sah. „Steh', Feigling!“ rief er, „jetzt sollst du's büßen! du hast mich, den geübten Krieger, zum Zweikampf gefordert, du mußt sterben! da! da!“ und er schlug zu, als wollte er ihm mit einem Hieb das Haupt spalten.

„Willst du stehen!“ brüllte er dabei abermals, zog sich jedoch in höchstem Schrecken zurück, denn der Bauer war am Ende der Bahn angelangt und sah jetzt keinen Weg mehr zur Flucht. Da faßte er in der Verzweiflung sein Schwert mit beiden Händen und schloß die Augen.

„So will ich mein Leben teuer verkaufen!“ schrie er dabei, „heran, wenn du's wagst!“ Er hieb rechts, links, nach allen Seiten und hörte nicht, wie Zivilles ächzte und stöhnte und versicherte, er sei schwer, sei tödlich verwundet.

„Gnade! Barmherzigkeit, edler Jorcus!“ jammerte er. „Ich will Euch nimmermehr schmähen, will Eure Unbesiegbarkeit im Kampfe anerkennen! Habt Erbarmen, laßt mich leben! Ich ergebe mich.“

Jetzt öffnete Jorcus die Augen: „Du willst dich ergeben?“ fragte er noch zweifelnd.

„Ja, ja, kühner Held!“ ächzte der Gefragte. „Sagt, befehlt, was soll ich thun“, Jorcus richtete sich hoch auf: „Die Waffe weg!“ befahl er. Es geschah; in weitem Bogen flog das Schwert in die Bahn.

„Nieder auf die Erde!“ gebot der Sieger, und gehorsam legte sich Zivilles nieder.

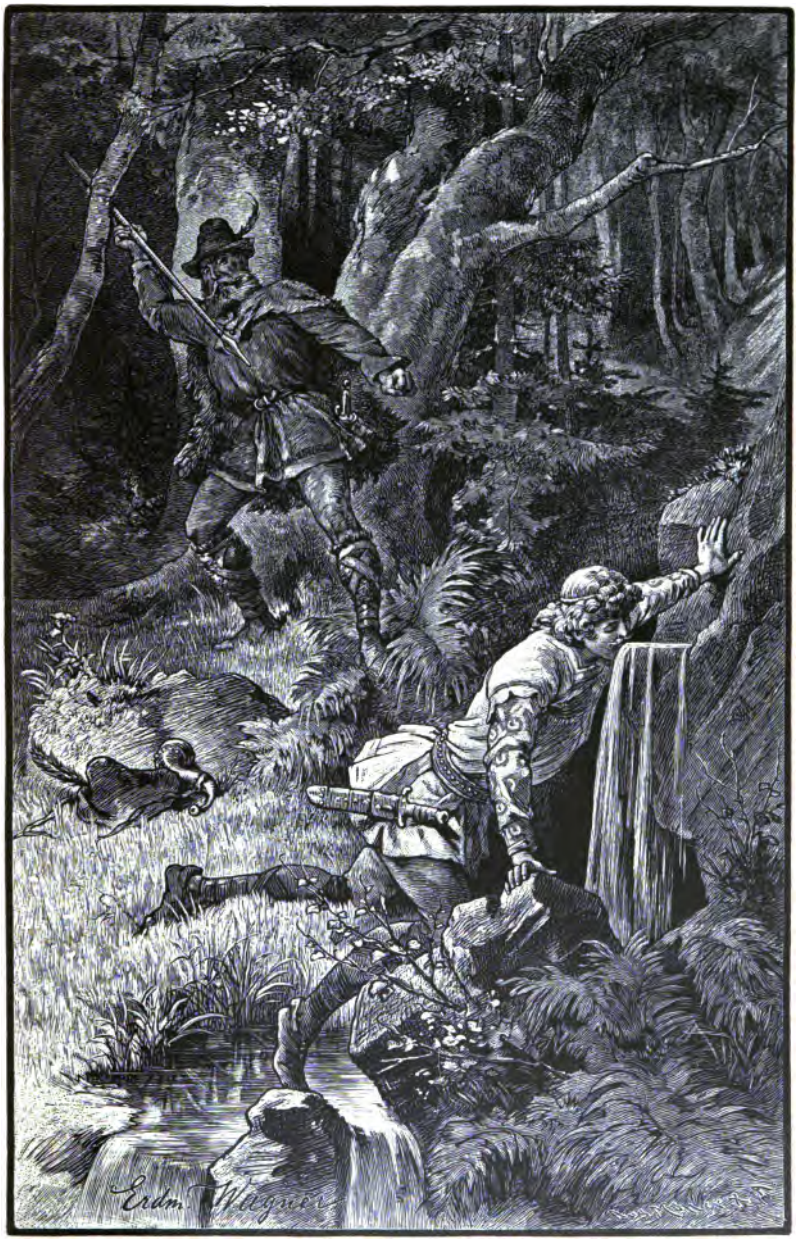
Zögernd kam Jorcus näher; er hatte gleichfalls sein Schwert weggeworfen und hielt statt dessen ein großes Schlachtmesser in der Hand. Er kniete auf dem am Boden Liegenden, indem er sagte: „Schlachten will ich dich, schlachten wie ein Stück meiner Herde, denn . . .“

„Halt! Jorcus!“ halt! riefen Ritter und Edle; man eilte herbei, man trennte die erbitterten Gegner.

Zivilles mußte schwören, sich nie zu rächen, und Jorcus, sich mit der Ehre des Sieges zufrieden geben.

„Ehre“, brummte verdrießlich der Bauer, „lieber wär' mir der Kopf meines Feindes. Wer weiß, ob ich jetzt meines Lebens sicher bin. Ich bin ein friedliebender Mensch, ich will nicht kämpfen wie ein Rittersmann, mit scharfem Schwert und Ger, sondern bei meiner Herde leben und sterben.“

Digitized by Google



Siegfrieds Tod. S. 91.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Das sollst du auch, wackerer Iorcus“, sagte König Gilbald, „du hast uns heute durch deine Kühnheit und Gewandtheit weidlich ergötzt und erfreut, dafür sollst du belohnt werden nach Gebühr.“

Sechstes Kapitel.

Siegfrieds Ende.

Das Fest war zu Ende, die Gäste kehrten heim. Auch Vater Sieghard und seine Gattin nahmen Abschied. Siegfried gab den Eltern das Geleite, aber er kehrte auf Gilbalds Wunsch noch nicht in sein Vaterland zurück.

„Bleibe bei uns“, sagte jener, „bis du einst selbst von deinem Vater die Krone erhältst. Raube uns nicht das Töchterlein, das du uns kaum wieder zugeführt.“

Jahre verstrichen, Jahre voll Frieden und Glück; Siegfried hatte längst die Prophezeiung des Zwergenkönigs Eugel vergessen. Da geschah es, daß er einstmals mit seinen Schwägern zur Jagd ging. Sie hatten den ganzen Morgen gejagt und lagerten müde an einem klaren Born. Siegfried beugte sich nieder und schlürfte durstig die erfrischende Labung, da traf ihn ein Ger in die verwundbare Stelle im Rücken, daß er sterbend zu Boden sank.

„Nun wirst du nimmer im Waffenspiel siegen“, sagte der grimmige Hagenwald, sich über ihn beugend. „Nun bist du erschlagen von meiner Hand.“

„Siegfried! der Drachentöter tot! erschlagen!“ wie ein Wehruf gellte es durchs ganze Land! Er hallte wider in den Hütten der Armut, in den Palästen der Reichen: „weh! weh über uns! der Held ist tot!“

Florigunde, die schöne, ertrug nicht das Leid! sie sank auf das Lager, in schwerem Siechtum, sie merkte nicht, wie ihr greiser Vater, wie ihre Mutter, von dem jähen Schrecken und Schmerz getötet, die Augen schlossen zu ewigem Schlaf. Sie fragte nicht nach ihnen, als sie endlich genas, sie ging nicht nach den Gräbern zu weinen, die Toten waren glücklich, sie ruhten in Frieden, sie aber, sie lebte, lebte noch immer? Warum? Wozu?

Sie nahm den kleinen Löwhard, ihr einziges Söhnchen, das Ebenbild des teuren Toten.

„Komm mit“, sprach sie, „komm mit, mein Knabe. Ich muß zu Sieghard, seinem Vater, gehen. Rache will ich! Rache an den Mördern! Ist alles vollbracht, dann vielleicht finde ich Ruhe.“

Digitized by Google

Groß war der Schmerz, als Florigunde gen Niederlanden kam und Kunde brachte von dem grauenhaften Mord; aber ihr Racheruf erklang nicht umsonst.

Sieghards Kriegsscharen brachen in die blühenden Lande am Rhein, da fiel alles, was ihr Schwert erreichte, Schuldige und Unschuldige der Rache zum Opfer. Ehrenbert und Walter waren entflohen; sie gingen elend und schmählich zu Grunde, Hagenwald ergab sich nach langem Kampfe dem verzagten Zivilles. Er meinte, der werde ihm nimmer schaden. Als er aber müde von der Blutarbeit entschlief, durchbohrte ihn der Kriegsknecht mit dem Schwert, indem er sprach: „Meuchlings erschlugst du Siegfried, den Sohn meines Herrn, meuchlings seist du gefällt durch mich."

Der blutige, zerstörende Krieg war zu Ende, Florigundens Racheschwur erfüllt.

„Nun will ich ruhen", sprach sie, als sie alles vernahm, „will schlafen und träumen und einst erwachen, mein Siegfried, bei dir."

Es war, wie sie geredet; sie hatte, was ihr zu thun blieb, vollbracht, nun folgte sie ihm nach wie im Leben, so im Tode.

Sieghard und sein Weib blickten trauernd über Gräber; tot waren alle, die sie geliebt, nur Löwhard, ihr Enkel, blieb ihnen erhalten. Sie pflegten ihn sorglich, zogen ihn groß, und er ward einst ein mächtiger König und Herr.

So berichtet die Volkssage vom gehörnten Siegfried.

Sie weiß nicht mehr viel von den welterschütternden Ereignissen, die der Nibelungensage zu Grunde liegen; sie schildert Siegfrieds Jugend, sein Leben, seinen Tod und ahnt nichts von dem längstverklungenen Mythus, dem Siegfried, der Nibelungenheld, entstammt. J. W.

Digitized by Google

Karl der Große.

Erstes Kapitel.

Des Kaisers Mutter und Gattinnen.

Eine der großartigsten und gewaltigsten Erscheinungen in der Weltgeschichte war Karl der Große. Schon sein Äußeres verkündete den geborenen Herrscher. Seine Leibesgröße betrug sieben seiner eignen Füße oder 6 rheinische Fuß und 3 Zoll (also beinahe zwei Meter) nach dem Maß einer noch erhaltenen Eisenlanze, die genau seine Länge anzeigen soll. Er hatte eine gewölbte Stirn, eine etwas große gebogene Nase, schönes Haupthaar, freundliche, heitere Gesichtszüge. „Seine Augen", so heißt es im Rolandsliede, „leuchteten wie der Morgenstern, der Glanz seines Angesichts blendete, wie die Sonne im Mittag; den Feinden war er schrecklich, den Armen traulich, im Kriege sieghaft, dem Verbrecher gnädig, gottergeben, ein rechter Richter, der die Rechte alle kannte und sie allem Volke lehrte, wie er sie von den Engeln gelernt hatte; und mit dem Schwerte endlich war er Gottes Knecht". Wie der alte Stricker, der Dichter des Rolandsliedes weiter schildert, ergriff die Abgesandten des Sarazenenkönigs ein Schauer der Ehrfurcht, als sie die mächtige Herrschergestalt wie ein Meistergebilde der Gottheit dasitzen sahen. Er soll Löwenmark in den Gebeinen, Adlersinn im Haupte und engelreines Herz im Busen getragen haben. Kein Wunder, wenn Sage und Poesie eine solche Heldengestalt mannigfach verklärt hat.

Sein Vater war Pipin der Kurze, der trotz seiner unansehnlichen Gestalt einst in der Arena, als sich seine Großen über ihn lustig machten, mit gewaltigem Schwerthieb einem Löwen, der einem Stiere auf dem Nacken saß, das Haupt dergestalt vom Rumpfe trennte, daß die Klinge noch tief dem Auerochsen ins Fleisch schnitt. Darum schließt ein bekanntes Gedicht, das diese Heldenthat verherrlicht, mit Recht: „Groß war Pipin der Kurze!" Von seiner Mutter Bertha, genannt „die Spinnerin", für die von einer

Digitized by Google

heimtückischen Hofdame ihre eigene häßliche Tochter untergeschoben ward, da sie Pipin als Braut zugeführt werden sollte und die lange in der Verborgenheit in einer Mühle als Spinnerin lebte, bis sie von ihrem rechtmäßigen erlauchten Gemahl entdeckt ward, erzählt man sich eine rührende Sage, die bereits anderwärts ausführlich behandelt ist. (Unsere Vorzeit I, S. 119.)

Bertha trat auch als guter Geist in den bald nach Pipins Tod zwischen ihren Söhnen, Karl und Karlmann ausbrechenden Streitigkeiten auf und bewirkte eine Versöhnung mit dem aufrührerischen Bayernherzog und dem kriegerischen Langobardenkönig Desiderius. Eine Doppelheirat sollte den letzteren gewinnen: sein Sohn Adelgis sollte mit Gisela, Karls Schwester, und dieser selbst mit Desiderata, der Tochter des Desiderius, vermählt werden. Allein dadurch entfremdete sie den Papst, der an Karl seinen Beschützer gesucht und den Bund mit der Heidin Desiderata verfluchte. Desgleichen bedrohte er Gisela mit dem Banne, falls sie dem Kirchenräuber Adelgis ihre Hand reiche. Da hintertrieb Karl ihre Vermählung, schickte seine Schwester ins Kloster und Desiderata wieder ihrem Vater heim. An Stelle letzterer heiratete er die jugendliche Hildegard, eine Tochter des schwäbischen Herzogs Gottfried. Dadurch söhnte er sich zwar mit dem Papste aus, verfeindete sich aber mit Desiderius sowie mit dem Bayernherzog Thassilo, der gleichfalls eine Tochter des Desiderius zum Weibe hatte, endlich grollte auch Karlmann dem Bruder. Die Feindschaft dauerte selbst nach Karlmanns Tode fort, da seine Witwe Gerberga mit ihren Kindern und dem Herzog Autchar zu Desiderius floh. Nun war zwar Karl Alleinherrscher im großen Frankenreiche, konnte sich aber nur durch fortgesetzte glückliche Kriege auf dem Throne behaupten. Sein Hauptziel blieb, der christlich-germanischen Bildung zum Siege zu verhelfen. Dies verwickelte ihn namentlich in einen 32jährigen Krieg mit dem zähen Volke der Sachsen, deren Hauptanführer der Herzog Wittekind war, ein ebenso kühner, wie verschlagener Held. Von diesem hat uns die Sage mancherlei Züge überliefert.

Zweites Kapitel.

Wittekind.

Auf seinem ersten Heereszuge drang Karl durch Hessen bis zur Diemel, wo er bei dem heutigen Stadtberge die Grenzfestung Eresburg zerstörte. Sechs Stunden weiter stieß er im Osning auf das Nationalheiligtum der Sachsen, die Irminsul, der Beschreibung nach ein säulenartig zubehauener

Digitized by Google

mächtiger Eichstumpf, vielleicht mit heidnischen Runen graviert und Opfergaben behängt, vermutlich eingehegt durch eine feste Umzäunung — denn nach Einhards, seines Geheimschreibers, Bericht brauchte er drei volle Tage zu deren Zerstörung.

Ob dieser säulenartige Baum ein Sinnbild der das Weltall tragenden Weltesche oder eine Ehrengedenksäule ihres ersten Nationalhelden Armin gewesen, darüber sind die Gelehrten heute noch nicht einig. (Vergl. Unsere Vorzeit I, S. 152.) Mit großer Wahrscheinlichkeit aber bezieht man auf dieses Ereignis einen Volksreim, der heute noch in Westfalen, dem alten Sachsenlande, gesungen wird und also lautet:

„Hermen, sla dermen, (Därme d. i. Saitenspiel)
sla pipen, sla drummen,
de kaiser wil kummen
met hamer und stangen
will Hermen uphangen!“ d. h.:

„Hermen (=Irmin), laß Saitenspiel erschallen,
Laß Pfeifen und Trommel ertönen:
Der Kaiser (Karl) will kommen
Mit Hammer und Stangen,
Will den Irmin aufhangen!“

Wenigstens läßt sich dieser Vers mit viel mehr Wahrscheinlichkeit auf die Zerstörung der Irminsäule, wie auf die Varusschlacht und Hermann den Cherusker anwenden. Unermeßliche Schätze von rotem Golde sollen hierbei dem Sieger in die Hände gefallen sein, aber eine Hitze herrschte zum Verschmachten. Kaiser Karl hielt, wie man sagt, auf schneeweißem Rosse am Fuße eines Hügels; da scharrte das Tier mit dem Hufe auf dem Boden, und aus einem Felsen entsprang eine Quelle, der sogenannte Bullerborn. Daran erlabte sich das ganze Heer, Gottes Billigung in dem Wunder erkennend. Aber nicht immer war Karl gegen die Sachsen im Vorteil; sehr viel zu schaffen machte ihm ihr hartnäckiger Anführer, der Herzog Wittekind. Einmal ward ihm hinterlistig eine ganze Heeresabteilung unter Geilo und Adelgis, die er gegen die Sorben und andere Slawen an der Elbe und Saale geschickt hatte, im Gebirge Süntel von den Sachsen, die im Heerbanne folgten, aufgerieben. Wutschnaubend eilte Karl herbei und ließ 4300 Sachsen an einem Tage zu Verden an der Aller hinrichten. Wittekind, der zu den Normannen entflohen war, eilte daraufhin wieder herbei, flog mit Windesschnelle durch alle Sachsengaue, sie zur Rache zu entflammen. Bei Detmold kam es zu einer erbitterten, unentschiedenen Schlacht. Hierauf entbrannte der Entscheidungskampf an der Hase, in dem 6000 Sachsen erschlagen wurden. Die übrigen entflohen, darunter auch Wittekind.

Digitized by Google

Karl zog nun ostwärts gegen die Wittekindsburg bei Rulle, sie zu belagern. Nun befand sich aber in der Nähe bei Schagen noch eine andre Burg, und die Franken konnten nicht erfahren, in welcher von beiden Burgen sich Wittekind mit der Hauptmacht befand. Denn der verschlagene Herzog ritt in der Nacht stets mit verkehrt aufgesetzten Hufeisen zwischen beiden Lagern hin und her. So wurden die Franken stets getäuscht und allemal mit blutigen Köpfen heimgeschickt, wenn sie irrtümlich die stärker verteidigte statt der schwächer besetzten Feste angriffen. Schon ging dem fränkischen Heere der Mundvorrat aus, da verfiel ein Priester zu Osnabrück auf eine List. In der Burg zu Schagen lebten zwei Schwestern, Verwandte Wittekinds, die man zu gewinnen hoffte. Man ließ ihnen sagen, sie sollten es ihr lebenlang gut in Osnabrück haben, wenn sie die Abwesenheit Wittekinds verrieten. Die beiden Frauen gingen auch in der lockenden Aussicht auf eine Altersversorgung ein und eines Morgens erblickte man auf dem Turm zu Schagen das verabredete Zeichen. Sofort fing man an, die Burg mit aller Macht zu berennen, bis sie erlag. Auch diesmal war Wittekind seiner Gewohnheit gemäß der Feste zugeritten, zu sehen, wie es dort stände. Plötzlich kam es ihm verdächtig vor und schleunigst wandte er sein Roß zur Flucht. Aber schon waren ihm die Franken auf den Fersen. Immer näher kamen die Verfolger, da sperrte dem Flüchtling ein Verhau den Weg. In der höchsten Not stachelte Wittekind sein Roß Hans mit den Worten an:

„Hensken spring aver, dann krigstu 'n spint haver
springstu nich aver, freten mi un di de raven!“

Das Roß begriff die Gefahr, setzte glücklich über, und Wittekind war gerettet.

Lange Zeit hielt sich der unbeugsame Sachsenherzog bei seinem Verwandten, dem Dänenkönig Siegfried, auf. Inzwischen wütete der Krieg in seinen heimischen Gauen fort. Da zog endlich Karl auf einem Reichstage in Paderborn gelindere Saiten auf. Allen, die sich freiwillig unterwarfen und sich taufen ließen, zeigte er sich milde und gnädig. Da kamen die Sachsen in Scharen und empfingen bei Lippspringe die Taufe.

Dort zeigt man heute noch die Stelle, die im Volksmunde den Namen „Sachsentaufe“ führt. „Entsagst du dem Teufel, aller Teufelsgilde und allen Teufelswerken? Entsagst du dem Donar, Wotan und Saxnot und all den Unholden, die ihre Genossen sind?“ so lauteten die Fragen, die man dem Täufling vorlegte und die uns heute noch in der alten niedersächsischen Abschwörungsformel (abrenuntiatio) aus dem 8. Jahrhundert erhalten sind. Doch trotz der Abschwörung haben sich namentlich in Westfalen,

Digitized by Google

dem alten Sachsenlande, noch viele heidnische Erinnerungen an ihre früheren Götter bis auf den heutigen Tag bewahrt. Heißen doch mehrere Wochentage noch heute nach den heidnischen Götzen wie der Donnerstag und Freitag; auch der Mittwoch heißt heute noch plattdeutsch nach Gwodan der „Gunstag." Ferner nennt man nach dem Hammer des Gewittergottes Donar noch heute den Teufel, der durch das Christentum an seine Stelle gesetzt ward, „Meister Hämmerlein." Und so könnten wir noch eine Menge Spuren altheidnischen Glaubens besonders im alten Sachsenlande nachweisen, wie dies bereits anderwärts geschehen. („Unsere Vorzeit" I.)

Nun erschien auch Wittekind reumütig und ließ sich taufen. Die Sage erzählt dies sehr rührend. Karl hielt gerade Hof zu Attigny in der Champagne, dort das heilige Weihnachtsfest zu feiern. Da plötzlich während der heiligen Handlung nahte ein Bettler dem Altare und sah mit verwunderten Augen das unblutige Opfer, das die Christen ihrem Gotte brachten, das nackte Jesukindlein in der Krippe, das sie gläubig und andächtig verehrten. Dies ergriff ihn so sehr, daß er die Bettlertracht von sich warf und Karl mit den Worten zu Füßen stürzte: „Gib Karl dem Wittekind die Taufe, daß er umarme dich als Christ!" (nach Platens Gedicht: „Wittekinds Taufe"). Erstaunt und gerührt umarmte ihn Karl und ward sein Taufpate. Mit dem Weihrauchduft aber vermischte sich der brausende Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!" Nach andrer Darstellung setzte sich Wittekind nach der heiligen Feier draußen unter die Armen, denen nach der Messe Silberpfennige geschenkt zu werden pflegten. Hier erkennt ihn aber Karl an der markigen Hand und zieht ihn gerührt an seine Brust. Nun erfolgt die Versöhnung, und Karl ernennt ihn zum Herzog von Sachsen; das schwarze Pferd seines Schildes aber verwandelt er in ein weißes, wie es jetzt noch seine Nachkommen, die Welfen, im Wappen führen. Hiervon erzählt man sich auch noch eine andre Überlieferung. Wittekind lud Karl auf seine Burg zu Engern im Sachsenlande zur Versöhnung. Da erblickt der Kaiser im Grashof einen prachtvollen Schimmel, das Lieblingsroß Wittekinds, während ihm sonst ein rabenschwarzes beigelegt wird. Das gefällt ihm so sehr, daß er es mit rotem Golde aufwiegen möchte. Der Sachsenherzog schlägt den Wunsch ab, verspricht ihm jedoch das Tier, wenn er es einfange. Nun beginnt eine wilde Hetzjagd, aber weder Schnelligkeit noch List vermögen das edle Roß zu erreichen. „Herr König", sprach da Wittekind ernst, „Ihr werdet das Tier ebensowenig bezwingen, wie des Sachsenvolkes Freiheit; aber gebt acht!" Dabei schnalzte er mit der Zunge und siehe da! das edle Tier sprengte kosend zu ihm heran. „So bezwingt man Heldenblut", fuhr der Sachsenherzog fort, „wie Ihr freundlich genaht seid, so seid Ihr

Digitized by Google

auch empfangen. Fortan trenne uns nichts mehr: nehmt mein Reich und taufet mich!“ So geschah's, und zur Erinnerung ward das schwarze Roß im Wappen in ein weißes umgewandelt. Wittekind soll noch lange auf seinem Schlosse Babilonie bei Lübbeke im Mindener Gebiet gerecht geherrscht und 807 auf einem Feldzuge gegen Gerold von Schwaben den Tod gefunden haben.

In die Zeit der Sachsenkriege fällt auch die bekannte Gründung der Stadt Frankfurt. Vor den Sachsen fliehend sei einst Karl an den Main gekommen und habe eine Furt zum Übergang gesucht. Doch dichter Nebel lagerte über dem Flusse. Da kniete Karl nieder und betete inbrünstig. Und siehe! der Nebel zerteilte sich, und eine Hirschkuh ging vor ihren Augen mit ihren Jungen durchs Wasser. An derselben Stelle führte nun auch Karl, wie Moses einst die Israeliten, so seine Franken hinüber. Zum Andenken gründete er dort später die Stadt Franco-furtum, d. i. Furt der Franken. An die besiegten Sachsen erinnert aber noch heute das durch die Derbheit seiner Bewohner bekannte Sachsenhausen gegenüber und das sogenannte Sachsenlager im Innern der Stadt.

Drittes Kapitel.

Desiderius und Adelgis.

Aber auch mit den Langobarden hatte Karl heiße Kämpfe; denn Desiderius konnte den seiner Tochter zugefügten Schimpf nicht verschmerzen. Er hatte Karlmanns Söhne aufgenommen und als Frankenkönige anerkannt; ja, er verlangte deren Salbung vom Papst Hadrian I. Als dieser sich weigerte, überzogen ihn Desiderius und sein riesiger Sohn Adelgis mit Krieg. In seiner Bedrängnis wandte sich der Papst an Kaiser Karl, der auch sofort einen Heereszug beschloß. Doch die Übersteigung der Alpen bereitete große Schwierigkeiten. Mit der einen Heeressäule erklomm Karls Oheim, Bernhard, den bequemeren Mont Joux, seitdem Bernhardsberg genannt, die Hauptmacht führte der Kaiser selbst über den Mont Cenis. Nun glaubten sie alle Hindernisse beseitigt; aber beim Hinabsteigen fanden sie alle Schluchten und Engpässe besetzt. Jedoch teils durch Gewalt, teils durch List ward jeder Widerstand gebrochen.

Man sagt, ein lombardischer Spielmann habe die Franken unvermerkt über den Rand eines Berges geführt, der heute noch den Namen Frankenberg

Digitized by Google

führe. Darauf seien sie den Langobarden unerwartet in den Rücken gefallen und Desiderius sei nach Pavia geflohen. Als Lohn habe sich der Spielmann alles Land ausbedungen, soweit man das Blasen seines Hornes von dem Gipfel des Berges vernehme. So geschah's. Danach habe der Spielmann jeden, der ihn begegnet, gefragt, ob er den Schall vernommen; habe er es bejaht, so habe er ihn mit einer Maulschelle zu seinem Eigentum erklärt. Die so Erworbenen heißen heute noch die „Zusammengeblasenen".

Desiderius hatte sich also in seine Hauptstadt Pavia geflüchtet; sein Sohn Adelgis warf sich nach Verona. Beide Städte wurden heftig belagert, aber auch hartnäckig verteidigt. Desiderius stand mit einem edlen Franken, Namens Autchar, der von Karl wegen eines Vergehens vom Hofe verbannt worden war, auf einer hohen Warte, von der man weithin das Land überschauen konnte. Als nun das Gepäck in Haufen heranrückte, fragte Desiderius: „Ist Karl unter diesem großen Heer?" Autchar antwortete: „Noch nicht!" Nun kam der Landsturm des fränkischen Reiches. „Dabei befindet sich doch Karl gewiß", meinte der Langobarde. „Noch nicht", versetzte wieder der Franke. Da ward Desiderius wild und rief: „Sollen denn immer noch mehr kommen?" Inzwischen nahte ein neuer Troß. „Darunter ist doch sicherlich Karl", hub ungeduldig der König an. „Immer noch nicht!" erwiderte ruhig sein Begleiter. Nun sah man Äbte, Bischöfe und Kapläne und ihre geistlichen Diener. Da stöhnte Desiderius: „Laß uns niedersteigen und uns in der Erde verkriechen vor dem Antlitz dieses grausamen Feindes!" Nun erinnerte sich Autchar der unvergleichlichen Heeresmacht seines früheren Herrn aus besseren Zeit und brach in die Worte aus: „Wenn du die Saat auf den Feldern wirst starren sehen, den eisernen Po und Ticino mit dunklen Meereswellen die Stadtmauern überschwemmen, dann gewarte, daß Karl kommt!" Kaum hatte er ausgesprochen, da sah man im Westen eine finstere Wolke, die den hellen Tag beschattete. Dann sah man den „eisernen Karl" in einem Eisenhelm, in eisernen Schienen, eisernem Panzer um die breite Brust, eine Eisenstange in der Linken hochaufreckend. In der rechten hielt er den Stahl, der Schild war ganz aus Eisen, und auch sein Roß schien eisern an Mut und Farbe. Wie er, war auch seine ganze Umgebung gerüstet.

„Hier hast du den, nach dem du fragst!" rief Autchar aus und stürzte halbentseelt zu Boden.

Es wird auch erzählt, eine Tochter des Desiderius habe während der Belagerung Pavias einen Brief an Kaiser Karl geschrieben, wenn er sie zur Gemahlin nehme, wolle sie ihm die Stadt und den Schatz ihres Vaters in die Hände spielen. Diesen Brief schoß sie mit einer Armbrust über den Fluß Tessin. Karl ging scheinbar auf dies Anerbieten ein, und die falsche

Digitized by Google

Königstochter stahl unter dem Haupte ihres schlafenden Vaters die Schlüssel der Stadt und öffnete wirklich dem Feinde die Thore. Als die Franken einzogen, sprang ihnen die Jungfrau fröhlich entgegen, geriet aber im Gedränge unter die Hufe der Rosse und ward zertreten. So fiel die Hauptstadt in die Gewalt der Franken.

Wie dem auch sei, Karl setzte sich die eiserne Krone der Langobarden auf, so genannt weil im Innern der Krone sich ein eiserner Reif befand, der aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet gewesen sein soll; er nannte sich fortan „König der Langobarden".

Desiderius endete im Kloster, sein Sohn Adelgis aber flüchtete nach Konstantinopel. Von dort kehrte er später nach Italien zurück, das Erbe seiner Väter wieder zu erobern. Verbündet mit den Herzögen von Benevent, Spoleto und Friaul bedrohte er nicht nur die fränkische Herrschaft, sondern auch den päpstlichen Stuhl. In raschem Siegeslaufe zog Karl herbei und bezwang die Empörer. Da soll ihn Adelgis in Pavia ausgekundschaftet haben. Mit wenig Kriegsleuten fuhr er in die Stadt und ward nur von einem treuen Diener seines Vaters erkannt. Diesen Diener bat er flehentlich, ihn nicht zu verraten, und der gelobte es.

„Nun gut!" versetzte Adelgis, „so richte es ein, daß ich zu Ende eines Tisches zu sitzen komme, wenn der eiserne Karl heute mittag speist, und verschaffe mir alle Knochen, die man von der Tafel aufhebt." Der Diener versprach es; denn er versah ja das Amt eines Truchsesses. Beim Mahle legte er dem Adelgis alle Knochen vor, die dieser gleich einem hungrigen Löwen Hanfstengel zerbrach, um das Mark herauszuschlürfen; die Splitter warf er alle unter den Tisch, was einen ganz beträchtlichen Haufen ausmachte. Dann erhub er sich früher als die andern und ging weg. Als der Kaiser Karl beim Vorübergehen die Menge zersplitterter Knochen gewahrte, fragte er: „Welcher Gast hat so viele Knochen zerbrochen?" Niemand wußte es außer einem. Der aber sprach: „Es saß hier ein starker Degen, der zerbrach Hirsch-, Bären- und Ochsenknochen wie die Binsen." Karl forschte erstaunt weiter nach, bis er auf die Spur kam. Nun reute es ihn, daß man den Gast hatte entwischen lassen, er wünschte ihn zu verfolgen. Da erbot sich einer, ihn hinterlistig zu berücken. „Wie willst du das anfangen?" fragte Karl. „Gib mir deine goldenen Armspangen", versetzte jener, „ich will ihn damit anlocken!" Der König that es, und jener eilte dem Flüchtling nach. Er holte ihn auch noch ein, als er gerade im Begriffe war wegzufahren. „Halt ein!" rief er ihm nach, „der König sendet dir diese Goldspangen zum Geschenke." Adelgis ruderte heran, doch als er die verführerische Gabe auf der Speerspitze angeboten gewahrte, ahnte er Verrat, warf seinen Panzer über die Schultern und rief: „Was du mir mit dem Speer reichst,

Digitized by Google

will ich mit dem Speer empfangen; sendet dein Herr betrüglich diese Gabe, damit du mich töten solleſt, so werde ich nicht nachstehen und ihm auch meine Gabe so senden." Mit diesen Worten reichte er dem Boten seine eigenen Spangen auf der Spitze seines Speeres, die jener getäuscht in Empfang nahm, sie seinem Herrn zu bringen. Als Karl dieselben anlegen wollte, fielen sie ihm bis auf die Schulter. „Kein Wunder!" rief er da aus, „wenn dieser Mann eine solche Riesenstärke hat!" Von der Zeit an hatte er auch gewaltigen Respekt vor Adelgis, und um so mehr, als er dessen Rache fürchten mußte, weil er ihn und seinen Vater des Reiches beraubt hatte. Später floh der langobardische Königssohn zu seiner Mutter Ansa nach Brixen, wo diese ein reiches Münster gestiftet hatte.

Viertes Kapitel.

Roland.

Nicht minder hat die Sage Karls des Großen Feldzug nach Spanien mit romantischen Einzelheiten ausgeschmückt, vor allem die Heldengestalt des tapferen Roland, Markgraf von Bretagne, der beim Rückzuge über die Pyrenäen durch einen Überfall der räuberischen Basken im Thale Ronceval fiel; sie hat ihn geradezu zum Ritter und Märtyrer des christlichen Glaubens im Kampfe gegen die heidnischen Sarazenen verklärt. Die Sage ist ausführlich erzählt in: „Unsere Vorzeit" II; doch wollen wir hier noch einiges erwähnen, was sich auf die Abkunft und Jugend dieses berühmtesten aller Paladine Karls bezieht. Bekanntlich hat Uhland darüber zwei herrliche Balladen gedichtet: „Klein Roland" und „Roland Schildträger".

Danach war unser Held der Sohn einer Schwester Karls, Bertha, die sich wider Willen des erlauchten Bruders mit einem gewöhnlichen Ritter, Milon von Anglante, vermählte und deshalb in die Verbannung gestoßen ward. Unterwegs soll Milon im Kampfe gegen die Sarazenen in einem Flusse ums Leben gekommen sein. Bertha aber zog sich mit ihrem kleinen Knaben in eine Einöde in Italien zurück und litt die bitterste Not. Nun hielt dort einst ihr mächtiger Bruder Karl Hof, sei es zu Sutri oder Siena. Bertha sandte den kleinen Roland zur Stadt, sich Speise und Trank zu erbetteln. Der kecke Knabe bahnte sich Weg bis in den Palast, wo Kaiser Karl sich bei Saitenspiel und Gesang an köstlichen Speisen und Getränken erlabte. Auf einmal erscheint ein feiner Junge, dessen Gewand aus viererlei Tuch zusammengesetzt ist. Ohne weiteres geht er auf die

Digitized by Google

Tafel zu, hebt eine Schüssel weg und trägt sie stumm hinaus. Starr vor Erstaunen sieht es Karl mit an und, weil er es ruhig geschehen läßt, thun's die andern auch. Nach einer Weile kehrt der Knabe wieder und greift nach des Kaisers Pokal. „Heda, du kecker Wicht!" ruft ihn der Herrscher an, „was soll das?" Doch der kleine Roland läßt den Becher nicht los. „Das ist ja eine sonderbare Manier", fährt der Kaiser fort, „du trittst da in meine goldene Halle, wie in den grünen Wald, du nimmst mir die Schüssel weg, wie man Äpfel bricht vom Baume, du holst dir meinen roten Wein, wie man Wasser schöpft im Brunnen." Unerschrocken antwortet der Knabe: „Eine Bäuerin bricht sich Äpfel vom Baume und schöpft sich Wasser aus dem Brunnen: für meine Mutter aber ziemt sich Wildbret und Fisch sowie roter Wein." Spöttisch entgegnet der Kaiser: „Ei, sieh' da! wenn deine Mutter eine so feine Dame ist, dann wohnt sie wohl mit stattlichem Hofgesinde in einem Lustschloß! Sag' an, wer ist denn ihr Truchseß, wer ihr Schenk?" Schlagfertig antwortet der Knabe: „Meine rechte Hand ist ihr Truchseß, meine linke ist ihr Schenk!" Erstaunt fährt Karl fort: „Wer sind denn ihre Wächter?" — „Die sind meine blauen Augen immerdar!" versetzte lebhaft klein Roland. „Und wer ist ihr Sänger? — „Ei, das ist mein roter Mund!" Lächelnd erwidert Karl: „Das muß ich gestehen, die Dame hat wackere Diener, doch", und dabei mustert er des Knaben buntfarbig Kleid — „liebt sie sonderbare Livree, wie Regenbogenfarben anzuschauen". Dem Knaben treibt der Spott die Röte ins Gesicht, doch stolz erklärt er das vierfarbige Tuch als Tribut der von ihm im Kampfe bezwungenen Jungen der Stadt.

Allein Karl setzt die Verhöhnung mit den Worten fort: „Einen solchen Diener laß ich mir gelten, indes scheint mir die Dame eine Bettlerkönigin, die offene Tafel hält. Ich will sie kennen lernen, auf! führt sie zu mir her!" Damit gab er einigen Dienern und Dienerinnen einen Wink, diese, von dem kleinen Roland geführt, bringen Bertha vor ihren Bruder. Wie erschrak dieser, als er in der bleichen, abgehärmten Gestalt im abgetragenen Pilgerkleide seine eigne Schwester erkannte, die er noch soeben, ohne es zu ahnen, verspottet hatte. Das arme Weib sinkt ihm demütig zu Füßen, doch in seinem Herzen regt sich der alte Groll. Da aber begrüßt ihn der unschuldige Knabe mit herzlichem Ton als Oheim; und die Rinde seines Herzens schmilzt. Gerührt hebt er die zitternde Schwester mit den Worten auf: „Um diesen deinen lieben Sohn soll dir verziehen sein!" Nun erhebt sich Frau Bertha freudig und ruft aus: „Hab' Dank, mein lieber Bruder! Will's Gott, so soll dir der kleine Roland dereinst vergelten, was du mir Gutes gethan. Ein Held soll er werden gleich dir, hoch soll er Banner und Schild von manchem Reiche führen, in manches Königs Tisch noch mit

Digitized by Google

freier Hand greifen und sein seufzend Mutterland zu Ruhm und Ehre bringen!“ —

Und diese Verheißung erfüllte sich. Schon früh entwickelte sich sein Heldensinn, wie die andere Ballade Uhlands: „Roland Schildträger“, so schön schildert. Danach lebt aber noch sein Vater, Milon von Anglante, an Karls Hof als dessen Freund.

Der Kaiser sitzt mit seinen tapferen Paladinen zu Aachen beim Mahle. Prächtig funkelt's im Saale von Gold und Edelsteinen. Doch das kostbarste Kleinod vermißt der Kaiser noch; ein Riese, der im Ardennerwalde haust, trägt es in seinem Schilde. Das hören die wackeren Paladine: Graf Richard von der Normandie, Erzbischof Turpin von Reims, Herzog Haimon von Dordogne, der Vater der berühmten vier Haimonskinder — Naims im Bart, Herzog von Bayern, der Odysseus in der Karlsage — Milon von Anglante, Graf Garein von Lothringen und rüsten sich zum Abenteuer, dem Riesen das Kleinod zu entreißen. Jeder ging seine eignen Wege; Milon war von seinem jugendlichen Sohne Roland begleitet, der ihm als Schildknappe die Waffen nachtrug. Doch lange irrten die Helden vergebens im Walde herum; die Sonne drückte trotz des Schattens gar heiß. Da legte sich Milon unter eine Eiche, um ein Mittagsschläfchen zu halten; Roland hielt Wache. Plötzlich drang durch die Bäume ein Blitzen und Leuchten, wie von einem Gewitter. Das rührte von einem mächtigen Schilde her, den ein gewaltiger Riese trug. „O Gott!“ so dachte Roland, „was ist das für ein Schrecken! Soll ich nun meinen lieben Vater wecken; er schläft so süß. Wozu denn? Ich bin ja auch noch da!“ Flugs rüstete er sich mit des Vaters Waffen und bestieg das Roß. Sachte ritt er von dannen, um den Vater nicht zu wecken, gerade dem Unhold entgegen. Der empfing ihn mit bitteren Spottreden: „Was will denn dieser Knirps auf dem stolzen Rosse? Sein Schwert ist zweimal so lang als er; sein Speer zieht ihn fast vom Gaule herunter, und der Schild droht ihn schier zu erdrücken!“

Doch unverdrossen ruft ihm Roland zu: „Warte nur, dich soll dein Spott noch reuen! Ist mein Schild zu groß für mich, kann er mich auch besser decken. So muß eins dem andern aushelfen. Komm nur heran!“

Da holte der Riese mit seiner eisernen Stange weit aus, aber Roland schwenkte gewandt auf die Seite und sandte seine Lanze ab. Aber machtlos prallte sie von des Riesen Wunderschild auf den Angreifer zurück. Nun faßten sie beide ihre Schwerter, allein der Riese war zu ungefüge, und rasch hieb ihm Roland die linke Hand ab, so daß sie mitsamt dem Schilde entrollte. Wütend rannte der Hüne dem teueren Kleinod nach, da stach ihm der junge Held ins Knie, daß er zu Boden stürzte. Dann faßte er

Digitized by Google

ihn rasch bei den Haaren und trennte ihm mit wuchtigem Hieb das Haupt vom Rumpfe. Ein gewaltiger Blutstrom quoll hervor, davon das ganze Thal überströmte. Roland brach hierauf das funkelnde Kleinod aus des Riesen Schild und, nachdem er sich eine Weile an seinem Glanze erfreut, verbarg er es unter seinem Gewande. Dann wusch er sich an einer Quelle von Staub und Blut rein, kehrte zu seinem Vater zurück, der noch ungestört weiter schlief, und vom Kampfe ermattet, nickte er selber ein. Nach gethaner Arbeit ist gut feiern, und so schlummerte er bis zum Abend. Plötzlich weckte ihn sein Vater mit dem Ruf: „Wache auf, mein Sohn Roland, daß wir den Riesen suchen! Schnell die Waffen zur Hand!"

Roland gehorchte schweigend, und es dauerte nicht lange, so kamen sie zu der Stätte, wo er den Riesen gefällt hatte. Blutend lag da noch der Rumpf, doch es fehlten das Haupt und die linke Hand; auch seine Waffen waren verschwunden. Als Milon an dem mächtigen Rumpf erkannte, daß dies der gesuchte Riese sein müsse, brach er in laute Klagen aus:

„O weh! ein anderer ist mir zuvorgekommen. Verschlafen hab' ich Sieg und Ehre, drum muß ich ewig trauern!"

Inzwischen erwartete Kaiser Karl die Rückkehr seiner Helden mit Ungeduld und Bangen, ob sie auch alle mit heiler Haut davongekommen. Da sieht er zuerst Herrn Haimon, der des Riesen Haupt auf dem Speere trug; doch seine Miene glänzte nicht vor Freude, wie die eines Siegers. Mißmutig legte er das blutende Haupt dem Herrscher mit den Worten vor die Füße: „So hab' ich den Kopf, getrennt von seinem Rumpfe, im Waldesdickicht gefunden."

Bald darauf brachte auch Erzbischof Turpin den Riesenhandschuh mit der Hand darin. „Diese schöne Reliquie", sprach er „fand ich so schon zubereitet."

Dann nahte Herr Naims ächzend und schwitzend unter der schweren Lanze des Riesen, die er trug, warf sie hin und rief: „Ich verschmachte schier, reicht mir einen guten Schluck bayrischen Bieres!"

Danach brachte Graf Richard die übrige Rüstung.

Zuletzt schwang Graf Garein von ferne den Schild, und schon wollten ihn alle beglückwünschen, doch verdrießlich rief er: Ja, den Schild hab' ich wohl, doch das Kleinod war schon ausgebrochen."

Zuletzt nahte langsam mit gesenktem Haupte Milon, hinter dem Roland mit den Waffen folgte. Als sie in die Nähe des Schlosses kamen, brach der wackere Schildknappe den Zierat aus seines Vaters Schild aus und setzte dafür des Riesen Kleinod ein. Dies leuchtete wie die liebe Sonne. Da rief Kaiser Karl freudig aus: „Heil Milon von Anglante! Der ist es, der den Riesen überwand und ihm das Kleinod entriß!"

Digitized by Google

Erstaunt drehte sich nun dieser zu Roland und sprach:

„Sag' an, du junger Fant, wer gab dir das?" Ganz treuherzig aber, als ob er gar nichts Besonderes gethan, versetzte der junge Held:

„Seid mir nicht böse, lieber Vater, daß ich den groben Wicht erschlug, da ihr ja gerade schlieft!" —

Nach der Chronik des Mönchs Benedikt im Kloster Sorakte bei Rom ums Jahr 968 soll auch Karl der Große eine Meerfahrt zum Heiligen Lande unternommen haben, ward aber mit seinen zwölf Paladinen unterwegs auf dem Mittelländischen Meere vom Sturme verschlagen. Da ergingen sich alle in eitlen Klagen und unnützen Wünschen; nur Kaiser Karl saß schweigsam am Steuer und lenkte „das Schiff mit festem Maß, bis sich der Sturm gebrochen."

Auch dies ist der Inhalt einer vortrefflichen Ballade Uhlands: „König Karls Meerfahrt"; besonders meisterhaft ist darin die Charakteristik der zwölf Begleiter Karls durchgeführt. So bedauert der tapfere Roland, daß er mit seiner Kunst nichts gegen Wellen und Stürme ausrichten könne. Ebenso wenig fruchtet Herrn Holgers aus Dänemark Kunst, die Harfe zu schlagen. Rolands wackerster Freund Oliver, Sohn Regniers von Genua, beklagt den Verlust seines guten Schwertes Alteclere. Sowie unter den zwölf Jüngern Jesu Christi sich ein Judas befindet, so auch unter den Pairs Karls; das ist der verräterische Ganelon, der bei Ronceval seinen Stiefsohn Roland den Sarazenen in die Hände liefert; der wünscht auch jetzt insgeheim: „Wär' ich nur glücklich davon, so könnte euch andere alle der Teufel holen!" Erzbischof Turpin ruft gar den Heiland an, er möge wie weiland zu Petrus, so zu ihnen hilfreich über das Meer wandeln. Graf Richard von der Normandie, mit dem Beinamen „Ohnefurcht", weil er einst ohne Grausen seinen zurückgelassenen Handschuh vom Sarge eines Toten, bei dem er Wache gehalten, wegholte, trotzdem sich das Gespenst aufrichtete, ihm denselben zu entreißen — beschwört die Geister der Hölle, denen er so manchen guten Dienst gethan. Herzog Naimes von Bayern meint, er habe wohl schon manchem gut geraten, aber zu Schiffe seien süßes Wasser und guter Rat teuer. Ein alter Haudegen, Riol von Mons, möchte seinen Leichnam lieber im Trockenen gebettet sehen. Der verliebte Guido von Burgund dagegen trällerte ein leichtsinniges Liedchen: „Ich wollt', ich wär' ein Vögelein, wollt' mich zu Liebchen schwingen!" Der Graf Garein von Lothringen hat eine besondere Abneigung gegen das Wassertrinken, ihm wäre ein Schluck Rotwein lieber. Ebenso möchte der Feinschmecker Lambert von Barri viel lieber selber die Fische essen, als daß sie ihn fressen. Gottfried von Anjou tröstet sich mit dem gleichen Schicksale der andern. Und was sagt Kaiser Karl? Nichts. Schweigsam sitzt er am

Digitized by Google

Steuer; anstatt zu schwatzen, handelt er und rettet sie alle aus der Not. Das ist der Charakter eines wahren Helden. Weder ruhmredig prahlt er mit seinen Heldenthaten, noch ergeht er sich im Unglück in unnützen Klagen wie die Weiber; der echte deutsche Mann schweigt und handelt. Man denke nur an Moltke, den großen Schweiger der deutschen Nation.

Was nun das tragische Ende Rolands betrifft, der nach tapferer Gegenwehr der Übermacht der Sarazenen im Thale Ronceval erlag, ehe sein Oheim Karl herbeieilte, ihn zu retten, so gibt es noch eine andre rührende Sage, die der Dichter Kopisch in einer Romanze „Rolandseck" besingt.

Danach fiel der wackere Held nicht im Thale Ronceval, sondern kehrte zurück, um seine treue Braut Hildegunde heimzuführen. Doch diese hatte, durch die falsche Todesnachricht getäuscht, den Schleier genommen und war in das Kloster Nonnenwerth auf einer grünen Rheininsel gegangen. Ihm hätte selbst von feindlicher Lanze keine schlimmere Wunde beigebracht werden können, als ihm diese Trauerbotschaft verursachte. Seine Braut, dem Himmel angetraut, war nun auf ewig für ihn verloren. Von Schmerz und Sehnsucht verzehrt, baute er sich gegenüber auf hohem Felsen eine Klause, um hinüber nach dem Kloster zu schauen, „bis die Liebliche sich zeigte, bis das teure Bild sich ins Thal herunterneigte ruhig engelmild", wie Schiller in seiner Ballade vom Ritter Toggenburg ein ähnliches Geschick besingt. Oftmals lauschte er auch dem Chorgesang der frommen Nonnen, wenn ihn der Wind herübertrug zu seinem Ohr und war glücklich, wenn er die Stimme seiner geliebten Hildegunde zu erkennen glaubte. So schwand er in stummem Harme dahin, bis ihm die Sehnsucht das Herz brach. Noch heute gemahnt der Rolandsbogen in Rolandseck an den tapferen Helden.

Ein italienischer Dichter endlich, Ariost, hat in einem großen Epos: „Der rasende Roland", die Thaten Rolands besungen und läßt ihn im Wahnsinn enden. Schließlich erinnern an ihn in mehreren deutschen Städten die sogenannten Rolandssäulen auf Marktplätzen, namentlich in Bremen, auch in Nordhausen und sonst, wohl ursprünglich nur Sinnbilder der Gerechtigkeit.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Hildegard.

Wenden wir uns nunmehr, nachdem wir den großen Kaiser in seinen Hauptheerfahrten kennen gelernt haben, zu seinem inneren, häuslichen, zu seinem Familienleben. Auch der Schicksale im engeren Kreise hat sich die Sage mannigfach bemächtigt und sie mit romantischer Zuthat ausgeschmückt.

Von seiner zweiten Gattin, der reizenden Hildegard, erzählt man sich eine ähnliche Geschichte, wie von Genoveva. Als ihr Gatte auf einer Heerfahrt war, nahte sich ihr dessen Stiefbruder Taland mit schnöden Anträgen. Um seinen Nachstellungen zu entgehen und ihn zugleich unschädlich zu machen, stellte sie sich, als wollte sie auf sein Begehren eingehen und hieß ihn, zu dem Zwecke ein prächtiges Frauengemach herstellen. Taland ging richtig in die Falle. Als er ihr in das neuerrichtete Zimmer voranging, warf sie hinter ihm die Thür ins Schloß und schob einen Riegel vor. Da saß der Bösewicht eine Zeitlang gefangen, bis sich endlich bei der Rückkehr Karls Hildegard bewegen ließ, ihn auf sein erheucheltes Flehen hin freizulassen, indem sie glaubte, er sei jetzt gestraft genug und gebessert. Doch sie täuschte sich. Als ihn Karl erblickte, fiel ihm seine Magerkeit auf, und er fragte ihn nach dem Grunde. „Daran ist nur deine unzüchtige Gattin schuld", versetzte der Verleumder, „damit sie ungehindert und unbeobachtet sündigen könne, schloß sie mich als einen lästigen Wächter in einen eigens dazu erbauten Turm." Darüber geriet Karl in einen heftigen Zorn und befahl, seine Gattin zu ertränken. Doch sie entfloh und hielt sich bei einer ihrer Freundinnen verborgen. Sobald aber der Kaiser ihren Aufenthalt erfuhr, befahl er, sie geblendet des Landes zu verweisen. Was geschah? Schon entführten sie die Schergen in den Wald, um sie zu blenden, da begegnete ihnen ein Edelmann, von ihrer Schwester gesandt, sich nach Hildegard zu erkundigen. Diesem gelang es, den Henkersknechten das unschuldige Weib zu entreißen. Weil aber die Diener ohne die Augen ihres Opfers nicht zurückkommen durften, so überließ ihnen der Edelmann seinen Hund, ihm die Augen auszustechen. So hielt der Kaiser die That für geschehen. Hildegard aber flüchtete nach Rom, wo sie die Heilkunde ausübte. Da traf es sich, daß der böse Taland mit Blindheit und Aussatz behaftet ward. Da ihn niemand zu heilen vermochte, ging er nach Rom, wo eine berühmte Ärztin wohnen sollte. So zog er in Karls Gefolge hin und kam, ohne es zu ahnen, in die Behandlung der von ihm verleumdeten Hildegard.

Digitized by Google

Diese gab ihm zuerst auf, seine Sünden zu beichten und zu bereuen. Taland that es zerknirscht, worauf ihn Hildegard heilte. Darüber wunderten sich der Papst und Karl gleichermaßen und wünschten die Ärztin zu sehen. Sie aber bestellte sie in den St. Peters Dom, dort wollte sie sich zeigen. Daselbst enthüllte sie nun ihre Unschuld vor dem Papste und dem Kaiser. Letzterer nahm sie mit Freuden wieder zur Gemahlin an, den Taland aber verurteilte er zum Tode. Nur auf Hildegards Fürbitte ward er begnadigt und verbannt.

Sechstes Kapitel.

Fastrada.

Mit seiner dritten Gemahlin Fastrada, an die noch eine Marmortafel mit bezüglicher Grabschrift im Mainzer Dom erinnert, bringt man folgende merkwürdige Sage in Verbindung.

König Karl war ein gerechter Richter. Deshalb ließ er, wo er weilte, eine Glocke aufrichten, die jedermann läuten durfte, der Gerechtigkeit verlangte. Eines Tages, als der Kaiser zu Zürich bei Tische saß, hörte er die Glocke läuten und befahl nachzusehen. Die Diener kehrten mit der Meldung zurück, es sei niemand zu finden. Da läutete es noch einmal. Abermals ward nachgesehen, doch nichts gefunden. Nun erscholl die Glocke zum drittenmale. Da ward Karl böse und rief: „Bringt ihr mir jetzt nicht den armen Bedrängten, so ergeht es euch schlecht!“ Die Diener gingen kopfschüttelnd, suchten und suchten, bis sie endlich in der Glocke eine Natter am Klöpfel entdeckten. Sie meldeten dies seltsame Vorkommnis dem Kaiser. Der aber rief: „Das ist Gottes Finger; laßt die Klägerin herein!“ Wirklich schlüpfte die Natter herein. Der Kaiser redete sie an: „Thu' uns deinen Kummer kund!“ Die Natter erhob sich wie zum Zeichen, daß man ihr folgen solle. So geschah's und schließlich führte sie die Schlange zu ihrem Neste, wo auf ihren Eiern eine häßliche Kröte lag. Sofort ließ der Kaiser den frechen Eindringling töten, und so ward der Natter ihr Recht. An der Stätte erbaute Karl eine Kirche, genannt „Wasserkilch“.

Einige Tage darauf brachte die Schlange aus Dankbarkeit einen Edelstein, den sie dem Kaiser in seinen Becher legte. Diesen verehrte Karl seiner Gemahlin; er hatte aber die magische Eigenschaft, daß er in Liebe an sich fesselte. Daher kam es, daß er sich von seiner Gattin gar nicht

Digitized by Google

mehr entfernen konnte, ohne von Sehnsucht verzehrt zu werden. Dies wohl merkend verbarg sie den Talisman in der Sterbestunde unter ihre Zunge, damit er nicht in andre Hände übergehe; denn sie wollte sich ihr Andenken bei ihrem Gemahle unvergeßlich erhalten. So ward die Kaiserin mitsamt dem Stein beigesetzt. Nun wollte sich der Kaiser nicht von der Leiche trennen, obwohl sie bereits in Verwesung überging. Da entnahm einer der Paladine — es soll der Erzbischof Turpin gewesen sein — dem Leichnam den Talisman, und sofort übertrug sich die Liebe Karls auf den jetzigen Besitzer. Dem ward aber die allzugroße Anhänglichkeit des Kaisers lästig; darum warf er den Stein auf einer Reise nach Köln in eine Quelle. Nun wandte sich Karls ganze Zuneigung dem Orte zu, so daß er dort eine Stadt gründete, die sein Lieblingsaufenthalt wurde. Dies war die berühmte Kaiserstadt Aachen mit ihren heißen Quellen.

Ein andermal ward die Richterglocke abermals geläutet und als man nachsah, fand man ein lahmes Pferd, das heftig am Strange zerrte. Karl beauftragte den weisen Eckard, des Klägers Anwalt zu sein. Dieser fand aus, daß das Roß einem anwesenden Ritter gehörte, ihn oftmals zu Sieg und Ruhm getragen, ja ihm sogar mehrere Male das Leben gerettet habe; nun aber, da es alt und steif geworden, habe er es aus dem Stalle getrieben. Undank ist der Welt Lohn. Dies empfand auch das arme Pferd. Doch von Hunger getrieben nahm es seine Zuflucht zum gerechten Richter. „So hat die Glocke", fuhr der Anwalt fort, „zu Gott gerufen um Erbarmen, und Gott hat die Stimme vernommen; darum mahne ich den Ritter, daß er dem edlen Thiere gewähre, was ihm gebührt!" Da riefen alle Ritter, auch der Schuldige voll Beschämung: „Im goldenen Korn soll es stehen bis an den Tod."

Siebentes Kapitel.

Kaiser Karl als Schulvisitator.

Von Karls Gerechtigkeitsliebe ohne Ansehen der Person zeugt noch eine andere, wohl allgemein bekannte Geschichte. Wir meinen die, wie er einst Schulvisitation hielt. Dabei fand er, daß die Muttersöhnchen der Vornehmen nichts wußten, die armen Kinder aber gut bestanden. Da schied er wie Christus vom Jüngsten Gericht erzählt, die Faulen als Böcke zur Linken, die Fleißigen aber zur Rechten. Nachdem er die letzteren belobt, versicherte er sie seiner Huld, wie Gerok so schön in seinem Gedichte sagt:

Digitized by Google

„Ihr sollt an mir den gnädigen Herrn, den güt'gen Vater haben,
Und ob ihr armer Leute Kind und Knechtesöhne seid;
In meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid!"

Die vornehmen und faulen Muttersöhnchen aber fuhr er donnernd an:

„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euern Adel;
Ihr seidnen Püppchen trotzet nicht auf euer Milchgesicht,
Ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht!"

Wie leuchteten da die Augen der armen Kinder und wie schämten sich die Reichen!

„Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten
Im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand,
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland."

Überhaupt gab er nichts auf äußeren Putz; er selbst leuchtete allen voran an Einfachheit. Deshalb konnte er sich auch einmal den Triumph nicht versagen, mit seinem Flaus die seidenen Gewänder seiner Höflinge zu schanden zu machen. Das war bei einer Jagd, wo er sie durch Dickicht und Dorn führte. Wie lachte nachher der Kaiser die Höflinge ob ihrer seidenen Fetzen aus, während sein Wams allem Trotz bot!

Achtes Kapitel.

Eginhard und Emma.

Karls Sinn für Kunst und Wissenschaft ist rühmlichst bekannt. An seinem Hofe lebten die bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit, wie Alcuin, Paul Warnefried, Angilbert und Eginhard (Einhard). Sie erfreuten sich nicht nur seiner besonderen Gunst, sondern manche traten zu ihm auch in nähere persönliche, ja verwandschaftliche Beziehungen. So vermählte er seine Tochter Bertha mit dem geistreichen und liebenswürdigen Angilbert, und auch von dem zarten Verhältnis, das sein Geheimschreiber Eginhard mit seiner Tochter Emma anknüpfte, weiß die Sage sehr rührende Einzelheiten zu erzählen.

Emma war eigentlich dem griechischen Kaiser als Braut bestimmt*), aber heimlich in Liebe zu Eginhard entbrannt. Dieser faßte sich einst,

*) Dies ist wohl eine Verwechslung mit Karls Tochter Hruodrud; eine Tochter Emma hatte Karl nicht, wohl aber stand Bertha im Liebesverhältnis zu Angilbert.

Digitized by Google

weil er ihr stilles Einverständnis nicht der Öffentlichkeit preisgeben wollte, das Herz, zur Nachtzeit in ihre Wohnung zu kommen. Er klopfte leise an ihre Kammer, als sei er auf des Königs Geheiß zu ihr gesandt und ward eingelassen. Nun tauschten sie die heißesten Liebesschwüre und Beteuerungen ewiger Treue aus. Als aber der Jüngling beim Morgengrauen den Rückweg antreten wollte, da war frischer Schnee gefallen, der seine Fußstapfen verraten konnte. Was war zu thun? Da entschloß sich die Jungfrau, den geliebten Mann auf ihrem Rücken in seine Wohnung zurückzutragen. Nun traf sich's aber, daß der Kaiser einen unruhigen Schlaf hatte, aufstand und zum Fenster ging. Aber was für ein seltsames Schauspiel gewahrte er da! Seine eigne Tochter, die seinen Geheimschreiber durch den Hof trug. Schmerzlich überlegte er lange, was er thun solle, da trat Eginhard, den das Gewissen schlug, bei ihm ein und verlangte seinen Abschied. Der König schwieg eine Weile, versprach ihm aber dann, Bescheid zu sagen. Unterdessen berief er ein Gericht und legte seinen Ratsherren den groben Vertrauensbruch von seiten Eginhards zur Beurteilung vor. Diese staunten, rieten jedoch zur Milde. Da beschloß Karl, Gnade für Recht ergehen zu lassen und die Liebenden zu vereinen. Darum berief er seinen Geheimschreiber zu sich und redete ihn also an: „Zur Belohnung deiner Verdienste will ich dir meine Tochter Emma zum Weibe geben, die dich bereits, wie ich mit eignen Augen gesehen, hochgegürtet über den Hof getragen." Darauf ließ er sie kommen und warf ihr eine reiche Mitgift aus. Nach des Kaisers Tod soll ihnen Ludwig der Fromme in dem Maingau Michlinstadt und Mühlenheim, das jetzt Seligenstadt heißt, durch eine besondere Urkunde verehrt haben. Der daranstoßende Wald soll nach einer Anrede Emmas: „O du Wald!" den Namen „Odenwald" erhalten haben.

Auch der Name Seligenstadt wird ähnlich erklärt. Karl habe, so heißt es, Emma verstoßen, und sie habe sich mit ihrem Geliebten in die Wildnis geflüchtet und eine Hütte erbaut. Nun habe sich einmal der Kaiser auf der Jagd dahin verirrt und sei, ohne seine Tochter zu erkennen, bei ihr eingetreten. Sie aber erkannte ihn sofort und bereitete ihm sein Lieblingsgericht. Da gingen ihm plötzlich die Augen auf, und freudig rief er aus: „Selig sei die Stadt genannt, wo ich Emma wiederfand!"

So lebte und wirkte Karl der Große, ein leuchtendes Heldenbild für die deutsche Jugend, ein Liebling des deutschen Volkes. Kein Wunder, daß man an seinen Tod nicht so recht glauben wollte, und die Sage ihn in unterirdische Berge versetzte, wo er wie Barbarossa auf seine Zeit harrt, wiederzuerstehen und das Deutsche Reich neu zu begründen.

Digitized by Google

Kaiser Otto mit dem Barte.

Erstes Kapitel.

Heinrich von Kempten.

Im 10. Jahrhundert regierte in den deutschen Landen ein gar gewaltiger Kaiser, Otto der Große genannt. Er war von hoher Gestalt und kräftigem Körperbau; auf seinem Antlitz thronte königliche Majestät; in seinen Augen leuchtete ein blitzendes Feuer, das oft seiner Umgebung Schrecken einjagte. Sein blondes Haupthaar spielte ins Rötliche, und ein stattlicher roter Bart wallte über seine männlich bewachsene Brust herab, so daß sein lockenumrahmter Kopf dem eines Löwen nicht unähnlich war. Geriet er in Zorn, so glichen seine Worte dem Rollen des Donners, und gefährlich war es dann, ihm zu nahen. Besonders wenn er etwas bei seinem Barte schwur, dann war man sicher, daß er es hielt.

Nun trug es sich einstmals zu, daß der Kaiser zur Osterzeit ein herrliches Fest auf seinem Schlosse Babenberg veranstaltete. Hierzu strömten aus allen Gegenden seines Reiches geistliche und weltliche Herren in hellen Scharen herbei, ihrem obersten Lehnsherrn zu huldigen. Während nun der Kaiser mit seinem Gefolge am ersten Feiertage in der Kirche war, wurden in dem Speisesaal die Tische zu einem festlichen Mahle gedeckt. Die Diener verteilten die Brote und stellten die Pokale auf. Dem allem sah ein feiner Knabe anfangs neugierig, dann sehnsüchtig zu; denn er war sehr hungrig. Die Messe dauerte auch gar zu lange, und die aufgesetzten Gerichte zu betrachten, ohne zu kosten, das war für ihn eine Tantalusqual. Als er sich daher unbeobachtet glaubte, that er, was Kinder so gern thun — er pickte ein Stück von einem Brote ab, seinen Hunger zu stillen. Das hatte aber des Kaisers gestrenger Truchseß, der über die Wartung der Speisen wachte, gesehen. Wie er denn ein harter und unnachsichtiger Mann war, lief er sofort wütend herbei und schlug dem erschreckten Knaben mit seinem Stabe

Digitized by Google

so heftig auf den Kopf, daß sich dessen blondes Lockenhaar mit Blut färbte. Der arme Junge, ein edler Prinz aus Schwabenland, sank zu Boden und weinte bitterlich. Doch nicht unbemerkt war die grausame That geblieben. Der Zuchtmeister des Knaben, Heinrich von Kempten, hatte es gesehen und weil ihm der Schlag weher that als seinem Zögling, so trat er mit zorniger Miene auf den Truchseß zu und stellte ihn also zur Rede:

„War dieser Knabenstreich ein so schweres Verbrechen, daß Ihr sogar die Rücksicht auf ein Fürstenkind außer acht setzen mußtet? Ist solches Euer Amt."

„Das geht Euch nichts an", versetzte trotzig der Truchseß, „ich walte hier meines Amtes und rüge jede Ungebühr gegen feine Sitte am Hofe. Kümmert Euch um Euch selbst!"

„Das thue ich", erwiderte gereizt der Ritter Heinrich, „und eben, weil Ihr in mein Amt so roh eingrifft, sollt Ihr mir es büßen und ich will Euch Euer Handwerk legen."

Damit versetzte er dem Truchseß einen so mächtigen Hieb auf den Schädel, daß dieser lautlos tot zusammenbrach. Darob entstand im Saale ein groß Getümmel, und plötzlich erschien der Kaiser mit seinem Gefolge am Eingang. Sobald er das Blut auf dem Estrich gewahrte, rief er aufgebracht aus: „Was geht hier vor? Was bedeutet der Lärm und das Blut auf dem Boden?" Da erzählte ihm ein Diener, sein Truchseß sei erschlagen worden.

„Wer hat das gethan?" schrie Otto vor Zorn bebend, „bei meinem Barte, er soll es mir mit seinem Blute büßen!"

Da nahte Heinrich von Kempten und bat demütig um Verzeihung, indem er den ganzen Hergang erzählte. Doch der Kaiser hatte bei seinem Barte geschworen, und dann war er — das wußten alle — unerbittlich. Dies fühlte auch der schwäbische Ritter; da schoß ihm in seiner Not ein verzweifelter Entschluß durch den Kopf.

„Muß ich denn nun doch einmal sterben", so dachte er bei sich, „so will ich mein Leben aufs äußerste verteidigen."

Rasch wie ein Tiger fuhr er über den Tisch auf den Kaiser los, faßte ihn an seinem langen Barte und zog ihn mit allem, was dazwischen stand, zu Boden. Schüsseln und Pokale fielen klirrend mit ihm zur Erde. Ja auch die Krone entsank seinem Haupte und rollte auf dem Estrich dahin. Entsetzt und starr sah die Umgebung diesem Schimpfe zu. Heinrich von Kempten aber setzte seinem Opfer das Knie auf die Brust, zog ein scharfgeschliffenes Messer und, indem er es gegen die Kehle des Daliegenden zückte, rief er mit wütenden Blicken:

Digitized by Google

„Nehmt Euren Eid zurück und sichert mir mein Leben, oder ich stoße zu!“

Da sprangen mehrere aus des Kaisers Gefolge hinzu, ihren Herrn aus seiner mißlichen Lage zu befreien. Aber zornfunkelnden Auges drehte sich der schwäbische Ritter herum und rief mit Donnerstimme:

„Zurück, wenn Euch Eures Herrn Leben lieb ist! Sobald mich einer anrührt, ist der Kaiser eine Leiche und sein Helfer nicht minder. Seid gewiß, ich werde mein Leben nicht billig verkaufen, und wer das seine liebt, lasse mich in Frieden! Hat einer Lust, sich einzumischen, nur heran!“

Da wichen die Vasallen zurück. Der Kaiser aber winkte ihnen, so gut es ihm seine bedrängte Lage erlaubte, abzustehen und machte ein Zeichen, daß er reden wollte.

„Wollt Ihr mich meines Lebens sichern“, wandte sich Heinrich von Kempten aufs neue an ihn — „dann will ich Euch loslassen.“

Der Kaiser hob einen Finger in die Höhe zur Beteuerung, ihm seine Bitte zu gewähren. Nun ließ ihn der Ritter frei, und Otto ging auf seinen Thronsessel los. Dort ordnete er sich zuerst seine zerrauften Haare und begann also:

„Leben und Sicherheit habe ich Euch zugesagt, doch lasset Euch nie wieder vor meinem Antlitz sehen, damit Ihr mich nicht an den Schimpf, den Ihr mir angethan, erinnert! Darum verlaßt schleunigst meinen Hof!“

Das ließ sich der Ritter nicht zweimal sagen und entfernte sich in Eile mit seinem Zögling. In seinem schönen Heimatlande Schwaben lebte er nun in stiller Zurückgezogenheit von den Einkünften der Ländereien, die er von dem Abte von Kempten zu Lehen hatte.

Zweites Kapitel.

Edle Rache.

Zehn Jahre verstrichen, da ereignete es sich, daß Kaiser Otto eine große Heerfahrt rüstete gen Italien. Dort lag er lange Zeit vor einer festen Stadt, ohne sie einnehmen zu können. Umsonst verschoß er Steine und Pfeile, und viele seiner tapferen Helden waren schon vor den Mauern tot in den Staub gesunken. Deshalb ließ er durch Sendboten eine neue Ausrüstung in den deutschen Landen anordnen und alle seine Vasallen entbieten. Bei Strafe des Verlustes seines Lehens sollte sich jeder in

Digitized by Google

Heinrich von Kempen rettet den Kaiser. S. 115.

Digitized by Google

Digitized by Google

Apulien mit Mann und Roß stellen. Als diese Botschaft zum Abte von Kempten drang, forderte er unter seinen Lehensträgern auch unsern Ritter Heinrich zur Heeresfolge auf. Dieser aber erschrak über die Maßen, nicht etwa, weil er sich vor dem Kriege fürchtete, sondern weil ihm der Kaiser verboten hatte, ihm je wieder zu nahen. Darum sprach er zum Abte:

„O Herr, erlaßt mir diese Fahrt! Ich habe aber zwei starke Söhne, die mögt Ihr statt meiner zum Kampfe mitnehmen."

„Nicht doch!" versetzte der Abt, „die beiden Jünglinge können mir Euch nicht ersetzen; Ihr seid im Streite der Stärkste, wie im Rate der Klügste. Wenn Ihr also Euer Lehen nicht einbüßen wollt, müßt Ihr mitziehen!"

So war der Ritter wohl oder übel gezwungen, sich bereit zu machen, und bewies bald, wie sehr der Abt recht gehabt hatte, ihn nicht zu beurlauben.

Als sie in die Nähe der Stadt kamen, die der Kaiser belagerte, hielt sich Heinrich von Kempten fern von seinem Antlitz und schlug abseits sein Zelt auf.

Nun trug es sich zu, daß er sich eines Tages darin hatte ein Bad zurichten lassen und in der Wanne saß, seine Glieder zu stärken. Da gewahrte er, wie einige Bürger aus der belagerten Stadt herauskamen und wie der Kaiser ihnen entgegenritt. Offenbar handelte es sich hier um eine Zusammenkunft, wegen der Übergabe der Stadt zu beraten. Doch sie wollten nur den Kaiser wehrlos in eine Falle locken und ihn mit Übermacht erschlagen. Das zeigte sich gar bald. Denn als dieser ihnen arglos entgegenritt, brach plötzlich eine Schar aus dem Hinterhalt und fiel über den Unvorbereiteten her, so daß er in die größte Not kam. Kaum erkannte nun unser Ritter im Bade die Gefahr, so sprang er unverzüglich aus der Wanne, langte den Schild von der Wand und ergriff sein Schwert und, nackt wie er war, eilte er dem Kaiser zu Hilfe. Die Feinde stutzten und wähnten nicht anders, als der Erzengel Michael selbst sei vom Himmel erschienen, ihren Verrat zu strafen. Von Entsetzen ergriffen, wanden sie sich zu wilder Flucht, und viele wurden fast ohne Gegenwehr getötet. Mit wachsendem Erstaunen hatte Otto seine Rettung erkannt und wollte sich bei seinem tapferen Befreier bedanken. Doch ebenso rasch wie der Helfer in der Not erschienen, ebenso schnell war er auch wieder verschwunden. Bereits saß er wieder in dem noch lauwarmen Wasser und wusch sich die Spuren des Kampfes ab. Der Kaiser ritt eiligst zu seinem Heere zurück und hielt dort Nachfrage nach dem unbekannten Ritter; er versprach auch, es ihm zu lohnen und seine Großthat nie zu vergessen. Nun hatten wohl

Digitized by Google

etliche das Abenteuer mit angesehen und Heinrich von Kempten erkannt; doch sie wußten auch, daß er beim Kaiser in Ungnade gefallen war. Darum sprachen sie:

„Wir kennen den Helden wohl, der Euer Leben gerettet hat; doch er hat früher Eure Gunst eingebüßt und ist von Eurem Antlitz verbannt. Wolltet Ihr ihn wieder zu Gnaden annehmen, würde er wohl wieder vor Euch erscheinen."

„Und hätte er meinen eignen Vater erschlagen", beteuerte Kaiser Otto, „es soll ihm dieser letzten Heldenthat wegen verziehen sein."

Nun nannte man ihm seinen Lebensretter, und er war erstaunt, zu hören, daß er beim Heere sei. Dann aber sagte er:

„Ja, ja, ich hätte mir es denken können; kein andrer hätte solche Kühnheit gezeigt. Ich will ihm meine Huld wieder zuwenden, doch ihn etwas zu erschrecken, kann ich mir nicht versagen."

Als darum der Ritter vor ihn gebracht wurde, stellte er sich anfangs aufgebracht und fuhr ihn scheinbar zornig an:

„Wie konntet Ihr Euch unterstehen, mir unter die Augen zu treten? Habe ich Euch nicht von meiner Nähe verbannt, oder habt Ihr es schon vergessen, wie schimpflich Ihr mir einstens vor aller Welt Haar und Bart zerzaust? Mit welcher Dreistigkeit seid Ihr nun doch hier?"

„Gnade! mein gestrenger Herr!" versetzte demütig der Ritter, „nicht freiwillig kam ich hierher, sondern gezwungen von meinem Lehnsherrn, dem Abte von Kempten, der mir drohte, mir meine Güter zu entziehen, wenn ich nicht Heeresfolge leistete."

Da konnte sich der Kaiser nicht länger bezwingen, und mit den Worten: „Seid mir viel tausendmal willkommen, edler Held, wie könnte ich meinem hochherzigen Lebensretter zürnen?" eilte er auf ihn zu und küßte ihn mit Thränen der Rührung. Fortan war Heinrich von Kempten des Kaisers bester Freund und ward von ihm hochgeehrt und reich beschenkt. Otto wies ihm ein ansehnliches Lehen zu, das ihm jährlich 2000 Mark Silber eintrug, und das war zu damaliger Zeit viel, denn nicht nur das Silber sondern auch das Gold als Wertmesser stand damals in weit höherem Werte, als jetzt.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Der Dichter und die Geschichte.

Diese Sage vom Kaiser Otto mit dem Barte verdanken wir dem mittelhochdeutschen Dichter Konrad von Würzburg, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte und 1287 zu Basel starb. Sein Geburtsort ist unbekannt; denn aus obigem Zusatz ist nicht herzuleiten, daß er wirklich aus Würzburg stammte. Vielmehr atmet die Sprache in seinem Gedichte nicht fränkischen, sondern alemannischen Dialekt. Häufig wurden im Mittelalter Häuser nach Städten und die Insassen dann auch nach ihnen benannt. Wohl möglich, daß ein Haus den Namen einer Stadt nach dem ersten aus dieser zugezogenen Besitzer erhielt; alsdann wurde aber auch dieser Zusatz auf alle folgenden Einwohner übertragen. Ein Haus „Würzburg" lag in der Spiegelgasse zu Basel, und es ist wahrscheinlich, daß unser Dichter Konrad von Haus aus ein Baseler war. Er lebte nicht mehr im eigentlichen Blütezeitalter mittelalterlicher Poesie; an Gedankentiefe und Schwung des Ausdrucks ragt er nicht an einen Wolfram von Eschenbach, Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg oder an Naturwahrheit an die lieblichen Weisen eines Walter von der Vogelweide heran. Trotzdem galt er nach dem Zeugnis seiner Zeitgenossen für einen der besten damaligen Dichter. Eins seiner größten, aber unvollendeten Werke handelt vom Trojanischen Krieg, worin manches geziert und abgeschmackt erscheint. Ans Komische grenzt darin, wenn er unter den Hilfsvölkern des Menelaus die Russen, Dänen, Ungarn, Portugiesen, Deutsche und andre aufzählt. In seinen lyrischen Gedichten gefällt er sich oft in allzu großen Künsteleien. Am besten gelungen sind seine kürzeren Erzählungen, wie vorstehende und die vom Schwanritter Lohengrin. Die Quelle, aus der unsre Sage geschöpft, ist nicht recht bekannt; der Dichter selbst nennt eine lateinische Überlieferung.

Was den geschichtlichen Kern betrifft, so ist klar, daß Ereignisse aus der Zeit Ottos II. mit solchen des großen Otto verschmolzen sind, wie denn auch schon der rote Bart eher auf den Nachfolger zutrifft. Der Schwur beim Barte wird uns freilich von Otto I. überliefert. Der Zug nach Italien und das Aufgebot an Bayern und Schwaben stimmt wohl auch mit der Eroberung der Städte Bari und Tarent durch Otto II. (982); doch von einem Hinterhalt vor denselben weiß die Geschichte nichts. Vielmehr zog Otto II., um die Griechen aus Apulien und die Araber aus Kalabrien zu vertreiben, von Tarent aus gegen seine vereinigten Feinde und schlug sie

Digitized by Google

bei Rossano. Dann drang er südwestlich bis Squillace vor, besiegte die Griechen, fiel aber in einen Hinterhalt der Araber und ward fast völlig vernichtet. In der größten Not stürzte sich der Kaiser mit seinem Rosse in die Mündung des Flusses Corace und erreichte glücklich ein Fahrzeug, das ihn an Bord nahm. Zum Unglück waren es Griechen, doch befand sich unter ihnen ein Slawe, der den Kaiser kannte und ihn rettete. Er spiegelte den Schiffern vor, ihr Gefangener sei des Kaisers Kämmerer, dessen Obhut die Schätze zu Rossano anvertraut seien; sie möchten ihn dorthin bringen, dann würde er sie aus denselben reichlich belohnen. Ja, der Slawe bot sich selbst zum Bürgen der Wahrheit seiner Aussage an. Die Schiffer glaubten ihm und steuerten nach Rossano. Dort eilte der Slawe in die Stadt, angeblich, um das Geld zu holen, in Wahrheit aber um den dortigen Bischof Theodorich von allem zu unterrichten. Dieser eilt mit zwei Dienstleuten und einem raschen Rosse zum Strande. Sobald der Kaiser dies gewahrt, springt er rasch ans Ufer, schwingt sich auf das Pferd und rast in vollem Galopp davon. Halbtot sank er seiner Gemahlin Theophano zu Füßen, die, selbst eine geborene Griechin, ihn mit dem spöttischen Ausruf empfangen haben soll: „Wie haben Euch doch meine Landsleute erschreckt!“

Wie man sieht, weicht die Sage hiervon ab und geht ihre eignen Wege.

Digitized by Google

Der gute Gerhard.

Erstes Kapitel.

Die Reise.

Unter der Herrschaft desselben mächtigen Kaisers, Otto der Rote genannt, von dem die vorige Erzählung handelt, trug sich eine rührende Geschichte zu, die wir im Folgenden wiedergeben wollen.

Weit in alle Lande hinaus verbreitete sich der Ruhm des gerechten und tapferen Kaisers Otto und seiner tugendhaften Gemahlin Ottgeba. Diese war besonders darauf bedacht, durch Werke der Frömmigkeit Gott wohlgefällig zu sein und beredete ihren Gatten, ein großes Erzbistum zu stiften. So entstand Magdeburg, eine reichbegabte Stadt, in der ein mächtiger Fürst als Erzbischof und nur Fürstensöhne als Chorherren walteten. Dem Erzbischof verlieh der Kaiser das Recht, auch seine Stimme mitabzugeben, wenn es sich um die Wahl eines neues Schirmherrn des Reiches handelte. Ja er ward selbst des Stiftes Dienstmann und nahm von ihm seine Güter als Lehen. Desgleichen ermahnte er auch viele seiner Fürsten und Grafen zu thun.

Darob erscholl ihm Lob aus eines jeden Mund entgegen, und er ward darüber sehr stolz und glaubte vor Gott ein ganz besonderes Verdienst zu haben. In diesem Selbstgefühl kniete er vor dem Hochaltare des Münsters und betete zum Allmächtigen, er möge ihm den Lohn kundgeben, der ihn erwarte. Da auf einmal vernahm er deutlich eine helle Stimme, obwohl er niemand sah: „Großes Ansehen und Reichtum hat dir Gott auf Erden verliehen und wohl hast du daran gethan, deine Güter zur Ehre des Allerhöchsten zu verwenden. Wie dich darum die Welt belobte, so war dir auch im Himmel ein Stuhl bereitet; doch durch dein eitles Prahlen hast du dir die Segnung verscherzt. Gott sieht nicht auf die äußeren Werke, sondern auf ein reines Herz. Nimm dir ein Beispiel an

Digitized by Google

jenem edlen Kaufmann, der zwar kein Fürst ist, dessen Name aber geschrieben steht im Buche der Lebendigen."

Darüber erschrak der Kaiser und verlangte den Namen jenes einfachen Kaufmannes zu wissen. Und wiederum ließ sich die Stimme vernehmen:

„Jener Kaufmann ist der gute Gerhard von Köln; er verdient seinen Beinamen mit Recht und sein Lohn währet ewiglich."

Erstaunt fragte der Kaiser, was er denn so Lobenswertes gethan und die Stimme hieß ihn, hinzugehen, den Mann aufzusuchen und um seine Schicksale zu befragen.

„Er ist zwar ein bescheidener Mann", fuhr das göttliche Orakel fort, „und macht nicht viel Aufhebens von seinen Thaten; wenn er dir aber, so du selber kommst, Mitteilung macht, wirst du nicht anstehen, ihn weit über dich zu erheben."

Des Königs Neugier ward aufs höchste erregt, und er beschloß, die Reise zu machen. Am folgenden Morgen, nachdem er die Messe im Münster gehört, machte er sich mit wenig Getreuen auf den Weg nach Köln. Als er in die Nähe der Stadt kam, ließ er den dortigen Bischof von seiner Ankunft benachrichtigen, und dieser rüstete sein Haus zur Aufnahme so hoher Gäste. Sodann ritt er, von den vornehmsten Bürgern begleitet, dem Kaiser entgegen. In feierlichem Zuge, dem die heiligen Reliquien vorangetragen wurden, ward der erlauchte Besucher unter festlichem Glockengeläute in die Stadt eingeholt.

Der Bischof sprach seine Verwunderung über des Kaisers geringes Gefolge aus, worauf ihm dieser erwiderte, nicht eine Angelegenheit des Reiches, sondern eine eigne, innere Herzensangelegenheit habe ihn hierher getrieben. „Deshalb" — so fuhr er fort — „bescheidet mir die Bürger morgen früh auf Eueren Hof; ich muß sie um Rat fragen, ohne Unterschied des Standes und Vermögens." Der Bischof gehorchte, und die Bürger wunderten sich über des Kaisers Begehr. Am andern Morgen erschienen sie alle zur bezeichneten Stunde in ihren Festgewändern und wurden von Kaiser und Bischof im Hofe empfangen. Sie alle schritten ehrfurchtsvoll grüßend an beiden Herren vorüber, zuerst die alten, dann die jungen. Der Kaiser ließ neugierig seine Augen über die Menge schweifen, ob er vielleicht einen gewahre, der sich vor den andern besonders auszeichene. Und in der That bemerkte er einen bejahrten Mann von edlem Wesen, den alle im Gruße auszuzeichnen schienen. Er trug reiche, scharlachrote Gewandung und über seinem Rocke einen mit Zobel und schneeweißem Hermelin besetzten Mantel; an seinem prächtigen Gürtel erglänzte manch kostbarer Edelstein, an seinem Ringe trug er einen hellleuchtenden Diamant; Haupt- und Barthaar waren schon eisgrau.

Digitized by Google

Nachdem ihn der Kaiser eine Weile mit Wohlgefallen betrachtet, fragte er heimlich den Bischof, wer denn jener ehrwürdige Greis voll sittigen Wesens sei.

„Das ist der gute Gerhard", versetzte der Bischof, „ein Mann, dem niemand etwas Böses nachsagen kann; denn sein Herz ist rein wie Gold."

Das freute den Kaiser zu hören und er sprach: „Ja, ich habe auch schon von ihm gehört und bin begierig, ihn näher kennen zu lernen."

Darauf rief er ihn zu sich und wandte sich mit den Worten zu den andern:

„Ihr Herren, ich möchte mich mit einem von euch insgeheim über eine ernste Sache besprechen; und ich habe mir Herrn Gerhard dazu ausersehen."

Das waren die Bürger wohl zufrieden, der Auserwählte aber sprach bescheiden:

„Herr Kaiser, ich bin nicht so weise, daß Ihr aus meinem Rate viel erlernet; wählt lieber einen andern!" — Doch dieser winkte ihm lächelnd zu, ihm zu folgen. Gerhard gehorchte schweigend, und sie traten beide in ein Zimmer, das der Kaiser abschloß. Dann nötigte er den sich weigernden Kaufmann, neben ihm Platz zu nehmen und hub also an:

„Um Euretwillen, mein lieber Gerhard, bin ich hierher gekommen."

Erstaunt erwiderte dieser: „Das verhüte Gott! Hättet Ihr meiner bedurft, so wäre es viel schicklicher gewesen, ich wäre zu Euch gekommen."

„Nun, ich bin einmal da", versetzte lächelnd der Kaiser, „und jetzt erzählt mir, wie Ihr zu dem ehrenden Beinamen „der gute" gekommen seid."

Verlegen wich der Kaufmann aus und meinte, er wisse es selbst nicht recht; doch der Kaiser ließ nicht nach, wie sehr jener auch kniefällig bat, ihm die Erzählung zu erlassen. Endlich auf wiederholtes Drängen begann er folgendermaßen zu erzählen:

„Obwohl mir mein Vater, der auch Kaufmann war, ein beträchtliches Vermögen hinterlassen hatte, so war ich doch bedacht, dasselbe zu mehren, nicht meinetwegen, denn ich hätte davon behaglich leben können, sondern meines Sohnes wegen. Darum rüstete ich mir ein Schiff aus und legte etwa 50000 Mark Silber für Waren an, um sie in fremden Landen zu verkaufen. Wohl versehen mit Proviant und auserlesener Mannschaft, worunter sich auch ein Geistlicher befand, steuerte ich zunächst nach Rußland, Livland und Preußen, wo ich mir Zobelpelze einhandelte. Von da fuhr ich nach Damaskus und Ninive, wo ich Seiden- und andre kostbare Stoffe kaufte, so billig daß ich meinen Einkaufspreis doppelt zu verdienen hoffte. Alles ging nach Wunsch, und wohlgemut trat ich die Heimreise an. Doch nun

Digitized by Google

sollte sich das Blättchen wenden. Es erhob sich ein furchtbarer Orkan, der zwölf Tage und Nächte tobte und uns auf den aufgeregten Wellen umherwarf. Weder Sonne noch Sterne waren zu erkennen, und wir wußten nicht, wo wir uns befanden. Endlich am dreizehnten Tage ließ der Sturm nach, wir sahen uns einem unbekannten Gebirge gegenüber und steuerten in eine Bucht. Da sandte ich einen Schiffer aus, das Gebirge zu ersteigen und auszulugen, wo wir seien. Der Bote erkannte eine weite lachende Ebene und in der Ferne eine Stadt mit vielen Türmen, vom Wasser bespült und festungsartig mit Mauern umgeben. Drei große Straßen, belebt von Karawanen und Handelszügen, führten zu der Stadt, auf der Meerseite ankerten zahlreiche Schiffe. Es war ein buntbewegtes Treiben, ein wahrer Völkermarkt.

So hoffte ich denn dort mit meinen Waren auch gut anzukommen. Obwohl die Einwohner der Stadt Heiden waren, nahmen sie uns doch freundlich auf. Einer war es besonders, der mir durch sein ritterlich Wesen auffiel, und zu dem ich Zutrauen faßte. Ich redete ihn an, doch er verstand mich nicht, noch kannte ich seine Sprache. Da fragte er mich französisch, und nun konnten wir uns verständigen. Er drückte mir seine Freude darüber aus, daß auch ein Christ zu ihrem Markte gekommen und versicherte mich seines Beistandes. Der Hafen sei sein Lehen, ihm vom Kaiser von Marokko übergeben, er habe über alle Schiffe, die da ohne Erlaubnis landeten, zu verfügen, doch mir wolle er Freiheit von allen Steuern und Abgaben gewähren. Des war ich sehr froh. Er aber lehnte meinen Dank freundlich ab und hieß seine Knappen, uns gute Herberge zu suchen. Von diesen erfuhr ich auch den Namen ihres Herrn: er nannte sich Stranmur, Burggraf der Stadt Castelgut, in der wir waren.

Auf Wunsch meines Gönners zeigte ich ihm meine Waren; er war über deren Reichtum und Kostbarkeit sehr erstaunt. „Deine Schätze sind so groß und wertvoll", sagte er, „daß hier niemand im stande ist, sie dir einzutauschen außer mir selber. Willst du, so zeige ich dir meine Waren. Die sind freilich sonderbarer Natur und gelten hier zu Lande nichts; doch bei euch könntest du sie leicht ums doppelte losschlagen von dem, was deine Güter wert sind."

„Wohlan!" erwiderte ich, „zeige sie mir, ich mache gern einen ehrlichen Gewinn."

„Oh!" versicherte der Burggraf, „es ist rechtlich erworbenes Gut und wohl preiswürdig."

Ich dachte mir nun, ich bekäme reiche Schätze an Gold und Silber zu schauen, doch wie erstaunt war ich, als ich in der von meinem Führer geöffneten Schatzkammer 12 stattliche mit Ketten je zwei aneinandergeschmie-

Digitized by Google

dete Ritter erblickte; alle jugendlich und schön, keiner über 30 Jahre alt! Das Herz wollte mir schier zerbrechen, als ich den Jammer mitansah. In einer andern Kammer schmachteten 12 ehrwürdig aussehende Greise mit langwallenden Bärten in Fesseln. Ihr Unglück ging mir noch mehr zu Herzen. Am meisten aber ward mein Mitleid erregt, als ich in einer dritten Kammer 15 liebliche Frauen gewahrte, darunter eine von unbeschreiblicher Schönheit. Doch das Entzücken über soviel Liebreiz und Anmut wurde gar bald von dem Bedauern über ihr klägliches Los überwogen. Hierauf führte mich Stranmur wieder zurück und fragte mich, ob ich gesonnen sei, ihm seinen Schatz abzukaufen. „Welchen?" fragte ich erstaunt. „Ich habe nichts gesehen als unglückliche Menschen." „Gerade die meine ich", versetzte jener. Ich verstand ihn nicht recht, doch er fuhr fort: „Nun ja, sie sind doch sicherlich ihre 100000 Mark wert, ihre Verwandten und Angehörigen würden gern diese Summe bezahlen, sie loszukaufen, denn offenbar stammen die meisten aus angesehener und reicher Familie." Nun fragte ich nach der Heimat der armen Gefangenen. „Die Ritter stammen aus England", belehrte mich der Burggraf. „Sie waren mit ihrem jungen König Wilhelm nach Norwegen gezogen, dort des Königs Rainmund Tochter Irene als Braut abzuholen. Doch unterwegs wurden sie vom Sturme verschlagen und getrennt. Ich sagte dir ja schon, daß alles, was hier in meinem Hafen, der mein Lehen ist, landet, mein Eigentum ist. Also sind es meine Gefangenen. Jene reizende Jungfrau, die du vorhin gesehen, ist die Prinzessin Irene. Glaubst du nun nicht, daß ihr Bräutigam, falls er noch lebt, oder ihr Vater gern hohes Lösegeld zahle, wenn er erfährt, daß sie gefangen ist. Willst du mir also meine Gefangenen gegen deine Schätze abkaufen?"

Ich bat mir Bedenkzeit aus und ging bewegten Herzens in meine Herberge. Dort erwog ich den Fall hin und her; bald dünkte es mich ein schlechter Handel, bald jammerten mich die armen Gefangenen. Voller Unruhe schlief ich ein. Da erschien mir im Traume ein Engel und rief mir zu: „Wie, du schwankst noch, was du thun sollst? Erinnerst du dich nicht der Worte unsres Meisters: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder gethan, das habt ihr mir gethan?" Hängt dein Herz am Golde, so werden es dir die Gefangenen, wenn sie in ihre Heimat gekommen sind, reichlich erstatten; thust du es aber nur Gott zuliebe, dann wird dir die unvergängliche Krone des Lebens gewiß sein."

Als ich erwachte, stand mein Entschluß fest, die Gefangenen zu befreien. Ich bat Stranmur, mir zu gestatten, mit den Unglücklichen zu reden, ob sie es auch zufrieden seien, in meine Gewalt zu kommen und ihnen die Fesseln zu lösen. Er gab es zu, und nun stand es den Armen frei, sich gegenseitig zu sehen und zu sprechen. Über ein Jahr schon waren sie

Digitized by Google

getrennt und schmachteten in Banden. Mit Freudenthränen fielen sie sich um den Hals und kaum konnte ich meine Rührung verbergen.

Endlich, nachdem sich die Aufregung ein wenig gelegt, redete ich sie auf Englisch an. Wie verklärten sich da aller Gesichter, als sie aus eines Fremden Munde wieder ihre geliebte Muttersprache vernahmen! Wie stürmten sie mit Fragen auf mich ein, ob ich ein Christ sei, ob ich aus England komme und drgl. In meinem ganzen Leben bin ich noch nicht mit solcher Freude begrüßt worden. Ich gab ihnen nun Auskunft über den eigentlichen Zweck meines Hierseins und fuhr fort: „Ich möchte euch nicht gern in meine Gewalt nehmen ohne euer Einverständnis, und wenn ihr versprechen wollt, mir wiederzuersetzen, was ich jetzt für euch zahle, so will ich Euch in Euere Heimat bringen."

Da fielen sie alle vor mir auf die Kniee, küßten meine Kleider und riefen: „Habt Mitleid mit uns, gütiger Herr! Laßt uns nicht länger hier schmachten und bringt uns bald wieder unter Christen! Reichlich und doppelt wollen wir Euch alles ersetzen, was Ihr jetzt zu unsrer Befreiung opfert!"

Ich bat sie gerührt, doch aufzustehen, ich sei ja nur ein schlichter Kaufmann und ich könne so viel edle und vornehme Herren nicht vor mir im Staube sehen. „Noch fehlt mir auch", so fuhr ich fort, „die Einwilligung der jungen Königin, laßt sie uns doch auch befragen, ob es ihr Wille sei."

Und nun ging ich mit den Rittern in das Gemach der Frauen. Wie groß aber war deren Erstaunen, als sie Landsleute und Begleiter gelöst sahen! Da gab es viel Freude und viele Thränen und des Hin- und Herfragens war kein Ende. Schließlich führte mich einer der Greise zu der Königin und eröffnete ihr mein Begehr. Doch die Königin winkte mir gar freundlich zu, ich möge nur selber sprechen. Da trug ich ihr denn mein Vorhaben vor und versprach ihr, sie königlich zu halten. Die hohe Dame war darüber so gerührt, daß auch sie mir zu Füßen fallen wollte, aber ich ließ es nicht zu. Mit feuchten Augen drückte sie mir die Hand und sprach: „Gern werden mein Bräutigam und mein Vater Euch gewiß das Doppelte ersetzen, sofern sie noch leben. Sollten sie aber tot sein, so wird es Euch Gott, unser himmlischer Vater, reichlich vergelten!" Hierauf nannte sie mich ihren zweiten Vater, ihren rettenden Engel und das alles mit einem so innigen Ausdruck, daß auch mir die Thränen der Rührung in die Augen traten. Nicht minder gaben mir die übrigen Frauen ihren Dank und ihre Freude zu erkennen.

Als ich wieder zu dem Burggrafen zurückgekehrt war, fragte er mich: „Nun, wie denkst du jetzt über den Handel?" und ich erwiderte:

Digitized by Google

„Unter einer Bedingung bin ich damit einverstanden: wenn du den Gefangenen wieder alles zustellst, was sie bei ihrer Ankunft besessen und ihnen ein Schiff zur Heimkehr ausrüstest. Auch für mich möchte ich dich um genügenden Mundvorrat zur Heimreise bitten."

Stranmur lächelte und sagte: „Man sieht, daß du ein vorsichtiger Mann bist. Nun gut! Du sollst alles haben, was du verlangst und in Frieden von hinnen ziehen.

So ward die Heimkehr vorbereitet. Der Burggraf hielt sein Wort, er ließ den Gefangenen sogar ein Bad bereiten, und wie neugeboren prangten sie jetzt alle in verjüngter Kraft und Schönheit. Besonders die Frauen, und vor allen die junge Königin, strahlten wie taufrische Blumen. Wahrlich! schon jetzt fühlte ich mich ob meiner That reichlich belohnt.

Am folgenden Morgen las uns mein Geistlicher eine Messe, eine Wohlthat, deren die Gefangenen ein Jahr lang im Heidenlande entbehrt hatten. Dann setzten wir uns voll froher Hoffnung zum Morgenimbiß nieder, indes die Matrosen das Schiff zur Abfahrt rüsteten. Da kam auch Stranmur noch einmal mit seinen Knappen, uns den Abschiedstrunk zu reichen und Lebewohl zu sagen. Er wünschte uns glückliche Fahrt und gab wiederholt seiner Freude Ausdruck, uns kennen gelernt zu haben; um unsertwillen wolle er auch in Zukunft allen Christen wohlgesinnt bleiben. Zum Angedenken reichte er mir noch ein kostbares Kleinod, und dann schieden wir in gutem Frieden.

Zweites Kapitel.

Die Heimkehr.

Alsbald wurden die Segel gehißt, und flott ging die Fahrt von statten. Nach 12 Tagen waren wir wieder im bekannten Fahrwasser und segelten jenem Grenzgebirge zu, von wo sich die Wege nach London und Utrecht scheiden. Hier liefen wir in einen Hafen ein, und nachdem ich die Erlösten um mich geschart, sprach ich zu ihnen: „So, jetzt teilt mir mit, wer nach England und wer nach Norwegen will, denn hier müssen wir uns trennen."

Außer der Königin waren nur noch zwei ihrer Hofdamen aus Norwegen. Da wandte ich mich zu den übrigen mit den Worten: „So fahret ihr denn heim in euer Land und gedenket meiner! Die Königin aber mit ihren Frauen bringe ich in meine Heimat. Lebt dann ihr

Digitized by Google

Bräutigam oder ihr Vater noch, so kann er sie bei mir abholen, und man wird dann finden, daß ich sie gut gehalten habe."

Da sprachen die Helden wie aus einem Munde: „Behaltet uns bei Euch, bis Ihr Euer Eigentum zurückerstattet erhalten habt; wir sind das beste Unterpfand für Euch, unsre Verwandten werden sich beeilen, Euch Euer Gut zu ersetzen." Ich aber entließ sie in gutem Vertrauen und wollte sie nicht länger von der so lange entbehrten Heimat und ihren lieben Angehörigen zurückhalten. „Zieht hin in Gottes Namen!" so schloß ich, „wenn euer Herr noch lebt, grüßt ihn und meldet ihm, wo er seine Braut finden kann!"

Da dankten mir alle mit Thränen der Rührung und fielen vor mir nieder. „Vergelt's Euch Gott in Ewigkeit", so riefen sie, „was Ihr an uns gethan!" Wir umarmten uns herzlich, und fort segelte ihr Schiff gen England, während ich heimwärts den Rhein hinauf nach Köln fuhr. Dort sandte ich Boten voraus zu meinem Weibe und meinem Sohne, ich käme mit reicherer Ladung als jemals. Da eilten sie mir zum Ufer entgegen und mit ihnen ein großer Teil der Bürgerschaft. Wie seltsam überrascht aber schauten sie sich an, als ich ihnen die fremden Frauen zuführte! Verwundert fragte mich mein Weib: „Aber, lieber Gerhard, wo sind denn die Schätze, von denen du mir melden ließest?" — „Hier sind sie!" sprach ich, indem ich auf die Damen deutete. Meine gute Frau aber meinte, ich triebe Scherz mit ihr, und es dauerte lange, bis sie den tiefen Sinn begriff. Anfangs schalt sie mich einen Thoren, der sein Gut verschleudert; als aber mein Sohn mich belobte, ward auch sie andern Sinnes und hieß die junge Königin und ihre Begleiterinnen in unserm Hause herzlich willkommen. Dieser Empfang that den Fremden offenbar sehr wohl.

In der Stadt erfuhr zwar meine Handlungsweise verschiedene Beurteilung; doch das kümmerte mich wenig. Ich bemühte mich nun besonders, meinen Gästen den Aufenthaltsort so angenehm wie möglich zu machen. Ich wies ihnen die besten Zimmer an und versorgte sie mit den feinsten Gewändern; meine Töchter bemühten sich, ihnen die Zeit nach Kräften zu vertreiben. Dafür zeigte sich besonders die Königin sehr dankbar und verfertigte selbst oder lehrte, aus Goldstoffen kostbare Gürtel und Borten zu bereiten, die ich zu hohen Preisen verkaufte. Aber noch mehr wert war mir ihr holdes, freundliches Wesen, mit dem sie mein ganzes Haus verklärte; sie war in der That wie ein guter Engel: war mir im Geschäfte etwas Unangenehmes begegnet, so durfte ich nur in ihr sonniges Antlitz schauen, und weg waren alle Sorgen. Deshalb gedachte ich nur mit Wehmut an die Stunde des Abschieds.

Digitized by Google

Indes schon ein Jahr war verstrichen, ohne daß jemand nach ihr fragte. Dies bestärkte mich in meiner Vermutung, der junge König von England sei auf dem Meere verunglückt. Noch mehr fiel mir auf, daß auch ihr Vater nichts von sich hören ließ. Sollte auch er gestorben sein? Dieser geheime Kummer zehrte auch sichtlich an der jungen Königin; oft fand ich sie aufgelöst in Thränen.

„Wie soll das enden?" fragte ich mich dann seufzend. „Was soll aus ihr werden, wenn ich selbst nicht mehr bin? Könnte sie nur ihren Bräutigam vergessen und sich entschließen, einem Jüngling unsern Standes die Hand zu reichen, dann wäre für sie gesorgt; aber so härmt sie sich in vergeblichem Warten ab."

Da faßte ich mir endlich ein Herz und redete sie eines Tages also an: „Edle Jungfrau, es scheint, von Euren Angehörigen ist niemand mehr am Leben. Darum macht mir Eure Zukunft bange. Wie wäre es, wenn Ihr Euch entschließen könntet, meinem Sohne, der Euch hoch verehrt, die Hand zu reichen? Ihr müßtet dann freilich Eurem hohen Stande entsagen, aber die Liebe meines Sohnes würde Euch vielleicht selbst bei bescheideneren Verhältnissen entschädigen."

Die Königin dankte mir für meine väterliche Gesinnung und bat sich nur noch ein Jahr Wartezeit aus. Gern fügte ich mich in die erbetene Frist, zumal ich gewahrte, wie sie sich bei Erwähnung ihres Bräutigams eine Thräne zerdrückte.

Doch das Jahr verstrich, ohne daß eine Kunde von ihren Angehörigen kam. Und nun erklärte sich die edle Jungfrau bereit, meines Sohnes Weib zu werden. Darüber war ich sehr froh, denn ich hatte mich so an ihren Umgang gewöhnt, daß ich wähnte, sie nicht mehr missen zu können. Ich zog den Erzbischof in mein Geheimnis, der sich sofort bereit erklärte, meinen Sohn in den Ritterstand zu erheben, um ihn einigermaßen seiner hohen Braut ebenbürtig zu machen. Ich dankte ihm von Herzen für seine Huld und lud ihn zur Hochzeit auf Pfingsten ein; desgleichen lud ich die vornehmsten Herren der Stadt und der Umgegend und viele ehrbare Bürger mit ihren Frauen. Zum Hochzeitsfeste und zur Erteilung des Ritterschlags an meinen Sohn traf ich große Vorbereitungen, ließ Sitze in meinem Hofe herrichten und sorgte für edle Rosse und prächtige Gewänder für Ritter und Knappen zu einem Turniere.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die Hochzeit.

Endlich brach der festliche Tag an, und alle Geladenen erschienen in fürstlicher Pracht. Bei der Tafel hörte ich das Lob aus aller Munde über die Männlichkeit und Ritterlichkeit meines Sohnes, wie er es gar verdiene, in diesen Stand aufgenommen zu werden. Das freute mich sehr und erfüllte mich mit Stolz. Als aber gar in der heiligen Messe die minnigliche Jungfrau, die in strahlender Schönheit prangte, von dem Erzbischof meinem Sohne angetraut ward, erreichte mein Glück den Gipfel. Auch die Turniere nahmen einen glänzenden Verlauf, und schon stand mein Sohn vor dem ersehnten Morgen, der ihn seinem neuen Stande einverleiben sollte. Erst dann wollte er das holde Königskind ganz sein eigen nennen. Endlich brach der ersehnte Pfingstmorgen an, der uns alle in der gehobensten Feststimmung in der Kirche versammelte. Die Braut prangte in Samt und Seide, und funkelndes Edelgestein zierten ihre Spangen und Ringe, so daß eine Kaiserin sich des Schmuckes nicht hätte zu schämen brauchen. Nicht minder strahlte mein Sohn in seiner Feiertagsgewandung von grünem Sammet und rotem Pfellel, wie auch 12 andre Jünglinge, die mit ihm die Schwertleite empfangen sollten. Nach der Messe segnete ihnen der Erzbischof die Schwerter, welche ihnen dann edle Ritter anlegten. Vor dem Portale des Münsters hielten ihre stolzen Rosse, auf denen die jungen Ritter unter Vorantragen von Fahnen und schmetternder Musik davonritten. Die neuvermählte Frau ward vom Erzbischof auf den Hof und dann von den angesehensten Frauen heimgeleitet. Nun begann das Turnieren, wobei die Ritter ihr Bestes thaten, vor den Damen ihre Geschicklichkeit zu zeigen.

Hierauf setzte sich alles zum festlichen Mahle nieder, wobei Truchsesse wie Mundschenke alle Hände voll zu thun hatten. Dazu lachte die goldigste Maiensonne vom Frühlingshimmel und steigerte noch die gehobene Stimmung. Ich ging häufig durch die Reihen, um nachzusehen, ob alles in Ordnung sei. Da fiel mir in der allgemeinen Festlust ein Mann auf, der gar traurig dreinschaute. Auch paßte er im Äußern schlecht zu den geputzten Gästen: er trug einen groben, abgetragenen Kittel, darunter man ein schmutziges Hemd gewahrte, sein Bart sah so verwildert aus, als ob seit Jahr und Tag kein Schermesser darüber gekommen wäre. Sein Antlitz war wettergebräunt, und doch schien er noch jugendlich und stattlich zu sein, auch nicht unedel im Wesen. Mit besonderer Schwermut ruhten

Digitized by Google

seine Blicke auf meines Sohnes Weib; ja öfters stahlen sich Thränen in seine Augen. Da ward ich begierig, den Grund seiner Trauer kennen zu lernen. Deshalb trat ich zu ihm und redete ihn also an:

„Gott grüß' Euch, mein lieber Pilgrim! Warum seid Ihr so traurig?" Er wollte mir ausweichen, indem er mich versicherte, er sei ganz wohlgemut. Doch seine Blicke verrieten ihn und konnten mich nicht überzeugen. Darum drang ich in ihn und bestimmte ihn, mir in ein besonderes Gemach zu folgen. Dort nun schüttete er mir sein Herz aus. „Ach! mein Herr!" so sprach er, „für mich gibt's keine Freude mehr auf der Welt; deshalb fragt mich nicht weiter, ich bin der unglücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde!"

Nun ward ich aber erst recht neugierig zu wissen, was ihm fehle, und ließ nicht nach. Da sah er mich traurig an und begann also: „Nun denn, so sollt Ihr erfahren, wer ich bin, wenn es auch meine unglückliche Lage nicht bessern kann. Ich bin Prinz Wilhelm von England!" Und nun erzählte er mir seine Brautfahrt nach Norwegen, und wie ein Sturm sie auf der Heimfahrt getrennt habe. „Hier dieser Ring", so fuhr er fort, „ist noch das einzige Angedenken, das ich von meiner Verlobten besitze. Ich allein rettete mich aus dem Schiffbruch auf eine öde Klippe. Seit mehr als 3 Jahren irre ich so umher von Land zu Land, meine geliebte Braut zu suchen, die mir teurer ist als Krone und Reich. Erst heute habe ich sie endlich gefunden, aber ach! am Arme eines andern. Doch ich habe sie wenigstens noch einmal gesehen und nun will ich gern sterben."

Bei diesen Worten bedeckte er sein Antlitz mit den Händen, seine Thränen zu verbergen; ich aber tröstete ihn mit Hinweis auf Gottes unerforschlichen Ratschluß und daß noch alles sich zum Guten wenden könne. Damit hieß ich ihn eine Weile auf mein Wiederkommen warten. Ich aber ließ sofort für ihn durch meine Diener seidene Gewänder besorgen und ihm ein Bad zurüsten; auch sein Bart- und Haupthaar ließ ich ihm scheren.

Inzwischen besprach ich mit dem Erzbischof, was da zu thun sei; er aber meinte, ich möchte ganz der Eingebung meines Herzens folgen. Ich antwortete, er möchte mir doch behilflich sein, meinen Sohn zu bestimmen, daß er in Güte sein ihm erst kürzlich angetrautes Ehegemahl an den Prinzen abtrete. Der Erzbischof versprach mir seinen Beistand, riet mir aber doch, zuerst selbst mit meinem Sohne zu sprechen. Ich that so, ließ denselben vom Turniere wegholen und eröffnete ihm alles. Ich schloß mit den Worten: „Nun steht es bei uns, mein lieber Sohn, ob wir wohl oder übel an dem Prinzen handeln wollen: er hat ein älteres Recht auf dein Weib und es ziemt uns nicht, ihm sein Eigentum zu entwenden." In gleichem Sinne redete ihm auch der Erzbischof zu, indem er ihn noch zuletzt

Digitized by Google

auf das Jüngste Gericht verwies. So unglücklich mein Sohn sich auch fühlte über den Verlust des holdseligen Weibes, dessen Besitz sein höchstes Glück gewesen wäre, er fügte sich doch in Gottes Willen. Wir gingen nun selbander zu dem Prinzen, der inzwischen in köstliche Gewänder gehüllt worden war. Verjüngt und verschönt sah er jetzt aus, nur schwebte noch ein Schatten der Trauer auf seinem blassen Antlitz. Sofort ging mein Sohn auf ihn zu, ihn zu bewillkommnen, und wir luden ihn zur Tafel. Hierauf führte man ihm ein Roß vor, das ihn mit uns zum Turnier trug. Daselbst erregte die Erscheinung des stattlichen Helden bei Männern und Frauen allgemeines Aufsehen. „Wer mag der fremde Ritter nur sein?“ so raunte man sich in die Ohren; niemand aber kannte ihn. Ich stellte ihn dem Erzbischof vor, und dieser ließ ihn zwischen sich und der Königstochter sitzen. Darüber war man allgemein erstaunt, am meisten meines Sohnes Gattin. „Lieber Vater!“ so wandte sie sich heimlich zu mir, „wer ist der stattliche Gast?“ — „Ei, sieh' ihn dir doch einmal recht genau an!“ versetzte ich, „du kennst ihn gar wohl, es ist ja dein lieber Mann.“ Da verfärbte sie sich, die Thränen traten ihr in die Augen, und wehmütig sprach sie: „Mein lieber Vater, Ihr solltet mit meinem Herzeleid keinen so grausamen Spott treiben und mich gerade heute nicht an ein verlorenes Glück erinnern.“ — „Wer sagt dir, daß ich scherze?“ versetzte ich ernst, „es ist so, wie ich sage.“

Da blickte sie dem Prinzen genauer ins Gesicht, und dieser redete sie mit bebender Stimme an: „Kennst du mich denn wirklich nicht mehr, Herztraute, so betrachte dir einmal dies Ringlein, das ich von dir zum Angedenken empfing. Wie ich sehe, trägst du auch noch den Fingerreif, den ich dir gab.“

Nun gingen ihr die Augen auf und entzückt fiel sie ihm mit dem Ausruf um den Hals: „Wohl mir, daß ich dich wiedersehe, sei mir vieltausendmal willkommen, du mein geliebtes Leben!“ Doch ihre Aufregung war so groß, daß sie ohnmächtig in des Geliebten Schoß sank. Der Prinz aber bedeckte den Mund der so lange Betrauerten und endlich Wiedergefundenen mit heißen Küssen, indem er sie die Sonne seines Lebens, den Trost seines Herzens nannte. Bald kam sie wieder zu sich, schaute sich verwundert um und rief aus: „Wie ist mir denn? Träume oder wache ich? Bist du es wirklich, mein Geliebter, den ich in meinen Armen halte?“ Thränen flossen ihr über die Wangen, und niemand vermochte, seine Rührung zu verbergen. Dieser Anblick entschädigte uns für das schwere Opfer, das wir brachten. Am folgenden Morgen ward dem Prinzen sein rechtmäßiges Ehegemahl feierlich angetraut, und ich lud die

Digitized by Google

Wiederfinden. S. 130.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

Gäste, die zu meines Sohnes Hochzeit gekommen waren, zu diesem neuen Feste. Der König strömte über von Dank und Versprechungen für alle Teilnehmer. Die Festlichkeiten waren vorüber, doch das junge Paar verblieb noch einige Tage bei mir.

Eines Tages aber nahm mich der König beiseite und sprach zu mir: „Mein lieber väterlicher Freund! Ihr habt mir soviel des Guten gethan, daß ich Euch auch bezüglich meiner Heimkehr noch um Rat fragen möchte. In meinem Lande sind während meiner Abwesenheit große Wirren ausgebrochen, so daß es gewagt erscheint, ohne Vorsichtsmaßregeln zurückzukehren. Zwar hängt noch ein Teil der Ritterschaft treu an mir und glaubt an meine Wiederkehr; die andern jedoch haben sich die Herrschaft angemaßt. Was ist da zu thun?“ Ich aber antwortete ihm: „Wir wollen ein Schiff ausrüsten mit allem, was einem Könige ziemt. Dann wollen wir uns vorsichtig in Eurem Lande erkundigen; bedürft Ihr bewaffneter Macht, dann wird es uns nicht schwer fallen, ein Heer zu rüsten und Euer Land wiederzugewinnen.“

So geschah es. Nachdem alles vorbereitet war, hieß ich mein Weib, für das Gelingen unsres Unternehmens eine Messe lesen zu lassen, und dann nahmen wir Abschied. Da flossen viele Thränen von Seiten meines Weibes und aller Frauen, als sie sich von der Königin trennten.

Viertes Kapitel.

Die Königswahl.

Die Fahrt ging glücklich von statten, und wir gelangten in den Fluß, der bei London vorbeifließt. Da schlug ich dem König vor, ich wolle zuerst in die Stadt auf Kundschaft gehen, er aber möchte an Bord des Schiffes zurückbleiben. Er willigte ein.

Vor der Stadt war die ganze Ebene mit Zelten bedeckt, und in den Straßen wogte ein dichtes Menschengedränge. Das sah nicht nach Handel und Gewerbe aus, wie ich denn auch in der Herberge, in der ich abzusteigen gewohnt war, erfuhr.

Der Wirt unterrichtete mich von allem, was vorging. Es sei, sagte er eine Versammlung der vornehmen Herren des Landes, um sich in der gegenwärtigen Notlage zu beraten, denn man sehne sich in der allgemeinen Verwirrung nach Ordnung, nach einem neuen Oberhaupte. Diese herzustellen

Digitized by Google

und die Wahl des Herrschers war in die Hände der 24 Edelsten und eines Beirats von 3 Erzbischöfen gelegt. Soeben tage die Versammlung im Palaste.

Sobald ich dies vernahm, ließ ich mich mit meinem Knappen dahin weisen. Niemand wehrte mir den Zutritt; im Gegenteil! da ich fein gekleidet war, machten mir alle ehrerbietig Platz. Zu meiner Freude erkannte ich in den 24 Ratsherren meine alten Freunde, die ich aus der Gefangenschaft erlöst hatte. Auch sie musterten mich mit Erstaunen, indem sie Blicke und Worte mit einander wechselten. Ich aber trat unter sie und redete sie also an:

„Edle Herren und Ritter! Gestattet mir, an eurer ernsten Beratung teilzunehmen und verachtet meinen Rat nicht; denn oft schon hat sich die Vorsehung eines Mannes bedient, von dem man es im voraus nicht hätte erwarten sollen."

Verwundert sahen sie mich an und erzählten mir, was ich bereits wußte.

„Vielleicht", versetzte ich, „kann ich euch einen Mann empfehlen, der würdig ist, euer König zu sein. Ich kenne einen solchen; wollt ihr ihn sehen?"

Da fragten sie mich mit wachsendem Erstaunen, wer ich denn sei. Ich nannte meinen Namen und meine Heimat. Freudig überrascht fielen sie mir nun mit den Worten um den Hals: „Vater Gerhard, Euch hat uns der Himmel als Helfer in der Not gesandt; Ihr sollt unser König sein, es gibt keinen würdigeren!" Ohne mich weiter zu Worte kommen zu lassen, trugen sie mich auf den Schultern hinaus vor die Volksmenge, die uns jubelnd empfing. Es war mir kein leichtes, den freudigen Aufruhr zu beschwichtigen. Da endlich ward es still, und ich sprach:

„Von ganzem Herzen danke ich euch allen für die Ehre, die ihr mir zugedacht habt; möge Gott euch dafür lohnen! Aber ich bin nicht wert, eine Königskrone zu tragen; dagegen weiß ich einen, dem sie von rechtswegen mehr zukommt, als mir: er ist der würdigste von allen, ihn will ich euch zum Oberhaupte geben."

Da brach der Tumult von neuem los. „Nein! Ihr sollt unser König sein, nachdem Prinz Wilhelm verschollen; keiner hat uns soviel Gutes erwiesen, wie Ihr!" so schollen verworren die Rufe durcheinander. „Aber König Wilhelm lebt ja noch", rief ich entgegen, „er ist gelandet mit samt seiner Gemahlin Irene aus Norwegen." Es kostete mich einige Mühe, sie von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen. Endlich überredete ich sie, mir nach dem Hafen zu folgen. Das war ein fröhliches Gedränge, das mich dahin begleitete. Bereits hatte ich einen Boten vorausgesandt, den König vorzubereiten, und er zog uns mit seiner Gattin ent-

Digitized by Google

gegen. Sobald die Volksmenge ihrer ansichtig wurde, entstand ein fröhliches Gejauchze, das bald die ganze Stadt durchbrauste. Feierlich wurden sie zum Palaste geleitet, wo sie der Erzbischof krönte, und die Ritter den Huldigungseid leisteten. Bald herrschte nun wieder Friede und Ordnung im Lande. Auch der König Raimund von Norwegen, Irenens Vater, war in Kenntnis gesetzt worden und erschienen. Nun fand ein prächtiges Fest statt, wie England seit Jahrhunderten keines erschaut. Obwohl es mich wieder in meine Heimat zog, mußte ich demselben beiwohnen. In meinem ganzen Leben habe ich nicht soviel Glanz und Herrlichkeit gesehen, als sich auf diesem Feste entfaltete. Mir und meinem Sohne wurden da große Ehren zu teil: immer mußten wir bei der Tafel obenan sitzen neben dem Königspaare, das uns vor allen andern auszeichnete. Da gab es außer den wegen ihrer Untreue und ihres Abfalls aus dem Reiche Verwiesenen keinen Traurigen. Aber nicht nur an Strafe, auch an Belohnung dachte der König; namentlich beriet er sich mit seinen Edlen, wie er mir vergelten wolle, was ich an ihm und seinem Weibe gethan. Vor allen Versammelten des Landes schilderte er meine Handlung, nannte mich den Trost seines Herzens, dem er gar nicht alles nach Gebühr vergelten könne; wenigstens wolle er Sorge tragen, wie ich wieder zu meinem geopferten Vermögen komme und mir die Grafschaft Kent verleihen. Auf diese Weise hoffe er mich und meinen Sohn auch als Ratgeber bei sich im Lande zu behalten. Doch ich lehnte dies ab, als einem schlichten Kaufmanne nicht zukommend. „Wollt Ihr mir aber", so fuhr ich fort, „eine besondere Gnade erweisen, so laßt den Rittern Verzeihung angedeihen, die von Euch abgefallen." Der König gewährte dies gern, drang aber in mich, die Grafschaft Kent für mich oder meinen Sohn zu nehmen; doch ich lehnte dies wie alles andre ab. „Mir genügt Gottes Lohn", sagte ich und ich blieb dabei. Nur ein paar Andenken nahm ich endlich auf wiederholtes Bitten an. Unbeschreiblich war die Dankbarkeit der Ritter, für die ich Begnadigung erfleht. Überhaupt ward mir, wo ich ging und stand, soviel Aufmerksamkeit zuteil, daß ich oft Gott bat, mich vor Stolz und Hochmut zu wahren. Als der Festesjubel verrauscht war, sehnte ich mich nach der Heimat und verabschiedete mich. Die Trennung ging uns gegenseitig sehr zu Herzen, aber geschieden mußte sein. So erreichte ich mein geliebtes Köln wieder, wo mich von nun an jedermann „den guten Gerhard" nannte, so sehr ich mich auch gegen den unverdienten Namen wehrte."

Hiemit schloß der gute Gerhard seine Erzählung, die Kaiser Otto mit großer Beschämung anhörte; denn er sah ein, wieviel mehr Gutes der

Digitized by Google

schlichte Kaufmann gethan als er, ohne sich eitel seiner Thaten zu brüsten. Hierauf empfahl er ihn den Bürgern Kölns als einen treuen Ratgeber und ging nachdenklich nach Hause. Dort aber ließ er alles, was er gehört, zum Nutzen und Frommen auch andrer Menschen von seinem Schreiber aufzeichnen. So kam die Geschichte auch auf uns.

Fünftes Kapitel.

Der Dichter und Geschichtliches.

Verfasser der Sage ist der mittelhochdeutsche Dichter Rudolf von Ems, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunders lebte, also ein Zeitgenosse Walters von der Vogelweide, Wolframs von Eschenbach und Gottfrieds von Straßburg war. Sein Stammschloß ist die Burg Hohenems am rechten Rheinufer im österreichischen Vorarlberg. Er war sehr gebildet; denn er konnte lesen und schreiben, was zur damaligen Zeit durchaus nicht selbstverständlich war. Wolfram von Eschenbach z. B. sagt in seinem Parcival, daß er keinen Buchstaben kenne. Außer unserer Sage hat Rudolf von Ems noch mehrere geschichtliche Stoffe, wie die Thaten Alexanders des Großen und Wilhelms des Eroberers poetisch behandelt; doch ist unsere Erzählung die bedeutendste. Namentlich macht sie durch den Charakter bescheidener Demut einen äußerst wohlthätigen Eindruck; des Dichters eigne liebenswürdige Seele leuchtet uns aus ihr entgegen.

Was den geschichtlichen Kern anbelangt, so ist derselbe äußerst gering; denn die Verherrlichung des sächsischen Kaiserhauses, insbesondere Ottos des Großen, bildet nur den äußeren knappen Rahmen. Unter dem „roten" Kaiser ist nämlich hier Otto I. zu verstehen, wenn auch dieser Beiname gewöhnlich auf seinen Nachfolger übertragen wird. Dies geht schon aus dem Namen seiner Gattin Ottgeba hervor, unter der man des Kaisers erste Gemahlin, die angelsächsische Prinzessin Eadgith, zu verstehen hat. Irrtümlich wird die Gründung des Erzbistums Magdeburg noch zu Lebzeiten seiner ersten Gattin erwähnt; in die Zeit Eadgiths fällt nur die Erbauung des Moritzklosters zu Magdeburg. Die zu Zeiten Karls des Großen mächtige Stapelstadt Magdeburg war nachmals zu einem armseligen Fischerdorf herabgesunken. Erst auf Anregung Eadgiths, welche durch die Lage des Ortes an ihre Heimat London erinnert ward, blühte Magdeburg wieder auf. Mancherlei Schwierigkeiten hatte Otto I. zu überwinden, das Erzbistum in Magdeburg zu gründen; erst 968 gelang es ihm.

Digitized by Google

Einen besonderen Nimbus, namentlich im Handelswesen, bereitet unsere Sage um die alte Römerkolonie Köln zur Zeit der sächsischen Kaiser. Schon zu ihren Zeiten ging die europäische Haupthandelsstraße mitten durch Deutschland; die Endpunkte derselben waren Konstantinopel und die Nordsee, und ihre Verbindung stellten die Donau und der Rhein her. Von dem Markte in Konstantinopel kamen die feinsten Seidenstoffe und Gewürze bis nach Regensburg. Von da führten Großhändler die Waren weiter nach Westen und Norden. Der Rhein bildete die Hauptstraße für die Weiterführung; zu ihm gingen von der Donau aus verschiedene Vermittelungswege wie über Augsburg nach Bamberg und Würzburg. Am Rhein waren lange Zeit hindurch Speier, Mainz und vor allem Köln die wichtigsten Handelsstädte. Zuvor aber gab es schon einen selbständigen Rheinhandel vom Bodensee bis nach Friesland; besonders wurde elsässischer Wein gegen friesisches Tuch ausgetauscht. Köln gewann aber bald unter den rheinischen Städten das Übergewicht, besonders durch sein Stapelrecht, wonach alle Waren, die vorbeifuhren, vor der Weiterfahrt dort eine bestimmte Zeit lang zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Sein Handel erstreckte sich in Wahrheit übers Meer bis nach England. Die Ausfuhrartikel der Kölner bestanden aus Wein, Tuch, Getreide, Spezereien und Schmucksachen; sie tauschten dagegen Wolle, Teer, Fett, Elenshäute, Seehund- und Marderfelle ein. Die Erwähnung der Handelszüge aber nach Preußen, Livland und Rußland sowie nach Syrien paßt nicht in die Zeit Otto's I., wohl aber in die Zeit des Dichters. Die Schilderung von dem Reichtum des guten Gerhard und der ihm zugedachten Ehren ist keineswegs übertrieben; auch im 13. Jahrhundert gab es schon reiche Kaufleute, wie heutzutage die Rothschilds, welche den Fürsten Gelder liehen.

Digitized by Google

Friedrich Rotbart.

Erstes Kapitel.

Barbarossa in Sage und Geschichte.

Nächst Karl dem Großen und Otto I. hat kein würdigerer Herrscher den deutschen Kaiserthron im Mittelalter geziert als Friedrich I. aus dem edlen Geschlechte der Hohenstaufen, wegen seines stattlichen rötlich-schimmernden Bartes vom Volke schlechtweg der Rotbart zubenannt. Wie alle Lieblingskaiser der deutschen Nation umstrahlt auch seine Heldenstirn der Nimbus der Sage, krönt auch sein goldenes Lockenhaar der duftige Kranz der Poesie.

In der altehrwürdigen, von Kaiser Karl dem Großen gegründeten Wahlstadt Frankfurt a. M., dessen Kaisersaal, genannt der Römer, die Bildnisse all der deutschen Kaiser zieren bis auf Franz II., ward Friedrich, der Neffe Konrads III., von den Würdenträgern des Reiches am 4. März 1152 gekürt und unter den jauchzenden Zurufen des dichtgedrängten Volkes am 10. März zu Aachen gekrönt. Kaum hatte sich der jugendliche Kaiser auf den Stuhl Karls des Großen niedergelassen, da trat aus der jubelnden Menge einer seiner früheren Diener hervor, den er wegen schweren Vergehen entlassen, und bat kniefällig um Gnade. Aber Friedrich gab den scheinbar harten Bescheid: „Nicht der Haß, die Gerechtigkeit hat dir das Strafmaß zuerteilt, darum bleibt dir die Thür verschlossen!“ Trotz der Bitten einiger Fürsten blieb der Kaiser unerbittlich, und das Volk erkannte, was es für einen Herrscher bekommen.

Friedrichs Gemahlin war die holdselige Beatrix, eine burgundische Prinzessin, die ihm mehrere Kinder gebar und ihm in Freud und Leid treu zur Seite stand. Eine schöne Zeit erblühte zunächst unter dem segenbringenden Zepter Kaiser Rotbarts. Es war die Zeit, wo die deutsche Sprache das Gold ihrer Poesie der eisernen Macht ihrer Prosa vermählte, wo die gewaltige Erscheinung des Kaisers selber in seinem Wesen und Wirken die Poesie

Digitized by Google

und Prosa des Mittelalters in vollendeter Harmonie darstellte. Die mit aller farbigen Pracht des Rittertums geschmückte eherne Gestalt des Rotbarts hat in Verbindung mit dem Geiste der Kreuzzüge die erste klassische Periode der deutschen Litteratur wach gerufen; unter ihm wurden Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach und der Sänger der Nibelungen geboren, diese drei Helden des Gesanges unter den Helden der Geschichte: Friedrich Rotbart, Heinrich der Löwe, Otto von Wittelsbach und die drei genannten Meister des Liedes, welche Namen! Schade nur, daß der Kaiser seine beste Kraft in dem heillosen Kampfe mit den Welschen vergeudete: wahrlich, sein Geschichtschreiber hätte seine Feder in alle leuchtenden Tinten des Regenbogens tauchen mögen.

Friedrich Rotbart besaß alle Vorzüge des Geistes und Körpers, die den erhabenen Herrscher auszeichnen. Tapfer und furchtbar im Zorn, gerecht und milde gegen Reuige und Bedrängte; ein Pfleger und Beschützer der Künste und Wissenschaften. Hatte er die Waffen abgelegt, so schlug er die Laute und sang mit wohltönender Stimme die Preislieder seiner Ahnen.

Seine äußere Erscheinung erinnerte an die Schilderung des Tacitus von unseren Vorfahren; er war von stattlicher Größe und schlank gebaut, doch straff und fest, mit breiter und gewölbter Brust, in der Haltung majestätisch, von wahrhaft heldenkühnem Aussehen; die hohe Stirn war von einer Fülle goldener Locken umrahmt; sein ins Rötliche schimmernder krauser Bart erinnerte an das rote Gold der Nibelungen. Klare blaue Augen leuchteten wie zwei funkelnde Sterne aus dem feingeschnittenen, frischen Antlitz; wie eine Glocke klang seine milde Stimme, aber im Zorne wie tönendes Erz. Echt deutsch war seine Gesinnung, sein Wesen und seine Art; verstand er gleich sehr wohl die lateinische Sprache, so bediente er sich doch Ausländern, wie den Päpsten, gegenüber seiner Muttersprache und ließ sie ihnen verdolmetschen. Fremdländischen Tand und welsche Tracht haßte er, nichts mehr aber als Unmäßigkeit und Völlerei. Alles in allem genommen, er war ein Mann und jeder Zoll ein wahrer König.

Streng und mächtig waltete er in den deutschen Landen und steuerte kräftig jedem Übermut. Am meisten machten ihm der trotzige Sachsenleu Heinrich und die Wirren in Oberitalien zu schaffen. Zu knechtischen Handlungen, wie z. B. dem Papste Hadrian IV. bei ihrer Begegnung zu Sutri den Steigbügel zu halten, ließ er sich nicht herab. Erst als ihn seine Umgebung darauf aufmerksam machte, es sei eine alte Sitte, und die Ehre gelte nicht dem Papste, sondern Christo, hielt er ihm scherzend den Steigbügel, und beide gaben sich den Kuß des Friedens. In den nun ausbrechenden Kämpfen mit den italienischen Städten leisteten dem neugekrönten Kaiser der tapfere Heinrich der Löwe und beim Rückzug über die Alpen der tollkühne Otto von Wittels-

Digitized by Google

bach treue Dienste. Auf dem Wege nach Trient war nämlich das deutsche Heer in einen Hinterhalt geraten: an einer Stelle, wo die brausende Etsch das Thal zu einem Fußsteig einengte, lagerten in einer Burg auf schroffem Felsen eine Anzahl frecher Gesellen, welche die Wandernden mit Steinblöcken und tödlichem Geschoß empfingen. Da rollte der gewaltige Otto von Wittelsbach, der Fahnenträger des Reiches, sein Banner zusammen und erklomm mit 200 kühnen Jünglingen einen Felsengipfel, der jenes Raubnest beherrschte und bis dahin nur von den Seglern der Lüfte, von Wolken und Adlern erreicht worden war; oben entfaltete er das deutsche Reichsbanner, brach die Feste, hieb die Besatzung nieder oder stürzte sie in die Klüfte; den Hauptmann und zwölf seiner Spießgesellen überlieferte er dem Kaiser zur Bestrafung.

Mächtig schaltete und waltete der Rotbart in den deutschen Provinzen. Doch kaum hatte er dort die Ruhe und Ordnung wieder hergestellt, so rief ihn ein Streit mit dem Papste Alexander III. und den oberitalienischen Städten wieder jenseit der Alpen. Hier kam es besonders zur Demütigung und Zerstörung Mailands. Lange wütete der Hader mit Papst nnd Oberitalien. Auf seinem vierten Römerzuge lichtete eine ausgebrochene Pest furchtbar die Reihen der Deutschen, und entsetzt floh der Kaiser nach Susa, wo er in die größte Lebensgefahr geriet. Man wollte ihn dort in der Nacht heimtückisch überfallen und ermorden, der edle Hartmann von Siebeneichen hatte sich jedoch statt seiner ins Bett gelegt und dem Kaiser seine eigne Gewandung überlassen. Dadurch wurde der Kaiser gerettet. Als die Städter den unechten Barbarossa erkannten, ehrten sie deutsche Treue und ließen den wackeren Ritter ungekränkt ziehen.

In Deutschland erwarteten den Kaiser neue Wirren und Kämpfe. Hier hatte Heinrich der Löwe sein Reich erweitert und trotzig als Symbol seiner Kraft zu Braunschweig einen ehernen Leu errichtet.

Doch den schlimmsten Streich spielte er dem Kaiser, als er ihm beim fünften Römerzuge den Gehorsam kündigte und ihn im Stiche ließ. So kam es zu der verhängnisvollen Schlacht bei Legnano (1176), in der Barbarossa geschlagen ward. Der Kaiser mußte nachgeben und seinen Frieden mit dem Papste und den trotzigen Städten schließen. Nun aber erfolgte die Demütigung Heinrichs des Löwen. Hatte sich der Kaiser Barbarossa vordem vergebens vor ihm auf die Kniee geworfen, so mußte sich jetzt der in die Reichsacht erklärte und all seiner Länder beraubte braunschweigische Leu kniefällig vor ihm beugen. Wohl verzieh ihm der Kaiser, gerührt über die Wendung des Schicksals, doch sein Lehen erhielt er nicht wieder und ging in die Verbannung nach England zu seinem Schwiegervater.

Digitized by Google

Zweites Kapitel.

Das Reichsfest in Mainz.

Barbarossas letzter Römerzug war ein friedlicher und allenthalben empfing er die begeistertsten Huldigungen. Seine Macht und Glorie stand nun in ihrem Zenith und er strebte ihr einen äußeren, sichtbaren Ausdruck zu verleihen.

Dies geschah durch ein glänzendes Reichsfest, welches Barbarossa zu Pfingsten 1184 in Mainz abhielt, wohl das farbenprächtigste Schauspiel, das der Rhein je an seinen Ufern geschaut. Mit Absicht hatte der Kaiser gerade diese Stadt zu der Ehre ausersehen, weil er sie anläßlich der Ermordung ihres Erzbischofs Arnold, an der sich einige Bürger beteiligt haben sollten, mit unerhörter Härte behandelt und für ewig ehrlos erklärt hatte; nicht nur all ihrer Privilegien war sie beraubt, sondern sogar die Niederreißung ihrer Mauern geboten worden. Glücklicherweise wurde dieser letzte Befehl vergessen. Um nun sein Unrecht wieder gut zu machen, erkor der Kaiser Mainz zum Schauplatz großer Feierlichkeiten, es sollte u. a. auch seinen beiden Söhnen der Ritterschlag erteilt werden.

Die großartigsten Vorbereitungen wurden zur würdigen Abhaltung dieses Reichsfestes getroffen. In der herrlichen Ebene, die sich Mainz gegenüber zwischen Rhein, Main und Taunus ausbreitet, entstand unter der rastlosen Arbeit von tausend fleißigen Händen förmlich eine neue Stadt von Bretterhäusern und Zelten zur Aufnahme und Bewirtung der zahlreichen von stattlichem Gefolge begleiteten Fürsten und Großen, die aus allen Teilen des deutschen Reiches, aus den westlichen Grenzmarken gegen Frankreich bis zu den slavischen Gebieten nach Illyrien und nach Spanien hin, aus Deutschland und Italien zusammenströmen sollten. In der Mitte dieser kunstvoll erbauten Zeltstadt erhob sich ein reichgeschmückter Holzpalast für den Kaiser, sowie eine Kirche, die zahllosen Gäste in ihren weiten Räumen zu empfangen. Ringsum gruppierten sich in bunten wechselvollen Bildern die Fürstenzelte mit flatternden Fahnen und stattlichen Bannern. Zur Verköstigung der Gäste lag eine ganze Flotte von Schiffen rheinaufwärts und rheinabwärts, besonders mit unerschöpflichen Weinvorräten des gesegneten Rheingaus beladen. Nicht minder groß war die Zufuhr zu Land an Getreide, Brot, Schlachtvieh und Geflügel. Besondere Verwunderung erregten ein paar riesige, aus Brettern zusammengefügte Häuser, vollgestopft voll Hühner, so daß man gar nicht durchsehen konnte. „Man hätte es gar nicht für möglich gehalten", bemerkte Arnold von Lübeck ganz naiv, „daß es auf der Welt soviel Hühner gäbe". Aber wohl that es

Digitized by Google

not, so fürsorglich zu sein; denn drei Tage lang sollten mehrere Tausende davon zehren. Waren es ja doch nicht bloß die geladenen Gäste, die davon leben wollten, wie viele fahrende Sänger und Dichter, Spielleute und Gaukler zog das glänzende Fest aus weiter Ferne an, von den Neugierigen gar nicht zu reden!

Und immer lebendiger ward es, je näher das herrliche Pfingstfest heran kam. Da drängte sich in engem Raume zusammen, was nur das deutsche Reich an Glanz und Herrlichkeit in sich barg. Wohl 70000 der edelsten und schönsten Ritter und eine zahlreiche Geistlichkeit waren erschienen. „Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen?“ Es kamen Herzöge, Erzbischöfe, Pfalz- und Markgrafen aus Bayern, Schwaben, Sachsen, Franken, Österreich, Böhmen, Burgund, Lothringen und Italien.

Aber wie die Sonne alle übrigen Gestirne übertrifft, so leuchtete aus dem glänzenden Gewimmel der Kaiser Barbarossa selbst hervor, und neben ihm blickte mild wie der Vollmond seine liebreizende Gemahlin Beatrix; und dazu das stattliche Heldenpaar der Söhne, König Heinrich und Herzog Friedrich von Schwaben, ein nicht minder strahlendes Doppelgestirn, dem zu Ehren ja hauptsächlich all die Pracht und Herrlichkeit entfaltet war.

Am 1. Pfingstfeiertage (20. Mai) bewegte sich eine feierliche Prozession zu der in der Mitte des Zeltlagers errichteten Kirche; da schritt Kaiser Friedrich in prächtiger Gewandung mit seiner Gemahlin Beatrix, geschmückt mit dem goldenen Stirnreif, und ihnen folgte mit der Königskrone auf dem Haupte der jugendliche Heinrich. Dem glänzenden Zuge voran trug Graf Balduin von Hennegau das Reichsschwert, eine Ehre, um die sich die Herzöge von Böhmen, Österreich und Sachsen, der Pfalzgraf bei Rhein und der Landgraf von Thüringen gestritten hatten. Die Geistlichen und übrigen Fürsten, je nach ihrem Range und altem Herkommen geordnet, erwarteten den Kaiser und sein pomphaftes Gefolge in der Kirche.

Prachtvolle Gastmähler und rauschende Gelage schlossen den Tag, wobei Herzöge und Reichsfürsten die Ehrenämter des Truchsesses, Mundschenks, Marschalls und Kämmerers versahen. In schillernder Farbenpracht saßen Fürsten und Grafen in ihrer blendenden Tracht und glänzenden Waffenrüstung an den reichbesetzten Tafeln und dazwischen die minniglichen Damen in samtenen und seidenen Gewändern, besetzt mit Perlen, Gold und Edelgestein. Es war ein herzerquickender Anblick, das buntfarbige Gewimmel zu schauen.

Und darüber lachte der blaue Frühlingshimmel, strahlte wonnig die Maiensonne und weckte Scherz und Frohsinn in mannigfacher Gestalt. Liebliches Saitenspiel und lustiger Gesang ertönten allenthalben, zumeist vor

Digitized by Google

dem Palaste des Kaisers, und glückliche Paare schlangen ihre Reigen auf den lenzesgrünen Auen. Die Liebe zu Liedern und Saitenklängen blühte damals im deutschen Lande nicht minder, wie am Ebro, in der Provence und in Italien die Weisen der Troubadours ertönten. Hochgeehrt war die holde Musica, die adlige Dichtkunst, die Gaya Scientia, in Wahrheit eine „fröhliche Wissenschaft". Mit Entzücken lauschte man den Heldensagen vom mächtigen Kaiser Karl und seinen Paladinen, von Rolands Tod in Ronceval, vom König Artus und seiner Tafelrunde; sie sangen phantastische Abenteuer und Märchen von Zauberern und Feen:

„sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger, goldner Zeit,
von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit,
sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt."

Hatte das Lied des Sängers gefallen, so lohnte ihn der Beifall der Hörer, lohnte ihn das süße Lächeln oder der feuchte Blick der liebreizenden Edelfräulein, lohnte ihn eine goldene oder silberne Kette aus der Hand huldvoller Fürstinnen. Und wie sich die Ritter und Edeldamen ergötzten, so freute sich das Volk an den Liedern zum Tambourin, an den kräftigen Balladen und Sagen von Dietrich von Bern und Siegfried, dem Drachentöter.

Am folgenden Tage fanden nach der Frühmesse Waffenspiele und Turniere statt, bei denen vornehmlich des Kaisers Söhne, Heinrich und Friedrich, ihre Gewandtheit beweisen sollten, bevor sie den Ritterschlag empfingen. Da zeigte sich die Geschicklichkeit in Handhabung von Schild, Lanze, Schwert und Banner und im Lenken der wiehernden Rosse. An 20000 der schönsten und edelsten Ritter in den kostbarsten Rüstungen tummelten sich damals in den Schranken. Auch der Kaiser, gefolgt von dem Grafen Balduin von Hennegau, seinem Lanzenträger, erschien in ihrer Mitte, immer noch ein jugendlicher Held, was die Führung der Waffen betraf.

Nach Beendigung dieses glänzenden Kampfspieles wurden die beiden Königssöhne, die ihre Waffenprobe zur Zufriedenheit bestanden, feierlichst mit dem Schwerte umgürtet, mündig gesprochen und zu Rittern erklärt. Freigebig verteilten diese dann zur Erinnerung an den frohen Tag Pferde und Gewänder, Gold und Silber an Knappen, Sänger, Pilger, Gaukler und Bettler, und sich gegenseitig überbietend ahmten das schöne Beispiel Fürsten und Große nach. Da sah man viele fröhliche und beglückte Gesichter und laut erscholl da Lob und Dank aus aller Munde. Tausende verkündeten den Ruhm und die Herrlichkeit des Kaisers und seiner Umgebung in allen Landen, und unsterblich lebte die Erinnerung fort im Lied.

Digitized by Google

Heinrich von Veldeke, der Dichter der „Eneit" (Äneide), der diesem glänzenden Feste beigewohnt, entlehnte die Worte und Vergleiche bei der Schilderung des Hochzeitsfestes seines Helden Äneas mit der Karthagerin Dido seinen Erlebnissen des Mainzer Reichsfestes. „Manch 1000 Mark ward dort verzehrt und ausgeteilt", singt er, „ich denke, alle die jetzt leben, haben nie etwas Großartigeres gesehen, man wird davon noch singen und sagen über 1000 Jahre, ja bis an den jüngsten Tag wird man verkünden von der Ehre, so da geschah an Kaiser Friedrich zu Mainz."

Ein andrer Dichter, der dem Feste beigewohnt, der Troubadour Guiot de Provins, verglich es mit den Hoffesten des Alexander, Cäsar und Artus und rühmte, daß man noch nie seinesgleichen gesehen. Aber nicht bloß weltliche Pracht und Herrlichkeit entfaltete das Reichsfest in nie dagewesenem Glanze, es zeigte vor allem den Kaiser auf dem Gipfelpunkte seiner Macht, die Kraft der Hohenstaufen und ihre weltgebietende Stellung in ihrem Zenith. „Die Blüte des Rittertums, die Macht des Reiches, die Größe der Nation, die Glorie des Kaisertums, faßte sich in einem hohen Bilde zusammen. Es war ein großes Nationalfest, wie Deutschland nie wieder eins gefeiert hat."

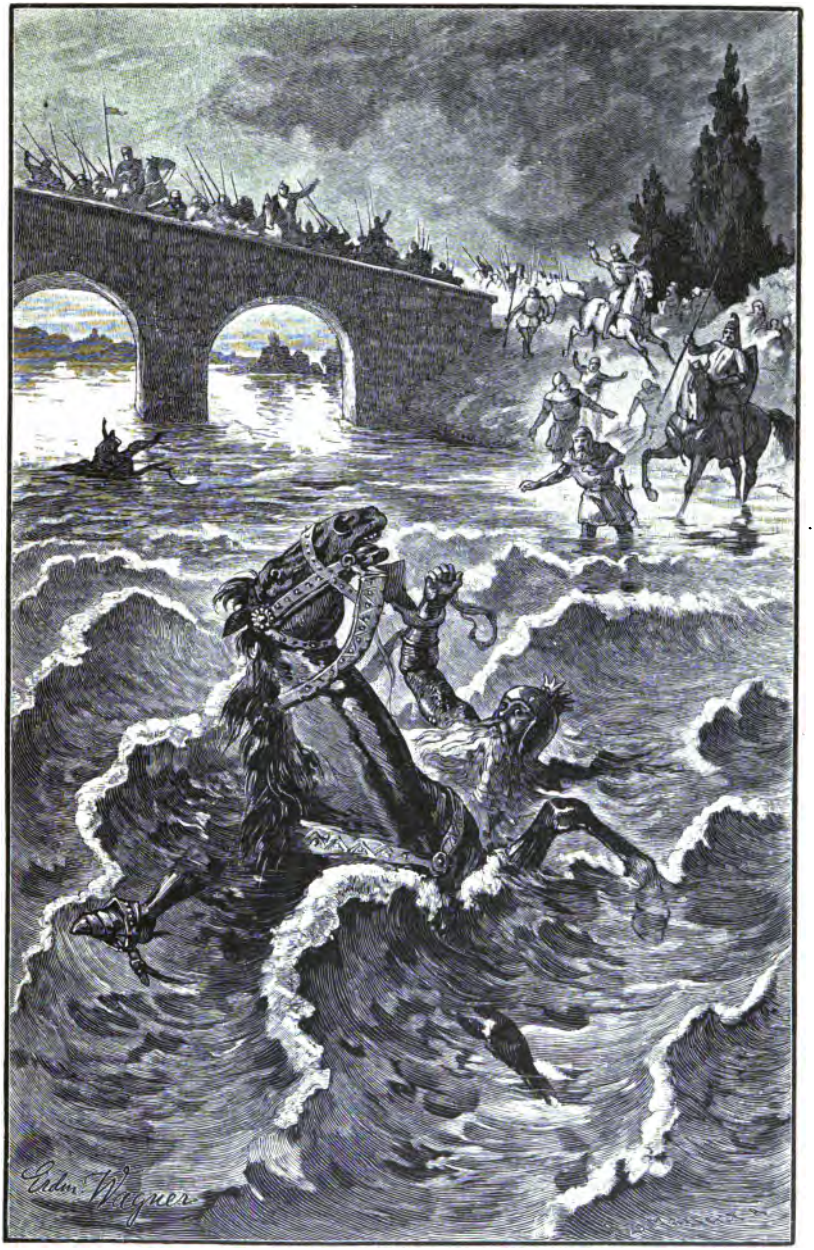
Drittes Kapitel.

Barbarossas Ende.

Wohl feierte Barbarossa noch ein glückliches Fest, die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Konstanze, der Erbin von Sizilien (1186) wohl entfaltete damals auch die Stadt Mailand alles an Pracht und Herrlichkeit, was Italien aufzubieten vermochte; doch schon lebte nicht mehr die Kaiserin Beatrix, den Bund zu segnen, und verhängnisvoll für die Folge ward dieser Bund.

Kaum war der bereits bejahrte Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, da ereilte ihn die Schreckenskunde, der Sultan Saladin habe das Königreich Jerusalem wieder erobert. Ein neuer Kreuzzug ward gepredigt, und zugleich mit dem König Philipp II. August von Frankreich und mit Richard Löwenherz von England zog Friedrich Rotbart ins Morgenland. Siegreich zog er in die Stadt Ikonium ein, doch im Flusse Saleph, den er durchreiten wollte, fand er den Tod. Weil ihm der Übergang des Heereszuges über die Brücke zu lange dauerte, erzählt man, sei er mit dem Feuer eines Jünglings in den durch Regengüsse zu einem reißenden Strom ange-

Digitized by Google



Barbarossas Ende. S. 142.

Digitized by Google

Digitized by Google

schwollenen Fluß hinein geritten, von den Fluten hinweggerissen und als Leiche ans jenseitige Ufer gebracht worden.

Die Trauerkunde von dem Dahinscheiden des vielgeliebten Kaisers durchzuckte wie ein elektrischer Schlag ganz Deutschland. Man konnte sich gar nicht in den Gedanken finden, daß der unersetzliche Herrscher dahingeschwunden, und so bildete sich der Glaube, er sei nicht gestorben, sondern nur der Welt entrückt, er schlafe verzaubert in einem hohlen Berge, werde aber einst wiederkommen, des deutschen Reiches Herrlichkeit neu zu begründen. Der Berg aber, in dem er schlummere, sei der Kyffhäuser in der goldenen Aue in Thüringen. Dort sitze er vor einem steinernen Tische, den Kopf in die Hand gestützt, und sein feuerfarbener Bart sei durch den Tisch hindurchgewachsen; er nicke beständig mit dem Haupte und zwinkere mit den Augen, als ob er erwachen wolle. Von Zeit zu Zeit winke er einem dienenden Zwerge, um ihn zu fragen, ob noch die Raben um den Berg herumflögen und, wenn ihm diese Frage bejaht würde, so antwortete er: „Dann muß ich auch noch schlafen verzaubert 100 Jahr!“ Also hat ihn besonders die Dichterphantasie Rückerts in der bekannten Ballade ausgemalt.

Dem Glauben des deutschen Volkes an die Verzauberung und Wiederkunft geliebter Kaiser und Helden begegnen wir noch vielfach. So wird namentlich von Kaiser Karl berichtet, der im Odenberge (Gudensberge) zwischen Nürnberg und Fürth oder im Densenberge im Paderbornschen verzaubert ruhen soll. Auch der große Otto wird in den Keller des Quedlinburger Schlosses versetzt. Ebenso schlummert der tapfere Sachsenherzog Wittekind in einem Berge in Westfalen, ferner Wilhelm Tell, aus dem die Sage sogar eine Dreiheit von Tellen geschaffen hat, in einer Felsenhöhle am Grütli; im Ardennerwalde harrt seiner Wiederkehr der niederländische Ogier, bei den Dänen Holger; König Artus, Swatopluk, Andreas Hofer hausen in Bergen. Ja sogar in nordamerikanischen Sagen erzählt man sich solches von Rip van Winkel, und der Geschichtschreiber Gregorovius berichtet von einer Volkssage auf Capri, wonach Kaiser Tiberius ebenfalls in einem Berge wohne, sitzend auf bronzenem Rosse, mit brillantenen Augen u. s. w.

Die geschäftige Volks- und Dichterphantasie hat denn die Erscheinung bis ins Einzelnste ausgemalt. So sitzt Kaiser Karl (manche denken dabei an Karl V.) im Untersberge mit *schneeweißem* Barte, der ihm bereits zweimal um den Tisch gewachsen, ein andrer schildert Kaiser Friedrich mit einem „greulich großen *grauen* Bart“, und erst zu Anfang unseres Jahrhunderts, als der Kaiser Friedrich gradezu mit dem Beinamen „der Rotbart“ benannt wird, ist sein Bart folgerichtig *rot*. Daher kommt der bekannte Streit „um des Kaisers Bart“, den uns Geibel so launig in einem Gedichte beschreibt. Überhaupt hat sich die Sage mit all ihren

Digitized by Google

romantischen Zuthaten sehr allmählich entwickelt. Zuerst soll Friedrich als Waller in den Orient gezogen sein, von wo er zurückerwartet wird. Von einer Bergentrückung ist erst 1519 die Rede, und es wechselt die Vorstellung von einem Aufenthalt oben in der Burg oder in der Tiefe des Berges. Nun bedeutet wie uns viele deutsche Volkssagen lehren, der Ausdruck „in einen hohlen Berg gehen" soviel als „sterben", wie in der Sage vom Tannhäuser und vom „Rattenfänger von Hameln." Auch der Aufenthalt selbst wird uns erst im 15. Jahrhundert von einem Chronisten Engelhusius als „castrum Confusionis" angegeben, was Wigand Gerstenberger in seiner Hessischen Chronik auf den Kyffhäuser gedeutet hat.

Über den Sinn der Kyffhäusersage ist viel gedeutelt und gefabelt worden. Weil die altgermanischen Götter und Helden wie Wotan und Donar, wie Siegfried und Dietrich von Bern auch in hohle Berge versetzt wurden, wo sie vom Christentum verdrängt weiterleben, so hat man auch in der Kaisersage nur eine Wiedergeburt jener mythologischen Gestalten erblicken wollen. Besonders hat man in den Raben, welche den Kyffhäuser umfliegen, eine Beziehung auf Wotan erkennen wollen, aber die Ähnlichkeit ist doch eine sehr geringe. Bekanntlich sitzen dem Göttervater zwei Raben, Hugin und Munin, Gedanke und Erinnerung versinnlichend, auf den Schultern, die ihm zuraunen, was auf der Welt geschieht. Die Frage Barbarossas aber nach den Raben, die draußen um den Berg herumfliegen, soll wohl nur bedeuten, ob denn noch in der Welt alles stehe, wie zuvor. Nur wenn die Verwirrung draußen ihren höchsten Grad erreicht, soll ja der Kaiser wiederkommen, dann hängt er, der Sage gemäß, seinen Schild an einen dürren Baum, der wieder ausschlägt. Auch hier haben einige Mythologen an die Weltesche Yggdrasil gedacht, doch weist dieser Zug der Sage entschieden auf den Orient.

Übrigens behauptet die unerbittlich prüfende Geschichtsforschung nunmehr allgemein, nicht Friedrich Rotbart, sondern Friedrich II. sei unter dem sehnsüchtig wieder erwarteten Kaiser gemeint.

Friedrich II. war ein erbitterter Gegner der Päpste Innocenz III., Gregor IX. und Innocenz IV. und ihrer Hierarchie; man erwartete von ihm, daß er an dem in Schwelgerei und Üppigkeit versunkenen Klerus ein hartes Strafgericht vollziehen würde und brachte sein Wiedererscheinen mit der Ankunft des Antichrist zusammen. Zu gleicher Zeit galt Friedrich II. als der eigentlich letzte römische Kaiser; denn es folgte nach ihm ein langes Interregnum, und die römische Kaiserwürde ward erst wieder auf dem Haupte des Luxemburgers Heinrich VII. erneuert. Erst mit der Zeit verblaßte allmählich die kirchenfeindliche Idee in der Friedrich-Sage und verwandelte sich zu einer Art Verwirklichung einer messianischen Idee, d. h. von

Digitized by Google

der Wiederkunft eines Kaisers, der das heilige Grab gewinnt, dem sich Heiden und Juden unterwerfen, der Witwen und Waisen zu ihrem Eigentum verhilft, der jeder armen Tochter einen reichen Mann verschafft, überhaupt Ordnung und Gerechtigkeit stiftet bis schließlich gar aus dem Friedrich ein Friedensfürst im allgemeinen wird. Der Kampf gegen die Ungläubigen, der dürre Baum und die Eroberung des heiligen Grabes treten ganz in den Hintergrund, und nur die Wiederaufrichtung des Reiches bleibt übrig, wie Rückert vom Barbarossa singt:

„Er hat hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit,
Und wird einst wiederkommen mit ihr zu seiner Zeit."

Die Volks- und Dichterphantasie hat denn auch bekanntlich den verzauberten Rotbart mit einem Kranze sinniger Sagen von vergrabener Herrlichkeit und bewirkten Wundern umwoben, die wir z. T. anderswo bereits erzählt. Wer kennt nicht die Geschichte von den drei lustigen Musikanten, die dem Kaiser aufgespielt und von Prinzessin Ute mit Laubzweigen belohnt wurden? Enttäuscht warfen zwei draußen ihre Zweige von sich, nur der Jüngste behielt sein Andenken, das sich ihm später in lauteres Gold verwandelte. Ferner die Geschichte von dem Bauer zu Tilleda, der Kindtaufe hält und sein Töchterlein, als ihm der Wein ausgeht, in den Kyffhäuser schickt, wo ihr die Schaffnerin den nieversiegenden Krug füllt? Und das Nachspiel von dem unverschämten Wirte, der es nachmachen will? Hirten, welche durch die blaue Wunderblume ins Innere des Berges gelangen, kommen zu niegeahntem Reichtum, dürfen aber nicht die Glücksblume auf den warnenden Zuruf: „Vergiß das Beste nicht!" liegen lassen. Demgemäß tragen manche unscheinbare Gegenstände weg, die sich nachmals in Gold verwandeln, andere dagegen, von Habsucht getrieben, gemeines Blei.

So lebt die Poesie fort, auch wenn die Forschung sie zerstören will, auch wenn die Erfüllung der Sehnsuchtsträume längst genaht. Erschien uns schon in den glorreichen Jahren 1870/71 der Heldengreis Wilhelm I. als Barbablanca statt des wiedergeborenen Barbarossa, und umschwärmen auch nicht mehr die Raben der Zwietracht den hohlen Berg, so träumen wir doch noch gern, ja doppelt gern von den verzauberten Kaisern, rufen ihnen aber jetzt mit Geroks Worten zu:

„Nun alter Barbarossa, leg' friedvoll dein müdes Haupt zur Ruh,
Ottonen ihr, du Kaiser Karl der Große, nun schlaft in Ehren in der Marmortruh."

Digitized by Google

Heinrich der Löwe.

Einer der berühmtesten Helden des Mittelalters war Herzog Heinrich von Braunschweig. Dieser unternahm einst zur Erhöhung seines Ruhmes eine kühne Meerfahrt. Mit einer auserwählten Schar von Grafen und Rittern stach er in die See, auf Abenteuer auszuziehen. Schon waren sie lange Zeit auf den Wellen herumgefahren, der Speisevorrat ging zur Neige, aber nirgends wollte sich Land zeigen. Da erhub sich große Not, doch was half das Jammern und Händeringen? Endlich kam der Herzog auf einen verzweifelten Gedanken und sprach:

„Wir wollen Lose machen, und jeder soll auf eins seinen Namen mit Blut schreiben; dann wollen wir sie in einem Helme schütteln, bis eins herausspringt. Wessen es auch sein mag, er sei dem Tode geweiht, um den andern zur Nahrung zu dienen."

Der Vorschlag erregte zwar Entsetzen, doch sie wußten keinen besseren Ausweg.

Das erste Opfer war ein junger Held, der sich ohne Murren in sein Schicksal ergab. Sie fuhren in der Folge damit fort, bis nur noch der Herzog und ein Knappe übrig waren. Der treue Knecht aber scheute sich vor dem Gedanken, etwa seinen Herrn zu töten, um sich von dessen Fleische zu nähren; doch Herzog Heinrich bestand darauf, und wirklich traf ihn das Todeslos. Allein der Knappe weigerte sich, sein Blut zu vergießen, indem er sagte: „Das sei ferne von mir, daß ich mich von meines edlen Herrn Leib ernährte! Mir fällt noch ein Ausweg ein, wenn ich an das Schicksal Herzog Ernsts denke. Seht hier die Rindshaut, die uns noch von früherer Zeit her übrig ist. Wie wäre es, wenn ich Euch in dieselbe einnähte und Euch dann aufs offene Verdeck legte, damit ein Vogel Greif Euch davontrage? Was mich betrifft, so will ich gern sterben, wenn ich Euch gerettet weiß."

Gerührt willigte der Herzog ein, der getreue Knecht that, wie er gesagt, und wirklich enttrug ein Greif den Herzog zum fernen Strande auf sein

Digitized by Google

Felsennest zu seinen Jungen. Kaum war der alte Raubvogel entflogen, so schnitt sich der Herzog aus der Rindshaut heraus, hieb die jungen Greife tot und entstieg dem Felsen in die Ebene. Da wanderte er denn eine geraume Weile, ohne ein Wesen zu erblicken, bis er endlich in einen tiefen Wald kam. Plötzlich vernahm er ein greuliches Gebrüll, dessen Schall er nachging. Auf einmal sah er einen Löwen im heftigen Kampfe mit einem Lindwurm, nahe daran zu erliegen. Der Herzog fühlte Mitleid mit dem edlen Tier und hieb mit seinem scharfen Schwerte kräftig auf den Drachen ein. Das Ungetüm sperrte wütend seinen scheußlichen Rachen gegen den Angreifer auf, als wolle es ihn verschlingen. Aber der Herzog ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern hieb tapfer drauf los; auch der Löwe gewann jetzt neuen Mut, und so mußte der Lindwurm zuletzt erliegen. Unter gräßlichem Toben verendete das Scheusal.

Der gerettete Löwe wußte vor Dankbarkeit gar nicht, was er alles seinem Befreier anthun sollte. Schmeichelnd und liebkosend wie ein treuer Hund legte er sich dem Herzog zu Füßen und folgte ihm überallhin nach. Ja, er war nun der Ernährer und Erhalter seines Lebens, indem er, wenn sie der Hunger trieb, manches Wild erjagte. Lange Zeit war der Herzog umhergewandert, ohne Menschen oder menschliche Ansiedelungen anzutreffen, bis er endlich an ein fließendes Wasser kam. Da entschloß er sich, auf einem Flosse sich der Strömung anzuvertrauen, um so vielleicht zu Menschen zu gelangen. Er baute sich also ein Floß, belud es mit Wildbret und wollte sich einschiffen. Da kam auch der treue Löwe, aber Heinrich stieß ihn zurück, aus Besorgnis, der Mundvorrat möchte für sie beide nicht reichen. Jedoch das treue Tier wollte seinen Herrn nicht lassen, lief eine Weile am Ufer her, bis es endlich, sobald sich das Floß dem Lande etwas näherte, mit einem gewaltigen Satze zu ihm sprang. Nun duldete es Heinrich als Begleiter auf der Fahrt. So ging es stromabwärts, bis sie sich endlich wieder auf der offenen See befanden. Jetzt wiederholte sich dieselbe Not wie ehedem: der Speisevorrat ging allmählich aus. Darob ward der Herzog sehr traurig und bereitete sich auf sein Ende.

Da kam, wie die Sage erzählt, der Teufel zu ihm, ihn zu versuchen.

„Versprich mir", so sagte er zu ihm, „deine Seele und ich bringe dich wohlbehalten nach Braunschweig."

„Meine Seele gehört Gott", versetzte Heinrich fromm, „und ich will der ewigen Seligkeit nicht verlustig gehen."

Grinsend erwiderte der Satan: „Nun, dann will ich dir noch weiter verkünden, daß deine Gattin, die dich für tot hält, im Begriff steht, einen andern zu heiraten; morgen soll die Hochzeit sein, und ihr Bräutigam wird dein Nachfolger."

Digitized by Google

Als er dies vernahm, seufzte der Herzog tief auf, auch der Löwe stieß, als ob er es begriffen hätte, ein klägliches Gebrüll aus.

„Nun, wie steht es jetzt?“ hub der Teufel wieder höhnisch an. „Willst du mir jetzt deine Seele versprechen, dann bringe ich dich noch zeitig genug nach Braunschweig.“

„Nein, ich kann nicht, ich darf nicht!“ seufzte Heinrich.

„Warum nicht?“ fing der Satan wieder an. „Du bist ja dein eigner Herr. Übrigens wollen wir es vom Zufall abhängig machen. Zunächst trage ich dich durch die Luft bis zum Giersberg bei Braunschweig. Dann kehre ich zurück, deinen Löwen zu holen, ohne den du ja doch nicht sein kannst. Finde ich dich dann wachend, so gebe ich dich frei; finde ich dich aber schlafend, dann gehörst du mir. Nun, willst du's wagen? Denk' an deine Gemahlin!“

„Es sei!“ sagte der Herzog; denn die Sehnsucht nach seinem Weibe war groß.

Hierauf erfaßte ihn der Teufel, trug ihn richtig zu der bezeichneten Stelle und kehrte hierauf zurück, den Löwen zu holen. Inzwischen hatte den von der ungewohnten Luftfahrt müde gewordenen Herzog der Schlaf übermannt, gegen den er umsonst ankämpfte. Nun war der Satan auch mit dem Löwen durch die Lüfte gefahren und näherte sich bereits, gierig eine Kralle ausstreckend, dem schlummernden Herzog. Kaum aber gewahrte das treue Tier seinen regungslos daliegenden Herrn, als es im Wahne, er sei tot, ein lautes Schmerzgebrüll ausstieß. Davon erwachte der Herzog und sprang sofort auf seine Füße. Da warf ihm der Satan grimmig den Löwen hin und zog mit einem fürchterlichen Fluche ab. Der Herzog aber dankte Gott inbrünstig für die Rettung seiner Seele und machte sich schleunigst, von seinem Löwen begleitet, gen Braunschweig auf. Schon unterwegs merkte er an der außergewöhnlichen Bewegung, die in der Stadt herrschte, daß etwas Besonderes vorgehen müsse; aber ohne sich aufzuhalten, ging er auf die Burg los. Dort ward er mitsamt seinem Löwen gar scheel angesehen, denn niemand erkannte ihn. Ja, man wollte ihm sogar den Eintritt wehren; er aber erkundigte sich bei den Dienern, was hier im Werke sei. „Da müßt Ihr sehr fremd sein, oder weit herkommen, wenn Ihr das nicht wißt“, versetzten diese barsch. „Unsre Herrin feiert heute, nachdem sie sieben Jahre um ihren ersten Gemahl getrauert hat, mit einem edlen Fürsten Hochzeit.“

Da bat der Herzog einen der Thürwächter, er möchte ihm doch einen Becher Weines von seiner Herrin besorgen. Anfangs wollte der Diener nicht

Digitized by Google

Herzog Heinrich in Gefahr. S. 148.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

darauf eingehen; doch Heinrich drang so heftig in ihn, daß er ihm den Wunsch erfüllte. Die Herzogin lachte über die seltsame Forderung des Fremden, reichte aber den gewünschten Becher mit den Worten: „Nun, so bring's ihm; er soll es auf meine Gesundheit trinken!"

Der Lanzknecht wunderte sich gar sehr, daß die Herzogin dem Fremden von ihrem besten Weine bringen ließ. Heinrich aber nahm den Becher, trank ihn auf einen Zug leer und ließ dann die Hälfte seines Ringes hineingleiten. Die andre Hälfte hatte er beim Abschied seiner Gattin hinterlassen. Sodann hieß er den Kriegsknecht, seiner Herrin den Becher mit seinem besten Danke zurückbringen. Auf dem halben Ringe war sein Name und Wappen eingegraben. Der Diener merkte, daß etwas von Golde in dem Becher lag und machte seine Herrin darauf aufmerksam. Verwundert nahm diese den halben Ring heraus, aber kaum hatte sie ihn betrachtet, so verfärbte sie sich, eilte in ihre Kammer, wo sie die andre Hälfte des Ringes verwahrte. Und siehe da! sie paßten ineinander. Da rief sie ihren Kämmerling.

„Habt Ihr nicht", so redete sie ihn an, „da draußen einen Fremdling mit einem Löwen gesehen?" Als er es bejahte, lehnte sie sich über die Zinne, hinunterzuschauen und gewahrte ihren Gatten mit dem treuen Tiere vor der Thür sitzen. Dann berief sie ihre Räte und teilte ihnen das seltsame Ereignis mit.

„Diesen Ring", so sprach sie, „teilte mein Gatte beim Scheiden in zwei Stücke, wovon er mir die eine Hälfte zur Verwahrung hinterließ mit dem Bedeuten, käme er nicht in sieben Jahren mit der andern wieder, dann möchte ich mich wieder vermählen. Nun steht da ein Fremdling vor der Thür, der mir die passende Hälfte sendet. O Gott, wenn es mein Gemahl wäre!"

Die Räte gingen hinunter, Herzog Heinrich zu befragen, wie er zu dem Ringe gekommen sei. Dieser aber lachte und sagte:

„Der Ring ist mein Eigentum, die Frau Herzogin wird ihn wohl kennen."

Mit diesem seltsamen Bescheid kehrten die Räte zu ihrer Herrin zurück.

Da erschrak sie freudig, und mit den Worten: „O Gott, dann ist es niemand anders als mein lieber Gemahl!" stürzte sie die Treppe hinunter, fiel aber vor Aufregung vor ihm nieder. Die Räte wunderten sich, doch Heinrich hob sie auf, und mit dem Ausruf: „Mein Herr und Gemahl! So seid Ihr es wirklich?" sank sie ihm an die Brust. Er aber küßte sie und sprach: „Jawohl, ich bin dein Gemahl Heinrich, der dich und sein Land Braunschweig vor sieben Jahren verließ."

Digitized by Google

Mit Freuden begrüßten ihn nun auch die anwesenden Herren und huldigten ihm.

Dann geleitete man ihn an der Seite seiner Gattin zur Tafel, wohin ihnen auch der treue Löwe folgte. Von nun an ging es dem treuen Tiere besser als auf dem Floß; er saß der Herzogin zur Seite, die ihn reichlich mit Speise versorgte.

So waren alle froh und guter Dinge; nur nicht der fremde Fürst, der als Bräutigam hergekommen, und die Braut fehlte. Dies verdroß ihn gar sehr. Deshalb hielten die Herren Rat, wie man ihn entschädigen könne. Nun lebte am Hofe ein edles Fräulein aus Franken; die war gar schön und minniglich anzuschauen. Man machte dem Herzog den Vorschlag, sie dem fremden Fürsten anzutragen. Heinrich lachte recht herzlich darüber und war damit einverstanden. Auch der getäuschte Bräutigam willigte ein; denn er meinte, es sei schimpflich für ihn, ohne Frau nach Hause zu ziehen. Auch das Edelfräulein gab ihre Zustimmung. So ward die Doppelhochzeit mit großem Gepränge hergerichtet und mit Sang und Klang sowie mit festlichen Turnieren gefeiert.

Der Herzog aber regierte noch lange im Lande Braunschweig mit Weisheit und Gerechtigkeit, und der Himmel bewahrte ihn vor weiterer Not. Als er gestorben, legte sich der treue Löwe auf sein Grab und blieb daselbst, bis er verendete. Noch heute kann man das Grabmal des Herzogs und seines edlen Tieres in der Stadt sehen, den Löwen hoch oben auf einer Säule.

Digitized by Google

Die schöne Magelone.

Erstes Kapitel.

Peter von Provence.

Die Sendboten des Christentums waren umhergewandert in allen Landen. Sie hatten den Samen des Glaubens ausgestreut, wohin sie kamen, und er ging auf, schlug Wurzel und trieb Früchte hundert- und tausendfältig.

Zu jener Zeit beherrschte die französische Grafschaft Provence ein Oheim des damaligen Königs von Frankreich, Graf Johann Cerise.

Der edle Herr suchte seines Landes Wohlfahrt zu fördern in jeglicher Weise; er hielt Gesetz und Ordnung aufrecht mit kraftvoller Hand, er baute Städte und Kirchen und setzte christliche Priester ein, damit der Glaube an den Heiland der Welt und den Gott der Liebe, den er gelehrt, sich immer mehr befestige, und das Volk erkenne, was zu seinem wahren Heile diene.

Als treue Gehilfin stand dem Grafen zur Seite seine fromme Gemahlin, die Tochter eines mächtigen Herzogs. Manches Jahr verstrich dem edlen Ehepaar in ungetrübtem Glücke. Endlich wurde ihnen ein Söhnlein geboren, und nun meinten sie, alle Wünsche ihrer Herzen seien befriedigt. Sie dankten täglich dem Geber alles Guten, der sie so wunderbar gesegnet habe und nannten den Knaben in der heiligen Taufe nach dem Apostel St. Petrus Peter.

Der kleine Peter wuchs kräftig heran, zur Freude seiner Eltern, deren einziges Kind er blieb. Er hörte von früher Jugend an aufmerksam die Lehren weiser Meister, die der Vater an seinen Hof berief; er übte mit Knaben seines Alters gern die Kraft und Gewandtheit seiner Arme, aber er folgte auch, wenn die Mutter ihn rief, in die Hütten armer, notleidender Menschen und brachte ihnen Hilfe, wenn er konnte.

So war allmählich aus dem fröhlichen Knaben ein stattlicher schöner Jüngling geworden. Die Leute freuten sich des zukünftigen Herrn; wenn

Digitized by Google

er durch die Straßen der Stadt schritt, blickten sie ihm nach und sprachen untereinander: „Seht den Sohn unsers gütigen Gebieters, wie schön und stolz er einherschreitet!“ — „Und doch wie gut und freundlich er ist“, meinten andre, „er wird dem Vater gleich ein Herrscher werden, für den wir einst allesamt Gott Lob und Dank sagen müssen.“

Nun geschah es, daß die Herren und Edlen des Landes sich zu einem großen Turnier und Waffenspiel am Hofe des Grafen Johann Cerise zusammenfanden. Viele Ritter aus fremden Staaten hatte der Landesherr eingeladen, denn es wurde ein großes Fest, manche Kurzweil und Spiele aller Art gefeiert, weil Peter, der junge Graf, mit andern Jünglingen seines Alters den Ritterschlag empfangen sollte.

Die Feier war prächtig, wie es sich für den reichen Herrn ziemte; beim nachfolgenden Buhurtspiel tummelten sich die kühnen Kämpfer weidlich umher, besonders aber die jungen Ritter, an ihrer Spitze der mutige Peter. Er war stets voran, scheute den stärksten Gegner, erprobte alte Recken nicht, so daß zuletzt die Ehrenrichter meinten, er habe den ersten Preis verdient. Sein Vater freute sich über des Sohnes Sieg, die Ritter und übrigen Edlen aber sprachen zu einander: „Wie kühn des Jünglings Mut, wie stark und gewandt sein Arm!“

Bescheiden empfing Peter die wohlerworbene Gabe, und wie er nun grüßend durch die Reihen der Frauen und Jungfrauen zu den Eltern hinschritt, da flüsterte es rings umher: „Wie schön er ist, wie hoch und edel!“ Voll freudigen Stolzes ruhte der Mutter Auge auf dem herrlichen Sohne. Der aber setzte sich beim Gastmahl wie immer unten an zu seinen Altersgenossen. Er hörte schweigend, wenn auch mit leuchtenden Augen, auf die Erzählungen der fremden Gäste, die von ihren Fahrten über Land und Meer, von kühnen Abenteuern und tapferen Thaten berichteten.

„Heisa, junger Herr“, rief ihm plötzlich ein schon ergrauter Ritter zu, „Euch behagt unser Reden? Thut Bescheid, junger Freund, ich bring' Euch den Trunk! und dann, folgt meinem Rat! Habt mich zwar heute unsanft zu Boden gestreckt, kecker Fant, und ich sollte .... Doch, bei Gott“, unterbrach er sich selbst, „Ihr seid ein wackerer Kämpe, ich trag's Euch nicht nach. Darum rate ich, säumt hier nicht länger, die Welt liegt Euch offen, nehmt Urlaub von Euren Eltern, lernt andre Sitten und Völker kennen, wie es einem Ritter Eurer Art geziemt.“

„Wär' ich an Eurer Statt“, fiel ein andrer der Gäste ein, „Sohn des Grafen von Provence, ich zöge an den Hof des Königs von Neapolis, holte mir Kränze und Ehrenkronen und würbe um die Gunst der schönen Magelone, die noch keiner gewann, soviel Edle, Fürsten und Grafen auch nach ihr strebten.“

Digitized by Google

„Die schöne Magelone! die holdselige Königstochter!“ riefen die Gäste untereinander, „bei Gott, ein hoher Preis!“

„Dem Tapferen der höchste Lohn!“ begann der erste Sprecher wieder. „Thut's, junger Herr, folgt unserm Wort, wer weiß, welch Glück Euch blüht.“

„Der König von Neapolis ist reich und gewaltig, ein stolzer Herr. Er kennt nur den eignen Willen, und fragt nicht, was andre begehren“, sagte einer der Gäste.

„Sein Töchterlein aber ist sanft und freundlich, gütig wie ein Engel gegen alle Menschen, die sie kennen, und schön wie der helle Tag. Ihre Locken schimmern wie Sonnenlicht“, sprachen andre.

Peter hörte schweigend alle diese Reden. Die fröhlichen Feste gingen vorüber, und als die Gäste heimgezogen waren, trat er zu seinen Eltern, um Urlaub zu begehren; denn es sei Zeit, daß auch er die Welt kennen lerne und durch kühne Thaten Ehre gewinne, wie jeder tapfere Ritter gethan, sagte er.

Wohl weinte die Mutter und wollte ihn nicht lassen, wohl meinte der Vater, es sei nicht von nöten, daß sein einziger Sohn und Erbe in ferne Länder fahre; der junge Held ließ nicht ab mit Bitten; so gaben sie endlich schweren Herzens ihre Einwilligung.

Als nun die Abschiedsstunde kam, hing die Mutter weinend an seinem Halse, und der Vater hielt lange seine Hand in der seinen, als gelte es, für immer zu scheiden.

„Fahre glücklich, mein Sohn!“ sprach endlich der alte Graf; „Gottes Segen über dir! Gedenke meiner Lehren, halte fest an Sitte und edler Zucht, wie es dem wahren Ritter ziemt.“

„Lebwohl, mein Liebling, mein einziges Kind“, schluchzte die Mutter; „nimm hier die drei Ringe, köstlich an Wert; gib sie nur der, die du zu minnen begehrst. Bleibt hell und klar der Edelstein, ist ihre Liebe treu und rein! Lebwohl, mein Sohn! Gedenke unsrer; kehr' bald zurück.“

Noch ein Händedruck, ein Kuß, noch einmal ein Wort des Dankes für alle Güte und Treue, dann riß Peter sich los, schwang sich auf sein Roß und jagte dahin, gefolgt von der glänzenden Schar, die ihm bis an die Grenze das Geleite geben sollte.

Das Herz war dem jungen Helden schwer, aber — Berg und Thal lachten im Sonnenglanz, muntre Bäche plätscherten durch Feld und Flur. Sie rauschten und murmelten gar geheimnisvoll, als wollten sie viel erzählen von Jugend und Glück und fröhlicher Hoffnung. — Peter hielt sein Tier an, er sah zurück; dort hinter dem Hügel versank das Schloß seines Vaters. „Lebe wohl, Heimat!“ rief er, „lebt wohl, ihr Lieben; bald kehre ich euch wieder, mit Ehren gekrönt und vielleicht, vielleicht“,

Digitized by Google

setzte er flüsternd hinzu, „wenn meine Ahnung nicht trügt, bring' ich mit mir, was euer Herz begehrt, ein trautes Töchterlein." Noch ein Gruß hinüber, dann gab er dem Rosse die Sporen und sprengte davon, als gelte es, noch heute sein Ziel zu erreichen.

Zweites Kapitel.

Die schöne Magelone.

In Neapolis, der stolzen Königsstadt, stand Magelone, des Königs Tochter, am Erkerfenster und blickte hinab auf die Stadt und über das Meer, das vom Abendsonnengold beleuchtet wunderbar schimmerte. Im Hintergrund des Zimmers ging die alte Trude, ihre Amme, die Vertraute ihrer Kinderjahre, geschäftig ab und zu.

„Schau' doch, Amme", sprach die Prinzessin, sich umwendend, „wie die Menschen da unten noch immer rennen und jagen, der eine hierhin, der andre dorthin, bis endlich die Nacht ihren dunklen Fittich ausbreitet über alle, hoch und nieder, arm und reich. Und drüben das Meer, es lächelt und schimmert, als bärge es Schätze von Gold und Silber; dann kommt der Sturm mit grimmer Wut und es verschlingt Schiffe und Menschen. Das ist das Ende der Herrlichkeit."

„Ja, Töchterlein", lächelte die Alte, „das ist der Lauf der Welt; die Menschen rennen und jagen und suchen das Glück allüberall, nur da nicht, wo es zu finden ist. Und wenn der Sturm erbraust, dann — aber was hast du Kind? Du hörst mich nicht?"

„Siehst du den Ritter dort auf milchweißem Roß?" flüsterte Magelone, der Alten Hand erfassend. „Wie sein Harnisch glänzt im Abendschein — jetzt, sieh' — er blickt herauf, er neigt sich grüßend!"

„Ein schmucker Junge", schmunzelte die Alte; „viel Dank, edler Herr! Ei, ei; als Abzeichen zwei Schlüssel je auf Helm, Schild und Harnisch; was soll das heißen?"

„Ob er wohl kommen wird morgen zum Waffenspiel auf dem Fürstenplatz?" fragte Magelone.

„Kann schon sein", meinte die Amme; „aber Töchterlein, Töchterlein, was kümmert dich der fremde Reitersmann? Schau' nach Herrn Heinrich von Carpona, dem zu Ehren dein Vater Feste feiert; der ist ein reicher, mächtiger Herr, und dein Vater . . . . ."

„Ist mir Herr Heinrich mehr denn andre?" unterbrach sie Magelone stolz.

Digitized by Google

Graf Peter erblickt die schöne Magelone. S. 154.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

„Was nicht ist, kann werden, wenn es des Vaters Wille ist", lachte die Alte. „Komm', Töchterlein, besieh die Gewande, die ich dir für morgen bereit gelegt; du wirst darin strahlen unter deinen Jungfrauen, wie der Mond in der Sterne Schar."

Auf dem freien Platz vor dem Königspalast hielt noch immer der fremde Ritter auf seinem weißen Roß. Er blickte empor nach dem Fenster, an welchem die Königstochter gestanden hatte, als halte ihn ein Zauber gebannt; endlich wandte er zögernd sein edles Tier und ritt langsam, gesenkten Hauptes nach einer Herberge.

Tags drauf sollte auf dem Fürstenplatz vor den Thoren der Stadt ein großes Rennen und Ritterstechen stattfinden. Fürsten und edle Herren in reichstem Schmucke hatten sich eingestellt, schon saßen auf den Schaugerüsten der König mit seinem Gefolge, Magelone, seine Tochter und ihre Jungfrauen und Frauen, da gab der Herold das Zeichen zum Beginn des Spieles.

Auf stolzem Rappen sprengte zuerst in die Schranken Herr Heinrich von Carpona, ein edler Fürstensohn, und forderte jeden auf, der es wage, mit ihm zu kämpfen, den schönen Damen zu Preis und Ehr! Ein Ritter des Königs von Neapel versuchte mit ihm das Spiel; Herr Heinrich traf denselben so gut, daß er sofort bügellos im Sattel hing, doch strauchelte fast gleichzeitig sein eignes Tier und sank auf die Kniee.

„Sieg! Sieg!" jubelte der Kämpe des Königs, von seinen Freunden unterstützt.

„Eine Lüge ist's!" rief zornentbrannt Herr Heinrich, „dein Speer, der vor Schreck deiner Hand entfiel, brachte meinen Rappen zu Fall, nicht deine Kunst."

„In ehrlichem Kampfe ist der Preis errungen!" schrie jener, „wer wagt zu zweifeln?"

Zornglühend wandte der stolze Herr ohne weitere Worte seinen Hengst, um die Bahn, auf der ihm solcher Schimpf widerfuhr, zu verlassen, da rief eine hellklingende Stimme:

„Nur der Zufall gab dir den Sieg! wahre dich Feigling, elender Prahler!"

Auf milchweißem Rosse sprengte mit geschlossenem Visier ein Ritter daher in silberglänzender Rüstung; die Decke seines Pferdes, Schild, Helm, und Harnisch schmückten silberne Schlüssel. Mit eingelegter Lanze heranstürmend rief er abermals: „Den Staub sollst du küssen, du, der du es wagst, dich fälschlich des Sieges über den tapfersten Kämpfer zu rühmen. Das wirst du erfahren!"

Wütend rannte der Geschmähte auf den kühnen Herausforderer ein; doch er stürzte alsbald von dessen Speer getroffen kopfüber zu Boden.

Digitized by Google

„So mag es jedem Lügner ergehen", sagte ruhig der Fremde und wollte auf seinen Platz zurückkehren, indes Herr Heinrich von Carpona reichte ihm freundlich dankend die Hand und bat um seinen Namen, damit er wisse, wer der starke Held sei, der also für ihn eingetreten. Auch der König schickte seinen Herold, doch der Unbekannte erklärte, ein Gelübde verbiete ihm seinen Namen zu nennen, er sei ein armer Edelmann, indes jederzeit bereit zu kämpfen für Ehre und Recht!

„Er ist's!" flüsterte Magelone ihrer Amme zu. „Es ist der Fremde, den wir gestern gesehen. Erkennst du den weißen Hengst, die silbernen Schlüssel an Schild und Waffenschmuck?"

Sie hörte nicht, was die Alte erwiderte, sie verfolgte mit lebhafter Spannung den Kampf; sie sah, wie der Unbekannte Sieg auf Sieg errang, wie keiner ihm stand zu halten vermochte, und wie er endlich den Ehrenpreis aus ihres Vaters Hand empfing. Er hatte jetzt das Visier aufgeschlagen, sie bemerkte ein jugendlich schönes Angesicht, leuchtende Augen, deren Blick sie traf, daß sie unwillkürlich zu Boden schaute. Als sie wieder aufsah, war er verschwunden.

„Wo ist er?" fragte Magelone ihre Vertraute, „ich muß ihn wiedersehen! Keiner hier kommt ihm gleich."

„Aber wer denn, Kind? wo denn", meinte erstaunt die Alte, doch die Jungfrau erhob sich von ihrem Platze ohne Antwort und schritt nach ihren Gemächern, begleitet von ihrem Gefolge.

Wenige Tage später fand auf Wunsch der Prinzessin ein zweites Rennen statt.

Abermals erschien der Fremde mit den silbernen Schlüsseln, abermals erhielt er den Siegespreis aus des Königs Hand.

„Unbekannt seid Ihr hier", sagte freundlich der Herrscher, „Ihr wollt es bleiben, wie ich höre. Doch werdet Ihr nicht verschmähen, heute unser Gast zu sein."

Der junge Ritter neigte sich tief und sprach seinen Dank aus für des Königs Wohlwollen, dann wandte er sich zu der Königstochter, ein leuchtender Blick traf sie abermals, als gelte nur ihr seine Freude. Auch ihr Herz jubelte: sie sollte ihn sprechen, vielleicht — sie konnte nicht weiter denken, Herr Heinrich von Carpona stand vor ihr und bot ihr nach Sitte höflich die Hand, sie zum Schlosse zu führen.

Beim Gastmahl saß sie neben ihm, doch hörte sie nicht viel von seinen wohlgesetzten Reden; denn ihr gegenüber hatte der Fremde seinen Platz, und ihre Augen begegneten den seinen, so oft sie emporsah. Schien es doch, als sei nur sie für ihn vorhanden, bis endlich der König das Wort ergriff und den Unbekannten mit in das Gespräch zog. Der Herrscher schien großes

Digitized by Google

Wohlgefallen an den munteren, treffenden Antworten seines Gastes zu finden. Als man später nach aufgehobener Tafel mit Scherz und heiteren Spielen sich die Zeit vertrieben, sagte er zu seiner Tochter: „Es ziemt uns den tapfersten Ritter unserer Tafelrunde, wer er auch sei, zu ehren; darum wird mein Töchterlein nicht verschmähen, ein freundlich Wort mit dem Fremdling zu reden, damit es ihm in unserm Kreise wohlgefällt, und er der Wiederkehr nicht vergißt."

Mit Freuden folgte Magelone dem Gebot. Sie trat zu dem Unbekannten, der einsam am Fenster lehnte.

„Nehmt meinen Gruß, Herr Ritter, an meines Vaters Hof", sagte sie erglühend; wieder traf sie ein Blick der blauen Augen, und sie verstummte.

„Warum steht Ihr hier allein?" fuhr sie endlich fort und sah zaghaft zu ihm auf. „Gefällt es Euch nicht in Neapolis? Ist Eure Heimat schöner, denn unsre? Mein Vater will Euch ehren nach Gebühr; wollt Ihr seinen Wunsch und auch . . ", setzte sie abermals errötend hinzu, „den meinen erfüllen und öfter bei uns Einkehr nehmen? Ich möchte hören von Eurer Heimat, Euren Eltern . . . . " Schweigend stand der Ritter vor ihr, nur seine Augen redeten, sie wagte die stumme Sprache nicht zu deuten.

„Wollt Ihr?" fragte sie abermals.

„Ob ich will? Prinzessin ich . . ."

„Der Vater ruft", unterbrach sie ihn hastig. „Auf Wiedersehen, Herr Ritter, zu besserer Zeit."

Sie eilte fort, flüchtigen Fußes, aber der Blick, der ihr folgte, stand ihr vor Augen im Wachen und im Traume. Seine Stimme klang ihr im Ohre Tag und Nacht, überall sah sie die hohe Gestalt, das edle stolze Antlitz. Sie vergaß ihre Blumen, ihre Vögel, nur in Gegenwart der Gäste erschien sie wie früher; sonst saß sie meist still für sich. Sie scherzte nicht mehr, ihr heiteres Lachen schien verstummt.

Besorgt beobachtete die alte Amme ihr seltsames Gebaren, das von Tag zu Tag zunahm.

„Töchterlein, Töchterlein", fragte sie endlich, „was quält dein Herzchen? Sag' mir dein Leid. Hast ja alles, was du begehrst. Schau, ich hab' dich gepflegt dein lebenlang, da darf ich wohl wissen, was an dir nagt, deine Wänglein bleicht und die klaren Augen trübt seit Wochen schon . . ."

„Amme", versetzte Magelone, „willst du mir helfen, mir treu sein, wie immer so lang mir's gedenkt? Sieh', ich muß, ich muß ihn sehen, von ihm hören, wer er ist, wer . ."

Digitized by Google

„Kind, Kind, wie du redest!“ rief die Alte erschrocken. „Des Königs, deines Vaters Wille, hat dir zum Gatten bestimmt den tapferen Ritter Herrn Heinrich von Carpona, und er . . .“

. . . „Was kümmert er mich!“ unterbrach sie Magelone, „ihn meine ich, den Fremden, den Sieger im Turnier. Sahst du ihn, Amme? Weißt du noch, wie vor seinem starken Arme Roß und Mann zu Boden stürzten? Weißt du, wie er nach mir blickte, so heiß, so . . .“ sie brach ab und schlug die Hände vor das Angesicht.

„Kind, Herzenskind“, bat die Alte, „sieh' mich an! Weine nicht, schau, du kennst ihn ja nicht, weißt nicht wer er ist . . . .“

„Edel ist sein Geschlecht, das sagt mir mein Herz, das sagt sein ganzes Wesen“, versetzte sie. „Doch höre mich. Wenn du mich liebst, gehe zu ihm, frage ihn nach Namen und Stand. Du willst nicht?“ setzte sie hinzu, „wohlan, dann kümmere dich auch nicht mehr um mein Thun, laß mich allein mit meinem Leid.“

Sie wandte sich ab und ging hinaus nach der großen Halle, wo des Vaters Gäste zum Mahle sich zu sammeln pflegten. Aber der, den sie unter ihnen suchte, war nicht da.

Spät am Abend des folgenden Tages saß sie wieder einsam in ihrer Kemenate. Sie sann und sann, was wohl geschehen könne, denn täglich sah sie klarer und deutlicher, wie ihres Vaters Wille dahin ging, sie mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen. Ihre Weigerung wurde nicht beachtet, und sie konnte doch dem Gebote nicht folgen. Sie lehnte das schmerzende Haupt an das Fenster, ein kühlendes Lüftchen strich vom Meere kommend über ihr hin, sie schloß die Augen. — —

„Magelone, schau mich an! Sieh, ich bin bei dir“, flüsterte eine Stimme. Sie fuhr auf und sah umher. Wie seltsam: sie saß in einem Garten voll grüner Lauben und Bäume. In der Ferne erhob sich der Vesuv, der Mond stand am Himmel und sein Strahl fiel auf das Antlitz dessen, an den sie soeben gedacht.

„Um der Liebe willen kam ich zu dir aus fernen Landen“, fuhr er fort. „Habe Geduld, bald wird auch mein Name dir offenbar. Nimm diesen Ring als Pfand meiner Liebe und . . . .“

„Magelone! Magelone! schläft das Kind hier am offenen Fenster!“ rief die Stimme der Amme. „Wach' auf! höre, ich bringe dir gute Kunde!“

„Trude, alte Pflegerin, was störst du mich auf aus dem seligen Traum!“ sagte Magelone seufzend. „Ich sah ihn, er sprach von seiner Liebe, er gab mir den Ring.“

Digitized by Google

„Den Ring", lachte die Alte, „da schau, ich hab' auch so ein blankes Dingelchen. Ist's wohl der von dem du geträumt?" fuhr sie fort. „Nun, nimm ihn nur hin und steck' ihn an dein Fingerlein. Ja, ja, er ist ein schmucker Junge. Als ich ihn heute sah in der Kirche, betend nach frommer Ritterweise, da faßte ich mir ein Herz. Sowie er geendet, ging ich zu ihm, sagte ihm, wer ich bin und was euer, dein und deines Vaters Wunsch und Begehr sei."

„So hast du ihn gesehen! mit ihm geredet!" rief Magelone. „Sprich, hat er dir Stand und Namen vertraut?"

„Das Ringlein gab er mir, den Namen wollt' er noch nicht sagen. Edel, sprach er, „ist meine Art, mein Geschlecht. Mehr verlangt nicht zu wissen. Mich bindet ein Schwur, den ich für jetzt nicht lösen kann."

„Edel ist sein Name und Art", jubelte Magelone, „du hörst es, alte Trude. So gehe nun hin, rufe ihn zu mir, sage ihm, Magelone begehre seines Dienstes; sage ihm, ich harre sein in Liebe und . . ."

„Still Kind", unterbrach sie die Alte ernst. „Solch Reden ziemt nicht der Tochter des Königs, nicht der sittsamen Maid. Schweige und harre aus in Geduld; der Tag ist lang, da kann gar viel geschehen."

„Lang ist der Tag", seufzte die Jungfrau, „länger ist die Nacht, wenn die Gedanken auf- und niederstürmen, wenn der Schlummer flieht! O, alte Trude, treue Pflegerin, hilf mir! was soll ich thun, daß ich Ruh und Frieden finde?"

„Bete, Kind! bete still in deinem Kämmerlein. Vertrau' auf Gott, er hat den Fremden hergeleitet, er wird für dich auch sorgen, daß dein Kummer schwindet wie ein Traum."

So sprach die Amme, und Magelone ward ruhiger.

Mehrere Tage waren seitdem verstrichen; wieder saß Magelone einsam in ihrer Kammer, doch nicht trüben Sinnes, sondern das Herz geschwellt von seliger Hoffnung. Sinnend betrachtete sie die zwei blitzenden Ringe an ihrem Finger. „Beide dein Geschenk, teurer Freund", sprach sie für sich, „wenn du ahntest, wie sie dich liebt, der du sie gesandt?" Gestern am frühen Morgen hatte Trude den Fremden in einer Kapelle getroffen, er hatte ihr gesagt, daß die Liebe ihn hierhergezogen, die Liebe zu ihr, der Königsmaid.

„Edel ist seine Art, sein Thun und Wesen", fügte die Alte hinzu, „er ist deiner wert."

Und heute, jetzt, wollte sie ihn herführen, er wollte selbst mit ihr reden. Sie sollte ihn wiedersehen, seinen Namen erfahren — ach, der Name! was kümmerte er sie und — horch! Schritte auf der Treppe! sie nahen! Die Thüre öffnet sich! . . . Erglühend, verwirrt, erhob sich

Digitized by Google

Magelone von ihrem Ruhesitz, der Fremde stand vor ihr; sie hörte kaum, was er sprach. Sie sah nur, wie er vor ihr niedersank, ihre Hand ergriff und — sie konnte nicht widerstehn — sie beugte sich herab, sie erwiderte den Kuß, den er auf ihre Lippen drückte.

„Nun bist du mein", sagte er, „meine Geliebte, meine Braut. Ich habe erreicht, was meines Herzens Sehnsucht war, seit ich von dir gehört, von deiner Tugend, deiner Schönheit, seit ich dich mit eignen Augen geschaut. Zwei Ringe sandte ich dir, nimm hier den dritten, das kostbarste der drei Kleinodien. Bewahre sie wohl als Wahrzeichen deiner und meiner Liebe. Als ich auszog, dich zu finden, gab mir sie die Mutter zum Abschied, daß ich sie der verleihe, die ich zu minnen begehre, und sie sprach: Bleibt hell und klar der Ringe Stein, ist ihre Liebe echt und rein! Sieh wie sie leuchten."

„Es funkelt das Gold, es blitzet der Stein, treu ist meine Liebe, echt und rein", erwiderte Magelone. „So will ich sie wohl behüten die Ringe, als köstlichen Schatz und sie einst deiner Mutter zeigen, daß sie die Wahrheit erkenne."

„Höre denn, Geliebte", fuhr der Ritter sich erhebend fort, „höre, wes Standes und Namens der ist, den du erwählt. Nicht der Gunst des Schicksals, nur sich selbst und Gottes unendlicher Güte wollte er sein Glück verdanken, deshalb schwur ich, meine Herkunft geheim zu halten. Ebenbürtig bin ich einem jeglichen an deines Vaters Hof; der Oheim des Königs von Frankreich, Graf Johann Cerise von Provence, steht wohl keinem an Rang und Adel nach. Und ich bin Peter, sein einziger Sohn."

„Deine Liebe ist mir mehr als Adel und Rang", sprach die Jungfrau, „und wärst du als niederer Knappe geboren, sie wäre dennoch mein höchstes Gut."

Noch viel und lang redeten die beiden zusammen; er erzählte ihr von seiner Heimat, von seinen Eltern, die seiner harrten in Sehnsucht und Liebe, sie sagte ihm vor ihrer Mutter, die sie früh verloren, von ihres Vaters stolzem, hochfahrendem Sinn, und wie er willens sei, sie mit Herrn Heinrich von Carpona zu vermählen, den sie nicht lieben könne.

„Schwer wird es sein, ihm entgegenzutreten", schloß sie, „aber jetzt muß es gelingen. Gott hat uns gnädig vereint, so vermag nichts uns zu scheiden."

Sie beschlossen, ihre Liebe vorerst geheim zu halten bis zu gelegener Stunde; auch seine Abkunft wollte Peter noch fernerhin verschweigen; „denn", meinte der junge Held, „dein Vater liebt tapfere Thaten und hohen Sinn und nur dadurch, nicht durch meiner Ahnen Zahl will ich dich mir erringen, wie ich schon sagte."

Digitized by Google

Trude, die alte Amme, war wieder eingetreten; sie schüttelte bedenklich das Haupt bei des Ritters Worten, aber sie wußte auch keinen besseren Rat, als geduldig zu warten und zu hoffen, daß der König andern Sinnes werde.

Drittes Kapitel

Das Turnier.

Tage und Wochen flogen den Glücklichen vorüber wie ein Traum; sie sahen sich täglich, wenn auch selten allein; ein Blick, ein Wort, ein Händedruck genügte. Sie fragten nicht nach der Zukunft, die Gegenwart war so schön.

Zu dieser Zeit berief der König abermals Ritter und Edle zu einem großen Turnier an seinen Hof. Sie fanden sich ein aus aller Herren Länder, aus England, Böhmen, Rußland, Frankreich, Savoyen und überall. Da war vor allen Herr Friedrich von der Krone, ein Verwandter des Königs von Frankreich. Der hatte einst die schöne Magelone gesehen und war gekommen, um ihre Gunst zu werben. Sie jedoch beachtete ihn nicht; so gedachte er beim Ritterspiel sich hervorzuthun und meinte dadurch sein Ziel zu erreichen.

Auf dem Festplatz war alles geordnet; reich geschmückt sprengten die Ritter auf die Bahn; allen voran Herr Friedrich von der Krone, stolz und siegesbewußt. Ihm folgte Herr Heinrich von Carpona auf seinem Rappen. Der Blick des Ritters flog empor zu der holden Königstochter, sie aber sah ihn nicht; sie schaute nur nach dem einen, der dort ganz zuletzt erschien mit geschlossenem Visier, kenntlich an der silberglänzenden Rüstung, an den Schlüsseln, die er als Abzeichen trug, dem heiligen Petrus, seinem Schutzpatron, zu Ehren, wie er ihr einst erklärt hatte. Magelonens Augen leuchteten nicht auf, wie sonst, als er grüßend den Speer hob, still und bleich saß sie unter ihren Jungfrauen. Heute vor Beginn des Festes hatte ihr der Vater abermals erklärt, nur Heinrich von Carpona, kein andrer, werde ihr Gemahl. Was sollte sie thun, seinen Willen zu ändern?

Trompetengeschmetter verkündete den Beginn des Kampfes, sie achtete es kaum. Sie sah nicht, wie Friedrich von der Krone beim ersten Anprall, getroffen von dem tapferen Lancelot von Valois, den Sattel räumte, wie hier und dort ein Kämpfer fiel, erst als Peter selbst mit eingelegter Lanze heranstürmte, mit Lancelot zusammentraf und beide Ritter mit ihren

Digitized by Google

Rossen sanken, schrak sie auf. Ein leiser Schrei entrang sich ihren Lippen, „er gefallen!“ — Doch schon saßen beide wieder im Sattel. Ein zweiter Zusammenstoß — und, wie vom Blitz getroffen, kopfüber stürzte der wackere Lancelot zur Erde, daß er besinnungslos fortgetragen werden mußte.

Tiefatmend, hoch zu Roß, hielt Peter mitten auf der Bahn; er blickte empor zu Magelonen, die unfähig, ihren Jubel zu verbergen, strahlenden Auges auf ihn nieder sah.

„Warum so säumig, Herr Ritter mit den Schlüsseln!“ rief eine kräftige Stimme. „Seid Ihr schon kampfesmüd, oder getraut Ihr Euch den Strauß mit mir zu wagen? Ich bin Jakob von Provence, nicht ganz unbekannt in der Ritterwelt.“

Peter wich unwillkürlich zurück. Es war sein eigner Oheim, der ihn nicht erkannte, denn er hatte das Visier geschlossen. Mit dem Bruder seines Vaters, der ihm selbst den Ritterschlag gegeben, wollte und durfte er seine Kraft nicht messen.

„Einen Dienst habe ich Euch erwiesen“, lachte Jakob zornig, als Peter Einwände versuchte. „Pah, so thut mir das Gleiche, versucht Euch mit mir im Spiele der Waffen oder, bei Gott, mich deucht, Euer Arm ist schwach, Euer Mut gering.“

Schweigend hob Peter die Lanze und stellte sich auf zum Kampf.

„Drauf!“ schrie Herr Jakob, und die Rosse stürmten vorwärts. Krachend zersplitterte des Oheims Speer an dem Harnisch des unerkannten Neffen, der aber saß unbeweglich im Sattel wie der Fels im Meer, die eigne Lanze hoch erhoben.

„Seid Ihr toll, Herr Ritter!“ rief Jakob zornig, „was lenkt Ihr den Speer zur Seite, ohne mich zu berühren? Drauf! noch einmal!“

Wieder trafen die Kämpfer aufeinander, abermals hob Peter im letzten Augenblick den Speer, daß er ohne zu treffen vorüberglitt; sein Gegner jedoch, durch die Wucht des eignen Stoßes aus dem Sattel gehoben, fiel ziemlich unsanft zu Boden.

Sogleich eilten Knappen herzu, den Gestürzten aufzurichten.

„Alle Wetter!“ rief dieser und blickte staunend den jungen Degen an, der so ruhig auf seinem Rosse hielt, als sei nichts geschehen; „alle Wetter, nun ist's genug. Blitz und Donner, wenn das mein Neffe wüßte! Ist auch ein wackerer Kämpe, aber Euresgleichen — dazu gehört mehr. Senkt nur den Speer, ich bin zufrieden. Doch, wenn's Euch recht ist, sagt mir, wie Ihr heißt.“

„Ein Name ist nur ein Klang, ein leerer Schall, edler Herr“, versetzte Peter ruhig, „die That macht den Mann. Gehabt Euch wohl, da Ihr, wie ich hoffe, nicht großen Schaden genommen habt.“

Digitized by Google

Er neigte sich grüßend und trabte von dannen. Herr Jakob von Provence blickte ihm lange nach.

„Den sollt' ich kennen", brummte er, „aber, alle Blitz! ich glaube, ich habe genug heute und morgen. Toller Sturz. Wetter und Hagel!"

Auf seinen Knappen gestützt, hinkte er mühsam nach seiner Herberge.

Unterdessen nahm das Rennen seinen Verlauf; noch mancher Ritter wagte mit Peter den Speerstoß, doch blieb er Sieger in jedem Kampf. Der Tag neigte sich, Herolde verkündeten das Ende des Turnieres. Zu Magelonens Füßen kniete der junge Graf; sein Visier war aufgeschlagen, leuchtend vor Glück und Liebe sah er zu ihr empor, und sie, dem Winke des Vaters gehorchend, neigte sich zu ihm und drückte eine Lorbeerkrone auf seinen Helm.

„Dem tapfersten Kämpfer den höchsten Lohn", flüsterte sie; ihre Stimme bebte, als unterdrücke sie ein Schluchzen; fragend sah er sie an — — Trompetengeschmetter, nicht endenwollender Jubel riefen ihn zur Wirklichkeit zurück. Er erhob sich, der König trat zu ihm, redete freundliche anerkennende Worte, ob seiner Tapferkeit, man rief und winkte ihm von allen Seiten, er indes sah noch immer Magelonen an, sie war so bleich wie nie zuvor. Und jetzt schritt Herr Heinrich von Carpona zu ihr, faßte ihre Hand, als sei das sein Recht, und führte sie fort. Triumph lag auf dem stolzen Antlitz des edlen Herrn, er blickte nach dem Sieger höhnisch, als wolle er sagen: „Trage den Ehrenkranz, namenloser Fremdling, ich nehme, was mir gebührt."

Noch immer stand Peter unbeweglich auf seinem Platze, da berührte eine Hand leise die seine und eine Stimme flüsterte: „Heute Abend, am Gartenpförtchen, säumt nicht." Es war Trude, die alte Amme, die eilends unter der Menge verschwand.

Viertes Kapitel.

Die Flucht.

Eine Ampel beleuchtete mit mattem Schein Magelonens Gemach. Sie lehnte auf einem Ruhesitz und harrte des Augenblicks, wo die Amme ihrem Versprechen gemäß den jungen Grafen von Provence zu ihr führen sollte. Wie trübe und verweint ihre Augen waren. Es war das erste Leid, das sie traf; sorglos hatte sie bis jetzt gelebt, all ihre Wünsche waren erfüllt worden und nun — die Pforte öffnete sich, er trat ein; sie eilte ihm entgegen und vergaß für den Augenblick alles, was sie quälte.

Digitized by Google

Dann aber hub sie an zu erzählen, wie ihr Vater fest entschlossen sei, sie um jeden Preis dem ungeliebten Manne zu geben, wie er ihr Flehen nicht achte, ihre Klage verlache und den Tag nach dem Feste zu ihrer Verlobung bestimmt habe.

„Wild brauste er auf in rasendem Zorn, als ich bei meiner Weigerung beharrte", fuhr sie fort. „Hüte dich, rief er, wird meine Ahnung wahr, hast du dir gegen meinen Willen einen andern erwählt, und sei er eines Königs Sohn, mein Arm wird den erreichen, der dich verlockt, dem Vater, deinem Gebieter, zu widerstehen. Zum letztenmal, gehorche, oder! . . . er ging, ließ mich allein. O, mein Geliebter, was soll geschehen, was soll ich thun?"

„Mein eigen bist du", sprach Peter, die Weinende an sich ziehend, „mir hast du dich verlobt vor Gottes Angesicht; wohlan, so ist auch meine Heimat die deine. Wisse, meine Eltern harren meiner mit sehnendem Herzen zwei Jahre schon. Du allein hieltest mich fern, ziehe mit mir gen Provence, ich will dich behüten auf der Fahrt mit treuem Sinne; daheim wartet deiner ein Vaterhaus, ein Mutterherz."

„Ein Mutterherz", wiederholte sie, „deine Mutter! wird sie die Entflohene, die Fremde liebend aufnehmen? Werde ich dort Ruhe finden?"

„Liebe und Glück erwarten dich", rief er. „Auf! meine Geliebte, meine Braut! rüste zur Fahrt. Um Mitternacht harre ich dein an der Pforte des Gartens."

Stunde um Stunde verrann; Magelone hatte alles bereit; ihre Dienerinnen, selbst die alte Trude, waren entlassen, denn auch sie, die treue Pflegerin, durfte nicht ahnen, was geschehen sollte. Wohl verwahrt in Taschen ihrer Gewänder trug die Königstochter all ihr Gold und ihre Kleinodien bei sich; nun stieg sie sachte die geheime Treppe hinunter und betrat den Garten. Sie schlüpfte geräuschlos durch die schmalen Pfade und stand bald an der engen Gitterpforte. Noch einen Blick warf sie zurück auf den stolzen Palast ihres Vaters; aus der Ferne klang das Rauschen des Meeres herüber, leise regten sich die Blätter der Bäume im Wind, sonst alles still und dunkel, dunkel wie die Zukunft, die vor ihr lag. Am wolkenbedeckten nächtlichen Himmel stand freundlich leuchtend ein einzelner Stern. Zagend sah die Jungfrau empor:

„Friedlich ziehst du deine Bahn", sprach sie flüsternd, „sag', heller Stern, bist du uns ein Zeichen des Glückes, ein Zeichen, daß Gott unsere Liebe behütet?"

„Magelone, komm, ich harre dein", klang es wie eine Antwort auf ihre Frage vom Gitter herüber. Entschlossen öffnete sie, trat hinaus, und da stand er, ihrer wartend; er faßte sie in seine Arme, er drückte sie an

Digitized by Google

seine Brust, sie vergaß ihre Angst und alle Sorge. Dann hob er sie auf den für sie bereitstehenden Zelter, schwang sich selbst auf sein edles Roß, „Gott mit uns!“ rief er, und fort jagten die mutigen Tiere weiter, immer weiter in die unbekannte Fremde. Im Dunkel der Nacht versank die Stadt am Meer, die hochragende Burg des Vaters, und der Berg geschmückt mit der Flammenkrone.

Ohne Aufenthalt, die ganze Nacht, setzten die Flüchtlinge ihren Weg fort, bis der Tag anbrach, der sie zu rasten zwang. Zwischen Felsen und dichtem Gehölz, nicht weit vom Meeresufer fand Peter ein verborgenes Plätzchen. Dort lagerten sie sich; die Pferde weideten im üppig wachsenden Gras, sie labten sich an den mitgenommenen Vorräten und plauderten von ihrer Liebe und glücklicher Zukunft. Von Anstrengung und Aufregung erschöpft, lehnte Magelone das Haupt an Peters Brust, die Müdigkeit überwältigte sie, und sie schlief ein; sie war ja bei ihm in sicherer Hut.

Ein kühler Luftzug, der über ihre Stirne hinstrich, weckte die Schlummernde aus süßem Traum. Sie richtete sich auf, sie blickte verwirrt umher: der Sonne letzter Strahl erlosch am Horizont, die Pferde wieherten und stampften laut, gewiß, es war Zeit, die Fahrt zu beginnen. Doch, wie seltsam! sie war allein. Wo war Peter, der geliebte Freund? Sie rief seinen Namen in den Wald hinein, keine Antwort kam zurück; alles blieb still, nur das Meer rauschte eintönig fort und fort. Und wieder rief sie, lauter und lauter; sie suchte hinter Felsen und wildem Gestrüpp, umsonst, umsonst, alles still; still wie das Grab: „Wo bist du? wo säumst du? O, mein Geliebter, komm! komm zurück!“ Vergebens war ihr Rufen, ihr Weinen und Klagen. Sie irrte umher, von Angst gequält, bis ihr die Stimme versagte, bis sie erschöpft zusammensank.

„Er hat mich verlassen! weh mir, mein Geliebter, mein Bräutigam, mein Gatte, was that ich dir?“ klagte sie leise. „Warum läßt du mich einsam in der wilden Einöde?“ Dann blieb sie stumm, bewegungslos liegen, und die Blätter der Bäume flüsterten und raschelten, scheue Tiere huschten flüchtig vorüber, Nachtvögel kreischten in der Nähe und Ferne, sie hörte es nicht.

Die Nacht verstrich mit ihren Schrecken, die Sonne ging auf; ein lichter Strahl fiel auf die bleiche Frauengestalt, die regungslos am Boden lag. Sie öffnete die Augen, erhob das müde, schmerzende Haupt und sah umher.

„Allein, ganz allein“, murmelte sie; „mein Gott, mein Gott, du strafst mich schwer. Ist meine Sünde so unendlich groß? Ich folgte dem Rufe der Liebe, und er, um den ich das alles gethan, er — doch nein!“ rief sie aufspringend, „nicht ihn trifft die Schuld. Er leidet gleich mir!

Digitized by Google

Vater im Himmel, du sendest uns die Prüfung, gib auch Kraft zum Ertragen! Ich will harren und hoffen in Glauben und Liebe, bis deine Gnade uns wieder vereint."

Sie wandte sich zum Gehen und erkannte bald, daß sie sich nahe der Stelle befand, an der sie gestern so selig entschlummert war. Dort standen noch die Pferde angebunden an Bäume. Sie ging und löste die Zügel.

„Geht", sprach sie weinend, „ich bedarf eurer nicht. Geht, sucht euren Herrn in der weiten Welt."

Die Tiere blickten sie an, als verständen sie ihre Worte. Der Lieblingshengst des Verschwundenen bäumte sich hoch auf und setzte im Sprunge über den nächsten Felsen dem Meere zu, gefolgt von seinem Gefährten.

Fünftes Kapitel.

Die Pilgerin.

In der großen Peterskirche in Rom sammelten sich die Andächtigen zum Gebet. Ritter, Edle und Knechte, Männer und Frauen, Arme und Reiche. Sie kamen alle und brachten ihre Sorgen und Ängste dem Ewigen dar, daß er die wunden, müden Herzen heile, Trost und Friede spende.

An einer Säule in der Nähe des Hochaltars kniete Magelone. Ein schlichtes Pilgerkleid umhüllte die schöne Gestalt, ein dichter Schleier verbarg ihr Angesicht. Nach mühsamer Wanderung war sie gen Rom gekommen; sie hatte unterwegs mit einer Wallfahrerin das Gewand getauscht, niemand vermochte in der grauen Pilgerin die stolze, schöne Königstochter zu erkennen.

Nun kniete sie hier in Gottes heiligem Dom und betete für den Verlorenen, betete um Kraft für sich. Sie merkte nicht, wie sich die weiten Hallen immer mehr füllten, sie achtete nicht des Flüsterns und Raschelns rings um, bis eine wohlbekannte Stimme ihr Ohr traf. Sie sah erschrocken auf und barg sich tiefer in ihren Winkel, denn der Ritter, welcher mit reichem Gefolge an ihr vorüberschritt, war ihr eigner Oheim, der Bruder ihres Vaters. Ungeachtet der Heiligkeit des Ortes sprach er heftig, wenn auch mit gedämpfter Stimme mit seinem Begleiter.

„Spart Eure Worte", hörte sie ihn sagen, „Ihr wißt nicht, was Ihr

Digitized by Google

redet. Was bewog sie, dem Vater zu widerstehen? Liebe, sagt Ihr? Was ist Liebe, wer fragt danach? Gehorsam war ihre Pflicht! Gerecht ist des Vaters Zorn, und ich sage Euch —" er brach ab, denn der Bischof trat zum Altare, und die heilige Handlung begann.

Den Pilgerschleier tief herabgezogen lehnte die Flüchtige an der Säule, zitternd wartete sie, bis die Messe vorüber war, dann verließ sie das Gotteshaus und eilte flüchtigen Fußes durch die Straßen der Stadt.

„Gerecht ist des Vaters Zorn", klagte sie. „Mein Gott, mein Gott! er würde mich zerschmettern! Und ich konnte, ich kann nicht gehorchen, ich muß auch dulden und büßen darum."

Sie erreichte das städtische Spital, fand bei den frommen Schwestern Aufnahme und hielt einige Tage Rast. Sie ging mit zu den Kranken, leistete den Pflegerinnen Hilfe in ihrem schweren Amt, doch sie hatte nicht lange Ruhe, sobald sie konnte, machte sie sich auf und wanderte weiter nach Genua. Dort fand sie ein Schiff, das sie hinübertrug nach der Provence, denn in der Heimat des Geliebten meinte sie ihm näher zu sein, vielleicht von ihm zu hören.

In Aiguesmortes, einer kleinen Hafenstadt, legte das Fahrzeug an. Sie erhielt Herberge bei einer alten Frau, die gern der frommen Pilgerin Speise und Trank darbot und viel nach ihren Wallfahrten und ihrem Aufenthalt in Rom fragte. Magelone erzählte mancherlei, aber sie forschte auch im Laufe des Gesprächs nach den Sitten des Landes, nach dem edlen Grafen von Provence und seiner Gattin, von denen sie schon gar viel gehört habe.

Da begann die alte Frau redselig zu berichten, wie fromm und gut der Herrscher und seine Gemahlin seien, wie beide nur dächten, das Land zu beglücken, und wie sie doch selbst ein tiefes Leid trügen um den einzigen Sohn, der spurlos verschwunden sei. Schluchzend barg Magelone das Antlitz in beide Hände: ja, verschwunden! verloren! vielleicht für immer!

Verwundert betrachtete die Wirtin die Weinende und meinte, wer so für fremdes Leid mitfühle, müsse ein edles Gemüt haben.

Mühsam suchte sich die Pilgerin zu fassen. Sie trocknete ihre Thränen, dann bat sie ihre Wirtin, ihr einen Ort anzugeben, wo sie Gott und den Menschen dienen könne, wie es ihr gezieme. Sie sei des Wanderns müde.

Die Alte bezeichnete ihr eine Insel draußen im Hafen, die man den Heidenport nenne, als eine solche Stätte. Dort legten tagtäglich Schiffe aus aller Herren Länder an, versicherte sie, und gebe es der Armen und Kranken genug, deren Elend zu lindern ihr vielleicht gelingen möge, wenn sie die Kraft dazu fühle.

Digitized by Google

Magelone ließ sich tags darauf nach der Insel fahren; sie fand alles, wie es die gute Alte gesagt hatte, und das kleine Eiland, vom wogenden Meere umrauscht, gefiel ihr gar wohl. Sie beschloß ihren Wohnsitz daselbst aufzuschlagen; hier würden sie die Späher des Vaters nicht aufsuchen, hierhin würden vielleicht fremde Seeleute eine Kunde bringen von dem Verlorenen.

Sie ließ von ihren wohlverwahrten Schätzen eine kleine Kirche und ein Spital bauen, und nannte das Gotteshaus zum Andenken „die St. Peterskirche".

Still und fromm verlebte sie an dem einsamen Orte manches Jahr. Sie pflegte Kranke, tröstete Betrübte und suchte Not und Elend zu lindern nach Kräften. Als ihre eignen Mittel bald erschöpft waren, halfen reichliche Spenden wohlthätiger Menschen nach. Der Name des Kirchleins, des Spitals und besonders der Ruf der frommen Pilgerin, wie man Magelone gern nannte, drang bald weithin.

Edle Damen, Herren und Fürsten, kamen sie zu sehen, in der Kapelle zu beten und von der Vorsteherin Rat zu holen. Alt und jung rühmten ihre Weisheit und Milde. Wenn sie erschien, die edle Gestalt im schlichten grauen Gewand, das Antlitz vom Pilgerschleier halbverborgen, daß man nur die schönen Augen erblickte, die da aussahen, als hätten sie viel geweint, so neigte sich in Ehrfurcht gar manches stolze Haupt.

Unter den Gästen, die oftmals das Spital und die Kirche St. Peters besuchten, waren auch der Graf und die Gräfin von Provence. Sie kamen einst gebeugt von Kummer um den verschwundenen Sohn, und wie auch Magelonens Herz zitterte beim Anblick der Trauernden, sie blieb ruhig und standhaft. Sie sprach Worte des Glaubens und des Trostes zu ihnen, sie drängte das eigne Weh zurück und suchte den betrübten Herzen Frieden und Ruhe zu geben.

„Es zieht mich zu Euch, ich weiß nicht warum", sprach die Gräfin zuweilen, wenn sie kam, und auch der Graf erklärte, er bete am liebsten in dem Kirchlein, das seines Sohnes Namen trage.

Einstmals jedoch erschien die Gräfin allein. Sie betrat nicht zuerst die Kirche, sondern eilte sofort in Magelonens Gemach, wo sie weinend und klagend auf einen Stuhl sank. Magelone fragte bestürzt, was geschehen sei, was sie aufs neue betrübe.

„Mein Sohn ist tot, mein einziges Kind", schluchzte die Mutter, „seht her, das brachte mir heute ein Fischer, er fand es im Bauch eines Fisches."

Mit zitternden Händen zog sie ein Tüchlein hervor, roter Zindel (Seide) an schmalem Band. Das schlug sie auseinander: drei glänzende

Digitized by Google

Ringe mit edlem Gesteine geziert, lagen darinnen. „Die Reife", fuhr die Gräfin fort, „gab ich einst dem Scheidenden zum Angedenken; ein heiliger Mann hatte ihnen wunderbaren Segen verliehen. Er hätte sie nimmermehr von sich gelassen; o, es ist kein Zweifel! mein Sohn, mein Liebling, weh mir! du bist tot!"

Still und bleich wie ein Marmorbild stand Magelone vor der Weinenden.

Die Ringe! ja die Ringe, die kannte sie wohl! Die hatte er ihr gegeben in vergangener seliger Zeit, als Zeichen seiner Liebe. Sie kannte den Zauber, den sie bargen, und sie hatte sie selbst, in dem Tüchlein verwahrt, an dem seidnen Band um den Hals getragen bis — ja bis zu der Stunde, da auch er verschwand. Sie hatte ihrer nicht mehr gedacht in all dieser Zeit und nun lagen sie hier und er — er — sie wandte sich ab, eine Thräne rann über ihr Angesicht.

Gewaltsam zwang sie sich zur Ruhe; vor dem Schmerz der Mutter mußte das eigne Leid weichen.

„Verzaget nicht, edle Frau", sprach sie sanft. „Gottes Ratschlüsse sind wunderbar, der schwache Menschengeist vermag sie nicht zu fassen. Bändigt den herben Schmerz, gedenkt Eures Gatten, der Eurer noch bedarf. Glaubet an Gottes Barmherzigkeit und Liebe und harret aus in der Hoffnung, die nimmer läßet zu schanden werden."

So sprach die fromme Jungfrau, und die edle Frau schied von ihr beruhigt. Sie aber wandte sich zur Kapelle, sie sank an dem Altare nieder, barg das Haupt in die Hände und weinte bitterlich zum erstenmal seit langer Zeit. Dann verharrte sie im Gebet, bis der Abend anbrach und sie sich erhob, sanft und still wie immer, die Pflichten erfüllend, die sie sich auferlegt!

Einige Tage später landete ein stattliches Schiff an der Insel. Der Patron begehrte die Vorsteherin des Spitals zu sprechen. Als Magelone erschien, erklärte er, da habe er vierzehn Fässer, gefüllt mit Salz. Sie seien nicht sein Eigentum, allein der Fremde, der die Fracht mit auf sein Schiff gebracht, sei auf seltsame Weise verschwunden, als er einmal an eine Insel angelegt habe, um süßes Wasser einzunehmen. Vielleicht hätten wilde Tiere ihn verschlungen, denn er habe auf kein Rufen geantwortet und sei von keinem derer, die nach ihm gesucht, gefunden worden. So vermeine er, der Patron, das wunderliche Gut des armen Mannes könne vielleicht dem St. Peters-Spital von Nutzen sein.

Die schöne Magelone nahm das Geschenk an. Wenige Tage später fehlte es an Salz, so ging sie selbst und öffnete das erste Faß. Sie staunte nicht wenig, als sie entdeckte, daß unter dem Salz ein reicher

Digitized by Google

Schatz an Gold und Kleinodien verborgen war, und zwar nicht nur in dem einen, sondern in sämtlichen Fässern. Lange saß sie und sann, was sie mit dem reichen Hort thun solle. Endlich erhob sie sich entschlossen.

„Wer du auch sein magst, armer Mensch, der dies besaß", sprach sie, „Gott sei dir gnädig und barmherzig! Ich will im Gebet deiner gedenken und mit deinem Golde Segen schaffen." Sie that nach ihren Worten; das Hospital wurde größer und zweckmäßiger ausgebaut, das Kirchlein mit Bildwerk schön verziert, daß die Leute staunend die Pracht sahen und meinten, die fremde Pilgerin müsse wohl ein Wesen höherer Art sein, da sie solche Wunder vollbringe.

Sie aber blieb sich immer gleich; sie pflegte die Kranken, die zu ihr kamen mit sanfter Hand, sie half den Elenden und Armen mit Wort und That, sie hatte für jeglichen Trost und Hoffnung bereit und hatte doch selbst nur die eine Hoffnung auf den Tod, der alle Trauer endet.

Sechstes Kapitel.

Wiedersehen.

Der Jahrestag jener Zeit, an der Peter einst aus dem Vaterhause schied, war wieder erschienen; der Graf und die Gräfin von Provence zogen wie alljährlich nach der Insel im Heidenport, sie weinten und klagten um den Sohn, sie beteten in der Kapelle, hörten die sanften freundlichen Reden der frommen Pilgerin und kehrten wieder zurück in ihre traurige, öde Heimat, die keine Freude, kein Ritterspiel und Festgepränge mehr belebte.

Magelone schritt zu ihren Kranken, wie allabendlich. Langsam ging sie von Lager zu Lager. Sie schob mit sanfter Hand die Kissen zurecht, sprach hier ein mildes Wort, dort ein frommes Gebet, oder sie bot einen kräftigenden Trank, eine nahrhafte Speise, und selbst die in Fieberglut lagen wurden sekundenlang stille. Die matten Augen der Unglücklichen leuchteten auf, manche Hand suchte verstohlen ihr Gewand zu fassen, weil schon „diese Berührung Linderung bringe".

So kam sie an das letzte Ruhebett. Der Kranke war erst heute gekommen, sagte die Wärterin. Er warf sich unruhig hin und her; sein Haar und Bart war wirr und lang, seine Stirn glühte. Er antwortete nicht, als sie ihn freundlich anredete, so strich sie ihm mit linder Hand das Haar zurück, kühlte sein Gesicht mit Wasser und empfahl ihn der Wärterin zu besonderer Pflege.

Digitized by Google

Am andern Tag, als sie zur gewohnten Stunde ihren Gang durch das Spital antrat, erblickte sie abermals den Fremden. Er saß angekleidet auf seinem Lager und bemerkte sie nicht, denn er hatte das Antlitz in beiden Händen verborgen und stöhnte zuweilen, wie in stummer Qual.

„Armer Mann", sagte sie sanft, „es ist kein körperliches Leid, das Euch drückt. Sagt mir, was Euch ängstigt und quält, vielleicht kann ich helfen."

„Helfen!" erwiderte er, „das kann nur Gottes, keines Menschen Hand. Wer gäbe mir wieder, was ich verlor?"

„Für jedes Leid und sei's auch noch so schwer, ist Hilfe nah, wenn wir sie suchen", sprach sie. „Fasset Mut, mein Freund, vertraut auf den, der aller Schicksal lenkt, so findet Ihr den Weg, wenn nicht zum Glücke, so doch zum Frieden."

„Frieden!" rief er, „Frieden, wenn die Erinnerung lebt! wenn sie täglich, stündlich wachruft, was gewesen ist! Ihr wißt nicht, mit wem Ihr redet, kennt nicht mein Geschick, das Schicksal eines Mannes, der, geliebt von seinen Eltern, alles besaß, was eines Menschen Herz erfreut. Alles, nur eines nicht, die Liebe einer Jungfrau, von der man ihm gesagt, wie sie herrlich sei vor allen Frauen der Welt. Er zog aus, das hohe Glück zu erwerben; er fand sie, die er suchte, schön wie ein Engel des Lichtes, hold und rein; und er gewann ihre Liebe, der Erde höchste Seligkeit!" Der Fremde hatte sich aufgerichtet, seine Augen leuchteten in der Erinnerung an jene Zeit; er strich das Haar aus der Stirne, und sie starrte ihn an, ihre linke Hand ergriff die Lehne des Sessel, als bedürfe sie der Stütze. Sie kannte ja diese Züge, diese Augen, deren Blick einst in ihr Herz gedrungen war, daß es erwachte aus dem friedlichen Traume der Kindheit zu seligem Glücke, zu tiefstem Leid. Sie kannte die Stimme, deren schmeichelnder Klang ihr Ohr bethört, daß sie, alles vergessend, mit ihm gewandert wäre über die ganze Erde. Er war es selbst, der Langverlorene, Langbeweinte, er sah sie an und erkannte sie nicht. Sie drückte die Rechte auf das pochende Herz und lauschte bebend in tiefer Erregung, wie er weiter berichtete, von ihrer Liebe, von der Flucht aus Neapel, der Rast in der Einöde, und wie sie entschlief in seinem Schutze, süß und sanft wie ein Kind an der Mutter Brust.

„Wie ein Engel der Unschuld lag sie schlummernd", fuhr er fort, „und ich saß und wachte; ich dachte nur sie und sah nur sie, die eine allein, die mir glaubte, mich liebte. Um ihren Hals trug sie ein schmales rotes Band, das nahm ich in die Hand, spielend, gedankenlos; die Schlinge die es knüpfte, löste sich, es fiel zur Erde, und ich hob es auf. Ein Tüchlein, roter Zindel, war sorgsam daran befestigt und drinnen wohlverwahrt

Digitized by Google

waren drei Ringe funkelnd von Gold und edlem Gesteine. Ich selbst hatte sie ihr einst gegeben, als Wahrzeichen ihrer und meiner Liebe. Wie leuchtet so helle, so Gold als Stein, ja ihre Liebe ist echt und rein, so sprach ich zu mir und beugte mich nieder zu dem rosigen Munde, der so lieblich im Traume lächelte. Ich vergaß die Ringe, die ich eingehüllt in den Zindel auf einen Stein gelegt, ich dachte nur unserer Liebe, an das Glück unserer Zukunft. Da schwirrte es neben mir; mit rauschendem Flügelschlag schoß ein Seeadler herab, faßte den Zindel und flog davon. Die Ringe, ein Geschenk, ein Andenken meiner Mutter, konnte ich nicht missen. Ich bettete das Haupt der geliebten Braut auf weiches Moos und eilte dem Vogel nach. Er flog dem Meere zu, bis er sich endlich auf einer weitvorspringenden Klippe niederließ. Ein Stein aus meiner Hand traf das gierige Tier, daß es kreischend entfloh, der Zindel entfiel seinem Schnabel, fiel in das Meer, wo er von einer Strömung erfaßt hin und wieder trieb. Vergebens suchte ich die Klippe durch Schwimmen zu erreichen, die Strömung war zu heftig; mit Mühe kam ich an das Ufer zurück. Endlich fand ich in einer Bucht einen leichten Kahn. Ohne Überlegung stieg ich ein, mit einem Stabe rudernd kam ich vorwärts. Dort schwamm noch das Tüchlein mit den Kleinodien. Beinah hatte ich es erreicht, da erfaßte der Strom das schwache Boot und riß es fort, ein Spielzeug der Wellen, fort immer weiter vom rettenden Ufer, von der Geliebten, die einsam schlummerte; und die drei Ringe, die Ursache meines Unglücks, waren verschwunden. Trostlos schwamm ich im lecken Kahn auf dem weiten Meer; ich sah den Tod vor Augen, ich wünschte ihn herbei, denn sie, die Verlassene, was würde sie beginnen, wenn sie erwachend nach mir rief, mich suchte, mich nirgends fand! Wenn sie — o, ich kann sie nicht schildern jene Stunden voll Pein und banger Verzweiflung, das Ende des seligen, wonnigen Traumes! Und heute noch, wenn ich ihrer gedenke, mich frage, wo weilt sie, was ist mit ihr geschehen? Ist sie zu Grunde gegangen in Elend und Not? flucht sie dem Verräter, der sie treulos verließ?" . . . .

„Nein, armer Freund", unterbrach ihn Magelone mit bebender Stimme, „sie flucht Euch nicht, glaubt mir" . . .

Doch er achtete ihrer Worte nicht, er erzählte weiter, wie er von mohrischen Seeräubern aufgefunden gen Alexandrien gebracht und weit fort dem Sultan von Babylon zum Geschenke gemacht wurde. „Als Sklave, entfernt von der, die ich liebte, fern von den Eltern, die sich nach mir sehnten, von der trauten Heimat, lebte ich die lange, bange Zeit. Aus dumpfer Verzweiflung zum Bewußtsein erwacht, fügte ich mich in den Willen des Höchsten und erfüllte meine Pflicht mit treuem Eifer. Das

Digitized by Google

Ein Seeadler raubt die Ringe. S. 172.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

erwarb wir die Gnade meines Gebieters; bald lernte ich die Sprachen des Landes, ich wurde mit Ehren und Würden überhäuft, der edle Herrscher nannte mich seinen Liebling, seinen Sohn — und doch! und doch, ich konnte nicht vergessen. Ich war allein unter ungläubigen Völkern, ich gedachte der Vergangenheit, meiner Eltern, meiner Braut, deren Schicksal ich verschuldet hatte. O, Magelone! Magelone, wie dachte ich dein, sehnte mich nach dir Tag und Nacht! Hat Gott dich behütet, du, schuldlos und rein, wie die Himmlischen droben, dann will ich nicht fürder murren und klagen, doch wo find' ich Antwort auf meine Fragen?"

„Vertraut und hofft auf Gottes Gnade", flüsterte Magelone.

„Ich habe gehofft Jahr um Jahr!" versetzte er finster. „Als der gütige Sultan, fast neun Monate sind es nun, meine Bitten erhörte und mich reich beschenkt in die Heimat entließ, wie jubelte ich auf in freudiger Hoffnung! Doch das Unglück blieb mir getreu, es folgte mir nach über Land und See. Wohl erreichte ich ungefährdet das Meeresufer, ich fand ein Schiff, das mich heimwärts trug, günstiger Wind blähte die Segel, leicht wie ein Vogel glitten wir über die Wellen. An einer Insel wurde gelandet, die Mannschaft begab sich ans Ufer, süßes Wasser zu füllen, und auch ich ging mit den andern. In Gedanken versunken, wanderte ich auf den duftigen Wiesen des kleinen Eilands; die Sonne brannte heiß, ich lagerte mich in dichtem Gehölz, ich sann und träumte von Vergangenheit und Zukunft und ach, ich schlief ein. Lange schlief ich und erwachte mit Schrecken, denn als ich aufsprang, war es dunkle Nacht, und kein Schiff, keine Mannschaft mehr zu sehen. Ob sie mich gerufen, gesucht und nicht gefunden, ich weiß es nicht, ich war zurückgeblieben, ich war allein auf der einsamen Insel. Sie schifften schon ferne, von günstigem Winde getrieben, mit all meiner Habe, den reichen Schätzen, Geschenke des Sultans, die ich wohlverwahrt hatte in Fässern mit Salz, daß niemand sie finden möge."

Magelone horchte auf: Das also war das Gut, das man ihr einst gebracht hatte? Des Geliebten Eigentum war es gewesen, sie hatte es ahnungslos verwendet. Ein Lächeln glitt über ihre Züge, was würde er sagen, wenn er alles erfuhr?

„Das Gold, das edle Gestein war mir verloren", begann er wieder, „doch was kümmerte es mich, ich dachte seiner kaum. Allein blieb ich, verlassen von den Menschen, verlassen, so meinte ich, auch von Gott, zu dem ich vergebens schrie in meiner Verzweiflung. Nicht mehr um Rettung flehte ich, nur um den Tod, daß endlich das qualvolle Leben vorüber sei. Die Nacht verging und der folgende Tag und wieder die Nacht, ich weiß nicht, wie lange es währte, ich weiß nicht, was ferner mit mir geschah. Zum Bewußtsein gelangt, fand ich mich in sorglicher Pflege

Digitized by Google

in einer kleinen Küstenstadt, die man Cragona nennt. Fischer hatten mich aufgefunden, sagte man mir, und in das Spital gebracht. Da lag ich lange in schwerer Krankheit; ich wünschte nichts mehr, ich hoffte nichts weiter als nur das eine, in die Heimat zu gelangen: im Vaterhause, im Mutterarm, da wollte ich sterben und endlich ruhen. Und Gott erhörte mein banges Flehen; von der langen Krankheit schwach und matt, schleppte ich mich mühsam zum Meeresufer. Ich fand ein Fahrzeug bereit. Der Patron, ein Provencale, redete mit mir in den Klängen der Muttersprache, wie berührten sie weich und schmeichelnd mein Herz! Er nahm den Landsmann gern in sein Schiff und mit hierher auf die Insel im Heidenport. „Im Kirchlein St. Peters bei der frommen Pilgerin findet Ihr Heilung", sprach der Patron zu mir, so trat ich herein. Mein Herz ist krank und kann nicht genesen! Wohl bin ich wieder in der teuren Heimat, bald werde ich meiner Eltern Kummer stillen, doch für das eigne Leid und Weh such' ich Linderung bei Euch. Könnt Ihr mir helfen? Wißt Ihr ein Wort, das solches Wunder schafft und mir die wiederbringt, die mir für immer entschwand? O sagt" . . .

Er hielt inne und sah zu ihr empor, die zitternd in tiefster Bewegung vor ihm stand, noch immer die Hand aufs Herz gepreßt.

„Vertraut und hofft"; ihre Stimme bebte, sie enteilte aus dem Gemach, hin zur Kapelle. Sie sank nieder am Altar betend, weinend, doch voll Jubel, voll heißen Dankes gegen den, „der alles wohlgemacht".

Peter blieb zurück, er sah ihr nach wie ein Träumender: Diese Stimme, diese Bewegungen! War ein Wunder geschehen?

Tage vergingen, seine Kraft nahm zu in der sorgsamen Pflege. Noch immer hatte er ihr Antlitz nicht erblickt, das der dichte Pilgerschleier verhüllte. Da bat sie ihn einst, er möge ihr folgen, in ihr Frauengemach, sie wisse ein Mittel, durch das er unfehlbar genese.

Peter folgte dem Ruf, er trat ein in den kleinen Raum, den sie um seinetwillen schön ausgeschmückt hatte mit Blumen und duftigem Grün. Er sah umher, er blickte sie an, die in dem schlichten grauen Gewande vor ihm stand, so unähnlich äußerlich der, die er liebte, und doch und doch — „Löst meine Zweifel!" rief er, „werft die bergende Hülle von Euch! Laßt mich Euer Angesicht schauen. Eure Stimme, Eure Gestalt sind mir süß und vertraut! O sprecht, ist es möglich?" . . . "

Er brach ab, denn der Schleier, das Pilgerkleid fielen zur Erde; umwallt von den langen im Sonnenglanz schimmernden Locken, geschmückt mit reichen Gewändern, stand Magelone vor dem Staunenden; die Freude des Wiedersehens färbte ihre Wangen mit rosiger Glut, und lächelnd wie einst, da er um ihre Liebe warb, sprach sie zu ihm: „Schau mich an,

Digitized by Google

Ungläubiger, ich bin es, Magelone, deine Braut, die du zu schützen, zu schirmen gelobtest, die um dich klagte und litt, dich liebt jetzt und immerdar und nimmer gezweifelt hat an deiner Treue, an Gottes ewiger Güte und Gnade. Er sandte die Prüfung, sie ist bestanden, wir sind vereint, sieh her und glaube."

„Vereint!" wiederholte er, „Magelone, meine Braut!" er sank auf seine Kniee, er faßte ihre Hände, „mein Gott, mein Gott, ich danke dir!" und er barg sein Antlitz in die Falten ihrer Gewänder und weinte.

Am Sonntag darauf berief Magelone den Grafen und die Gräfin von Provence nach der Insel im Heidenport. Sie war selbst hingewandert und hatte den Eltern erzählt, wie Gottes Engel ihr im Traume verkündigt habe, der, um den alle klagten, kehre wieder heim gesund und kräftig.

„So laßt ab von der Trauer", sprach sie weiter, „legt ab die schwarzen Gewänder, die dunklen Hüllen in den Gemächern, denn ich weiß, daß es Engels Wort nicht trügt."

Widerstrebend folgten die Eltern den Bitten der Pilgerin; sie kamen auch, wie jene wünschte, die Messe in dem Kirchlein St. Peters zu hören und folgten ihr dann nach in ihr Gemach. Wieder in dem schlichten Pilgergewand stand sie und erzählte abermals von ihrem Traume. Die beiden schüttelten jedoch traurig die Häupter und meinten, nur ein Wunder bringe die Toten zurück. Da sagte sie lächelnd:

„Ist Gott nicht allmächtig? Was zweifelt ihr? Und wenn es geschähe, was ihr nicht glaubt, wenn er erschiene auf dieser Stelle, gereift an Geist und Körper im Laufe der Jahre, wer weiß, vielleicht kennt ihr selbst ihn nicht mehr."

„Ein Vaterauge, ein Mutterherz, das täuscht sich nicht; es weiß nichts von Raum und Zeit; wie sollten wir unsern Liebling nicht mehr erkennen?"

So redeten die Eltern, und Magelone öffnete die Thür. Er trat herein, verändert von Aussehn, gebräunt von der Sonne. Ein Mann war er geworden in der Schule der Leiden, der blühende Jüngling war verschwunden für immer, und doch war er es selbst, der Heißbeweinte. Die Mutter schluchzte laut: „mein Sohn! mein Kind!" sie hing an seinem Halse, sie wollte ihn nicht lassen, der Vater hielt seine Hand und eine Thräne rann ihm herab in den grauen Bart. „Gelobt sei Gott in Ewigkeit, er segne deine Heimkehr, mein teurer Sohn", sprach er feierlich und wandte sich zu der Pilgerin, die das Wunder vollbracht; sie war nicht mehr da; an der offenen Thür stand eine Jungfrau in königlichem Schmucke, schön und lieblich anzuschauen.

„Wer ist die Fremde", fragte der Graf staunend, und auch die Gräfin

Digitized by Google

sah sie verwundert an. Peter trat zu ihr, er ergriff ihre Hand und zog sie an sich.

„Ihr kennt sie beide", sagte er lächelnd: „Um ihretwillen ging ich hinaus in die Welt, um meinetwillen litt sie viel Angst und Pein. Magelone, die Tochter des Königs von Neapel, ihr habt sie hier gesehen jahrelang; sie ist die fromme Pilgerin von St. Peter.

Dann hub er an und erzählte von all dem, was geschehen war, seit er die Heimat verlassen hatte. Inzwischen strömten immer mehr Leute herzu, man fragte, staunte und forschte, denn die Kunde von der Heimkehr des Fürstensohnes verbreitete sich mit großer Schnelligkeit.

Einige Tage später waren Kirche und Altar zu St. Peter festlich geschmückt. Der alte Graf und die Gräfin führen ihren Sohn und dessen Braut zu dem Priester des Herrn, daß er den Bund ihrer Liebe segne und sie für immer vereine.

Zwei Wochen dauerte das fröhliche Hochzeitsfest; Gäste kamen aus nah und fern, den Heimgekehrten und dessen holde Gattin zu begrüßen. Des Tanzens und Jauchzens, des Buhurdierens und Turnierens war kein Ende. Peter aber zeigte sich in seiner früheren Kraft und Gewandheit, daß alles staunte.

„Hei, Neffe!" rief Jakob, sein Oheim, ihm zu, „nur einen kenne ich, der dir gleicht. Mit dem stritt ich einst in Neapel und er — — aber, du lachst! Alle Wetter, nun weiß ich den Namen des Unbekannten, der so seltsam sprach. Freilich, wie konnt' ich ahnen, daß er mein eigner Neffe sei."

Noch mancher andre kühne Degen erfuhr jetzt, wer der fremde Ritter mit den silbernen Schlüsseln gewesen war, und erzählte von seiner Tapferkeit, so daß Peter endlich bat, man möge der vergangenen Zeit nicht mehr gedenken.

Es kam aber noch zuletzt ein Gast, den niemand erwartet hatte, das war der König von Neapel. Er kam nicht im Grolle; sein Zorn war längst verflogen. Als die ausgesandten Späher seiner Zeit nacheinander heimkehrten und keinerlei Kunde von den Flüchtlingen brachten, erfaßte ihn Schrecken. Er ließ wieder und wieder suchen, und man fand schließlich herrenlos umherstreifend die Pferde der Verschwundenen, die man an Sattelzeug und Abzeichen erkannte. Da erfaßte den stolzen König Reue, denn er bedachte, daß er durch seine Strenge sein einziges Kind vielleicht selbst in den Tod getrieben habe. Er trug Leid um die Verschwundene, bis er die Nachricht von ihrer und ihres Geliebten Wiederkehr erfuhr, und nun kam er, sie zu sehen und zu segnen.

Mit in seinem Gefolge war auch die alte Trude.

„Konnte nicht bleiben daheim", sagte sie, „wenn auch die alten Glieder nicht mehr fort wollen. Noch einmal' mußt' ich dich schauen, mein Herzenskind!

Digitized by Google

Darauf hab' ich geharrt und gehofft die ganze lange Zeit. Ach Kind, welch Leid hast du mir angethan, als du von uns gingest; wenn ich dran denke, wie ich eintrat in dein Kämmerlein am frühen Morgen und weh! alles still, das Bettchen leer, nirgends eine Spur von dir. Sie fragten, wo du seist, wer dich entführt, und ich wußte doch nichts. Ich weinte und klagte um dich Tag und Nacht; doch nun bist du da, und alles ist vergessen."

„Ja vorüber, vergessen", wiederholte Magelone. Sie lehnte sich an den Gatten, der mit ihrem und seinem Vater neben ihr stand. „Was wir ertragen, Geliebter", sprach sie weiter, „was wir gelitten, liegt hinter uns. Nur eines bleibt, das leuchtet siegreich auf unsrer Bahn: die Liebe. Sie hat uns treulich geleitet bis heute, sie wird uns führen bis zum Ende unsers Lebens."

Wie sie so redete, trat die alte Gräfin herzu, in der Hand drei Ringe, funkelnd von Gold und edlem Gestein.

„Sieh' her, mein Sohn", sagte sie, „kennst du noch die Kleinodien, die du einst von mir empfingst?"

Überrascht blickte Peter die wohlbekannten Reife an, die er versunken wähnte in der Tiefe des Meeres; staunend vernahm er aus dem Munde der Mutter, wie sie wunderbar sich wiedergefunden hatten.

„Der, die du liebst", fuhr sie fort, „gebührt das köstlichste, edelste Juwel. So nimm es hin, schmücke mit ihm deiner Gattin Hand."

Dankend nahm Peter die kostbare Gabe; er faßte Magelonens Hand und schob den Reif an ihren Finger. Das Gold, die Juwelen schienen heller zu leuchten wie vordem.

„Schau, Mutter", sprach der junge Graf, „wie der Zauber sich zeigt, den der Ring einschließt. Sieh' . . .

Wie funkelt das Gold, wie blitzet der Stein,
Doch die Liebe, die treue, gibt helleren Schein."

Auf der Insel im Heidenport steht noch das Kirchlein und das Spital, das einst Magelone erbauen ließ. Dort fand sie auch nach glücklichem, segesreichem Leben mit dem Gatten die ewige Ruhe. Die Stätte, an der sie einst sich wiedergefunden, sollte sie auch im Tode vereinen.

Sie hinterließen einen einzigen Sohn; der ward König von Neapel, Graf von Provence und Stammvater eines mächtigen Herrscherhauses. Indessen sein Name, sein Geschlecht sind vergessen, doch im Gedächtnis des Volkes lebt noch immer die Geschichte von Peter, dem Grafen von Provence und der schönen Magelone, wie die Sage berichtet. J. W.

Digitized by Google

Der arme Heinrich.

Erstes Kapitel.

Elend und Mitleid.

Im Schwabenlande lebte vordem ein edler, mit allen ritterlichen Tugenden geschmückter Herr, genannt Heinrich von Aue. Des Name war weithin bekannt, minder seines Reichtums als seiner Ehren wegen, so er bei seinen Zeitgenossen fand. Er war, wie es die Sage heißt, in Wahrheit eine Blume der Jugend, ein Spiegelbild der Erdenlust, ein Demant echter Treue, die Krone aller edlen Zucht, die Zuflucht der Bedrängten, das Urbild der Gerechtigkeit, Geduld und Aufopferung und dabei ein Freund und Pfleger der Kunst, insbesondere des Gesanges. Doch es gibt nichts Vollkommenes auf der Welt und das Glück ist nicht von Dauer. „Wer hoch steigt, fällt tief", sagt das Sprichwort, und „mitten im Leben sind wir vom Tode umringt", lehrt schon die heilige Schrift. Wie eine Kerze verlischt unsre Lust, unser Lachen erstickt in Thränen, in des Lebens Süßigkeit mischt sich die bittere Galle, und wenn unsres Daseins Blüte am schönsten zu sein scheint, da welkt sie oft plötzlich dahin.

Dies sollte auch Herr Heinrich erfahren, der auf einmal von dem Aussatz befallen ward, so daß er von jedermann gemieden ward, wie einst Hiob. Nur ertrug er sein Leid nicht mit gleicher Geduld wie dieser, sondern er fluchte seinem traurigen Schicksale. Doch nicht ganz floh ihn der süße Trost, als er vernahm, die Krankheit sei in manchen Fällen heilbar. Deshalb fuhr er nach Montpellier, dort einen berühmten Arzt um Rat zu fragen. Leider wußte der kluge Mann keinen Rat. Wiewohl niedergebeugt, verzweifelte er noch nicht ganz an seiner Rettung und reiste nach Salerno, allwo viele weise Meister der Arzneikunst leben. Einer von diesen, der beste dem Rufe nach, gab ihm eine seltsame Antwort: „Es gibt wohl

Digitized by Google

ein Mittel", sprach er geheimnisvoll; „doch niemand ist reich genug, es zu gewinnen; darum müßt Ihr wohl Euer lebenlang krank bleiben."

Da bot ihm Heinrich all seine Schätze an, ihm das Mittel zu verschaffen, aber kopfschüttelnd erwiderte der Arzt: „Auf keinem Markte der Welt ist das zu kaufen. Nur eine reine keusche Jungfrau, die für Euch in den Tod gehen will, kann Euch erlösen; ihr Herzblut allein kann Eure Krankheit heilen."

Da sah der arme Heinrich wohl ein, daß er eine solche Opferwillige nicht finden würde. So war ihm denn jeder Trost und jede Hoffnung genommen. Der Welt entsagend kehrte er heim, vermachte all sein Hab und Gut Freunden und Armen und der Kirche und zog sich auf einen einsamen Meierhof zurück, beklagt und beweint von allen Menschen, die ihn gekannt. Ja selbst Unbekannten erweckte sein Mißgeschick tiefes Mitleid.

Die Meierei bewirtschaftete ein freier Bauer, der ihm nunmehr vergalt, was er von ihm früher Gutes erhalten. Es war ein gesunder, reicher Mann mit einer glücklichen gesegneten Familie. Unter seinen netten Kindern befand sich auch ein blühendes Mädchen, das sich von den übrigen durch ihr liebreiches Wesen und ihre anmutige Gestalt auszeichnete. Sie war so zierlich und zart, daß man sie wohl für eines Vornehmen Kind hätte halten können. Die Kleine übertraf an Freundlichkeit und aufopfernder Hilfeleistung dem kranken Herrn gegenüber alle ihre Verwandten. Wie ein treues Schoßhündchen saß sie ihm zu Füßen; kein Wunder, wenn er sie auch vor allen andern liebte und mit Geschenken reich bedachte. Dadurch ward sie immermehr in Liebe an ihn gekettet, so daß er sie scherzweise oft sein kleines Frauchen nannte. Doch nicht der Geschenke wegen liebte sie ihn; ihr kindlich tiefes Gemüt fühlte sich von dem Unglück und der Herzensgüte ihres Herrn angezogen.

So waren schon drei Jahre verflossen, als eines Tages der Meier mit seinem braven Weibe bei dem armen Heinrich saß, der sein Leid besonders beklagte. Sie klagten mit und sprachen davon, daß sie nach seinem Tode keinen so milden Herrn mehr bekommen würden. „Wie kommt es nur", so fragte der Bauer teilnehmend, „daß keiner der geschickten Ärzte in Salerno Euch hat heilen können?"

Da seufzte der arme Heinrich tief auf und sprach:

„Ach! ich habe wohl diese Krankheit von Gott verdient, denn allzusehr war ich weltlichen Freuden zugethan und zu wenig auf mein Seelenheil bedacht. Darum kommt mir diese Schickung vom Himmel, so daß mich alle fliehen, außer dir, der du treu bei dem Siechen aushältst mit samt deinem Weibe und deinem lieben Töchterlein. Darum will ich euch anvertrauen, was der Arzt mir für einen Bescheid gab. Es ist ein gar

Digitized by Google

seltsames Mittel, das kein Mensch gewinnen kann. Nur eine reine, keusche Magd, die freiwillig ihr Herzblut für mich opfere, könne mich erlösen. Doch wie ist das möglich? Darum muß ich mich mit meinem Elend hinschleppen bis zu meinem Tode."

Aufmerksam hatte diesen Worten die Jungfrau gelauscht, die ihres Herrn Füße sanft in ihren Schoß gebettet hatte. Milde sah sie zu ihm auf, wie ein Engel. Kein Wort sprach sie, doch sie dachte an ihres Herrn Rede, als sie schlafen ging. Kaum wähnte sie alle im sanften Schlummer, so vergoß sie, von Mitleid überwältigt, reichlich Thränen, so daß die Eltern darüber erwachten. „Was für ein Kummer drückt dich, mein liebes Kind?" fragten beide erschrocken. Anfangs wollte sie es nicht gestehen, endlich schüttete sie ihr Herz aus, indem sie ihres Herrn Elend tief beklagte. Die Eltern suchten sie, so gut sie konnten, zu beruhigen, doch der Schlummer floh sie, und der Kummer um ihren Gebieter verließ sie nicht mehr. Den ganzen folgenden Tag beschäftigte sie sich in ihren Gedanken mit dem Jammerbilde ihres geliebten Herrn, wie sehr man sie auch zu zerstreuen suchte. Und als es wiederum Abend ward, da legte sie sich wieder traurig ihren Eltern zu Füßen und badete sich in Thränen. Auf einmal stand der Entschluß bei ihr fest, so sie den folgenden Tag erlebte, sich für ihres Herrn Rettung zu opfern. Nur das eine Bedenken hatte sie, ihre Eltern und der arme Leidende möchten sich ihrem Willen widersetzen. Dies machte ihr solchen Kummer, daß sie laut zu wehklagen begann und darob Mutter und Vater erwachten. Erschreckt fuhren sie vom Lager auf und fragten sie teilnehmend: „Was fehlt dir nur, liebes Kind? Ist es nicht thöricht, in so unnütze Klagen auszubrechen? Du störst uns ja nur im Schlaf." — Sie kannten ja noch nicht den unbeugsamen Willen des Mädchens. Sie aber sprach: „Nicht unheilbar ist unser Herr, wie er euch ja selbst gesagt, und wenn ihr mich nicht hindern wollt, so bin ich gern bereit, mich für ihn zu opfern. Lieber will ich sterben, als ihn so hinsiechen zu sehen." Wie erschraken da die guten Eltern und baten sie dringend, davon ihrem Herrn nichts zu sagen; sie könne es ja doch nicht ausführen. „Glaube mir", so sprach der Vater: „du weißt nicht, was du sagst; du hast dem Tod noch nicht ins Antlitz geschaut. Du würdest davor zurückschaudern und dich ans Leben klammern. Darum schweige still, thörichtes Kind!"

Damit glaubten sie das Mädchen abschrecken zu können, aber umsonst.

„Mein lieber Vater", versetzte das Töchterlein ruhig, „wenn ich auch noch so jung bin, so bin ich doch schon verständig genug, die Schreckniſſe des Todes zu begreifen. Aber auch ein langes Leben voller Pein ist kein beneidenswertes Los, und den Tod müssen wir zuletzt ja doch erleiden.

Digitized by Google

Der arme Heinrich in dem Meierhof. S. 179.

Digitized by Google

Digitized by Google

Leidet man aber an seiner Seele Not, so wäre es besser, man wäre nie geboren. Ich bin nunmehr zum Entschlusse gekommen, meinen jungen Leib für das ewige Leben dahinzugeben. Dies sollt ihr mir nicht verleiden, wenn ich euch auch noch so weh damit thue. Dafür rette ich ja euch vor Not und Schande; denn solange unser Herr lebt, ergeht es euch immer wohl. Darum muß es sein."

Als die Mutter ihre Tochter so fest entschlossen sah, brach sie weinend in die Worte aus: „Gedenke doch, mein Kind, der Schmerzen, die ich um deinetwillen erlitten habe. So willst du mir es lohnen und das Herz zerbrechen? Kennst du nicht Gottes Gebot: Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebest auf Erden? Du sagst, du wolleſt dein Leben opfern, um uns Freude zu bereiten, aber was soll uns dein Tod, die wir ja doch nur um deinetwillen leben. Du sollst ja unsre einzige Wonne im Leben, unsre Stütze im Alter sein. Bereitest du uns so unsäglichen Kummer, so bringst du dich um die ewige Glückseligkeit."

Das Mägdlein aber erwiderte: „Wohl weiß ich, daß ich euch, meine lieben Eltern, alles verdanke, was ich bin und habe, Schönheit, die jedermann bewundert, mein Leben und Sein. Gern möchte ich daher folgsam sein, soweit es mir meine Pflicht gebeut. Aber, wenn ich Seele und Leib euch verdanke, so erlaubt mir auch, sie aus des Teufels Macht zu retten und sie Gott zu weihen. Noch ist meine Seele rein von Sünde, doch wer bürgt mir, sie stets vor der Verführung zu bewahren? Mich reizt das Leben und die Welt nicht so, daß ich nicht freudig sterben möchte. Ist ja doch ihre Wonne meistens Herzeleid, ihr süßer Lohn nur bittere Not, ihr langes Leben jäher Tod. Weder Reichtum, noch vornehme Geburt, weder Stärke noch hoher Mut, weder Ehre noch Tugend schützen gegen den Tod. Jugend und Leben sind Nebel und Staub, und wie Espenlaub zittert unsre Festigkeit. Ein Thor ist, wer nach Rauch greift, wer sich durch den gleißenden Teppich blenden läßt, der über Moder und Totengeruch gebreitet ist. Also tröstet euch, teure Eltern, über meinen Verlust; von meinem gestörten Dasein hättet ihr nichts, denn nimmer fände ich Ruhe, wenn ich meinen Herrn nicht errette, da es in meiner Macht steht. Wenn unser Herr stürbe, kämen wir wohl alle in große Not. Lebt aber unser Herr noch mehrere Jahre so weiter, und gelingt es euch, mich mit einem reichen, ehrenwerten Mann zu vermählen, dann denkt ihr wohl, alles sei gut. Anders aber sagt mir mein Herz: Liebe ich ihn, so sorge ich mich um ihn, wird er mir leid, so ist es gar mein Tod. Gesetzt, es begehrte meiner ein freier Bauer, dem alles in Haus und Hof glückt, wo man nicht Hunger und Not kennen lernt, kein Streit

Digitized by Google

die eheliche Einigkeit stört, so schiene euch dies freilich beneidenswert. Aber was hätte ich von einem Hause, das Feuer zerstört und Hagel versehrt, oder die Wogen überfluten? Und wäre dies nicht, glaubt ihr, ich vergäße, daß ich meinen Herrn in seiner Not verließ? Wenn ihr mich also liebt, so laßt mich zurückkehren in die selige Heimat zu meinem Herrn Jesus Christus, des Gnade unvergänglich ist. Euch bleiben ja noch andre Kinder, deren ihr euch erfreuen könnt. Ihr sagt, ihr wolltet nicht an meinem Grabe stehen. Nun denn, nicht hier, zu Salerno will ich ja sterben."

Da deuchte es den Eltern, als ob Gottes Geist aus ihrem Kinde spreche und sie wagten nicht, sie in ihrem Entschlusse zu hindern. Doch es überlief sie ein eiskalter Schauer, wenn sie ihres Todes gedachten; endlich ergaben sie sich in das Unvermeidliche, indem sie sich mit dem Gedanken trösteten, ihr Kind könne gar keinen schöneren Tod sterben.

Darüber freute sich die reine Magd und lief in aller Frühe zu ihres Herrn Kammer und teilte ihm ihren Entschluß mit. Gerührt dankte er ihr für ihren guten Willen, glaubte aber doch, es würde sie zuletzt gereuen. Wie erstaunte er aber, als ihm auch die Eltern die Absicht der Tochter offenbarten! Noch mehr aber verwunderte es ihn, daß die Eltern so gefaßt ihre Einwilligung dazu gaben. Als es aber an die Stunde der Trennung ging, da erhub sich von den dreien großes Wehklagen um den Verlust des lieben Mädchens. Der arme Heinrich begann zu zweifeln, ob es besser sei, das Opfer anzunehmen oder es auszuschlagen. Dies machte auch das Mädchen verzagt, und so waren sie alle in großer Trauer.

Endlich faßte sich der kranke Herr, sagte allen gerührt seinen Dank, und die beiden rüsteten sich zur Abreise nach Salerno. Ein schönes Roß harrte ihrer; für die Maid aber hatte der arme Heinrich prächtige Gewänder von Hermelin und Samt angeschafft. Die Eltern klagten und weinten laut, als sie ihre Tochter zur Todesfahrt entließen; nur in ihrer Engelsgüte und himmlischen Ergebenheit fanden sie Trost.

Zweites Kapitel.

Opfer und Heilung.

So zog die reine Magd frohgemut mit ihrem Herrn gen Salerno, wohin ihr der Weg gar weit schien. Kaum waren sie dort angelangt, so suchte der arme Heinrich jenen Arzt auf, der ihm das Mittel zu seiner Heilung angeraten.

Digitized by Google

„Hier bringe ich die Jungfrau", so sprach er zu ihm, „die für mich zu sterben bereit ist."

Der weise Mann sah das Mägdlein an und sagte: „Mein Kind, du weißt wohl nicht, was du thun willst, oder zwang dich dein Herr?"

„Nein", versetzte das Mädchen ruhig, „aus eignem Antrieb thu' ich es und gern."

Der Arzt traute nicht recht, besprach sich mit dem Mädchen noch einmal insgeheim und stellte sie auf die Probe. „Mein Kind" — so redete er ihr ein — „wenn du es nicht freiwillig und gern thust, nützt uns dein Blut nichts. Bedenke es wohl, ich werde dir Arme und Füße festbinden und dir lebend das Herz aus dem Leibe schneiden. Graust es dir nicht beim bloßen Gedanken, oder traust du dir den Mut zu, ohne Reue die Qual zu ertragen?"

Also sprach er, doch sie beharrte standhaft auf ihrem Willen. Ja, sie dankte ihm sogar mit lächelndem Munde, daß er sie so auf den Tod vorbereitet; sie zage nicht vor den Schmerzen, nur bange ihr vor seinem eignen Mut. Sie schalt ihn ein Weib, einen Feigling, dem es an Zuversicht zu seiner eignen Kunst gebreche. „Glaubt Ihr" — fuhr sie fort, „ich sei hierher gekommen, ohne mir die Kraft zuzutrauen, den Schmerz auszuhalten. Ich fühle mich so freudig gestimmt, als sollte es zum Tanze gehen. Erkaufe ich mir doch für die Pein eines einzigen Tages die ewige Seligkeit. Also, wenn Ihr wahr geredet, wenn Ihr meinem Herrn um diesen Preis, den Ihr nanntet, die Gesundheit wiedergeben werdet, so bethätigt es an mir! Ich weiß gar wohl, warum ich es thue und für welchen Lohn. Es geschieht im Namen dessen, der Hingebung und Opfertod zum Heile eines andern mit der Krone des ewigen Lebens vergilt."

Als sie so der Meister unerschütterlich in ihrem Entschlusse sah, führte er sie zu ihrem Herrn mit den Worten zurück: „Seid getrost, Ihr werdet sicherlich genesen."

Hierauf nahm er sie mit sich in ein Gemach, in das der arme Heinrich nicht schauen konnte, und verschloß die Thür. In dieser mit Arzneien aller Art gefüllten Kammer sollte das schauerliche Opfer vollbracht werden. Voll Bewunderung blickte der Meister auf die liebreizende Gestalt der Jungfrau und es jammerte ihn, sie zu töten. Doch faßte er sich und ließ sie einen Tisch besteigen, worauf er sie mit Händen und Füßen festband. Dann ergriff er ein langes, breites Messer schickte sich an, es auf einem Wetzstein zu schleifen. Dies Geräusch drang dem armen Heinrich zu Ohren, der in peinlicher Erwartung vor der Thür stand. Ängstlich und voll Gewissensbisse lugte er durch einen Spalt, bis er die liebliche Maid gebunden auf dem Tische erblickte. Da jammerte ihn des jungen, unschuldigen

Digitized by Google

Lebens, und es rührte ihn ihre Opferwilligkeit. „Was nützt es mir, um diesen Preis mein Leben zu verlängern", so sprach er zu sich, „da ich doch einmal sterben muß? Wer weiß, ob mich dieser Opfertod wirklich heilt, und wenn es wäre, muß ich nicht das Geschick, das Gott über mich verhängt, geduldig und ohne Murren ertragen? Nein! ich will, ich kann den Tod des Kindes nicht verschulden."

Er klopfte an die Thür und begehrte Einlaß. Anfangs wollte ihm der Meister nicht öffnen, aber er ließ nicht nach mit Bitten. Als er eingetreten war, befahl er sofort dem Meister die Jungfrau loszubinden, er wolle nicht das Opfer eines so reinen, unschuldigen Blutes und bat schließlich den Arzt, all das ausbedungene Silber umsonst anzunehmen.

Das Mägdlein aber jammerte, zerraufte ihre Haare und klagte, daß man sie so um den Lohn ihrer That brächte. Als ihr Bitten und Flehen nicht erhört ward, schalt sie auf ihres Herrn Verzagtheit; der aber hörte es mit Geduld an, ohne sich erweichen zu lassen. Sodann hieß er die Magd sich ankleiden, zahlte dem Meister seinen Lohn und rüstete seine Heimfahrt, unbekümmert um den Spott, der ihn zu Hause erwarte.

Doch der allbarmherzige Gott, der in die Tiefe des Herzens schaut und nur dieses Paar hatte prüfen wollen, wie weiland den geduldigen Hiob, heilte beide von ihrem Leide, indem er von dieser Stunde an den armen Heinrich gesund machte.

Schon unterwegs ward er mit Staunen gewahr, wie schön, kräftig und gesund er wurde. Eiligst ließ er diese Botschaft in seine Heimat vorausverkünden, damit sich alle seine Freunde seiner Genesung mit ihm erfreuten. Freudig eilten ihm diese entgegen und priesen Gottes Wunder. Am meisten aber freuten sich der Meier und sein Weib, als sie ihr geliebtes Kind an der Seite ihres genesenen Herrn froh heimkehren sahen. Mit Thränen in den Augen bedeckten sie den Mund des wiedergefundenen Kindes wieder und immer wieder mit Küssen.

Von den biederen Schwaben aber wurden sie reichlich mit Gaben und Ehren überhäuft, wie denn dieses Volk durch seine treuherzige Gesinnung männiglich bekannt ist.

Aber auch den braven Bauersleuten gegenüber zeigte sich der genesene Ritter über die Maßen dankbar, indem er ihnen die ganze Meierei, die sie in Pacht gehabt, zu eigen schenkte. Nicht minder floß sein Herz in Liebe und Güte über gegen die Maid, die für ihn sich hatte opfern wollen.

Als nun seine Freunde und Ratgeber in ihn drangen, sich zu vermählen, berief er eine große Versammlung, zu der er alle seine Verwandten und Bekannten beschied. Da entspann sich denn ein langes Hin- und Herraten, bis endlich Ritter Heinrich mit den Worten unter sie trat:

Digitized by Google

„Meine lieben Leute! Es ist euch bekannt, wie ich noch vor kurzem am Aussatze litt, so daß mich jedermann mied. Was würdet ihr dem geben, der euch davon geheilt?"

„Herz und Gut!" riefen alle, wie aus einem Munde.

Nun stand gerade sein liebes Gemahl, wie er das Mägdlein schon zuvor genannt, neben ihm und, indem er sie zärtlich umarmte, rief er aus:

„Dieser hier verdanke ich meine Gesundheit und sie, oder keine soll meine Gattin werden."

Da billigten alle seine Wahl, und so wurden sie zu langem glücklichem Leben vereint. Danach aber erwartete sie der ewige Lohn im Himmel, den uns allen Gott verleihen möge! Amen!

Diese rührende Erzählung ist uns in einem Gedichte Hartmanns von Aue gegen Ende des 12. Jahrhunderts überliefert. Zu dieser Zeit, aber auch noch später bis ins 16. Jahrhundert, herrschte in Europa die Seuche des Aussatzes, den keine ärztliche Kunst zu heilen vermochte. Im Volksglauben war jedoch die Ansicht verbreitet, daß diese Krankheit durch das Blut einer freiwillig sich opfernden Jungfrau geheilt werden könne. Auf dieser halbheidnischen Sage beruht die zarte, innige, wahrhaftfromme und vortrefflich gehaltene Erzählung Hartmanns, die zwar stofflich nicht so bedeutend ist, wie seine beiden Heldengedichte Erec und Iwein aus dem Sagenkreise des britischen Königs Artus, sie aber an wahrer Menschlichkeit übertrifft. Darum erkennt ihm auch Gottfried von Straßburg unter seinen Zeitgenossen im Talent des Erzählens den Preis zu.

Über des Dichters Lebensschicksale ist uns nicht viel bekannt. Sein Geburtsjahr wird um 1170 angenommen und vermutlich erhielt er seine Ausbildung in einer Klosterschule; denn außer der französischen Sprache verstand er auch die lateinische. Wahrscheinlich beteiligte er sich 1197 an einem Kreuzzuge, kam aber nicht einmal ins griechische Reich. Außer den oben genannten Werken verfaßte er noch seine beiden s. g. Büchlein (Liebesbriefe), ferner den „heiligen Gregorius auf dem Stein" und eine Sammlung Lieder. Sein Todesjahr fällt in den Zeitraum zwischen 1210 und 1220.

Digitized by Google

Griseldis.

Erstes Kapitel.

Die Brautwahl.

Nach Italien führt uns heute Frau Saga, die nimmermüde. Mit leichtem Schritt eilt sie voran, und wir folgen ihr, nicht wie sonst auf Flügeln der Eisenbahn, sondern flüchtiger, schnell wie die Gedanken uns tragen, über Berg und Thal. Italien! das alte Welschland, wir sehen es vor uns das Wunderland der Hesperiden, wo noch heut im „dunklen Laub die Goldorange glüht". Dort lebte und strebte voreinst das gewaltige Volk der Römer und breitete seine Herrschaft aus über Länder und Meere. Roms Macht und Größe sind zerronnen, über die Denkmäler der Vergangenheit, die Trümmer einstiger Herrlichkeit, huschen geisterhaft die Schatten derer, die vormals hier gekämpft, geherrscht oder geduldet haben, und erzählen dem, der sie zu schauen vermag, von den Wundern früherer Zeiten.

Indessen nicht nach der einst gebietenden Weltstadt lockt uns Frau Sagas Ruf, nicht den Schauplatz geschichtlicher Ereignisse hat sie sich zur Stätte ihres Schaffens erkoren, weiter nördlich in Oberitalien macht sie Halt. Die fruchtbaren lieblichen Ebenen von Piemont, die der Po durchströmt, schildert sie uns. Sie erzählt von Burgen und Schlössern, Städten und Dörfern, die unter der Oberhoheit eines Markgrafen standen, dessen Residenz Salutz (das heutige Saluzzo) war.

Reiche Grafen und edle Ritter bewohnten die Herrschaft von Salutz, allein der junge Markgraf Walter überragte sie alle an körperlichen und geistigen Vorzügen sowie an hohem Rang und Geburt. Darum fügten sich die edlen Herren, alte und junge, gerne seinem Machtgebot.

Markgraf Walter, in der Blüte der Jahre, lebte fröhlich und ohne Sorgen. Das Leben lag glänzend vor ihm; er liebte sein Herrscheramt, sorgte für seine Unterthanen und pflegte nebenbei des edlen Weidwerks

Digitized by Google

sowie auch der Fischerei mit großem Eifer. Wenn das Horn erklang, wenn die Rüden bellten, fühlte er sich leicht und frei und beneidete keinen König um sein Los.

Oft trabte er schon am frühen Morgen mit seinem Gefolge auf edlem Rappen durch Wald und Feld; oft schritt er, nur von seinem Hunde begleitet, mit der Armbrust bewaffnet, auf einsamen Pfaden dahin und folgte der Spur des flüchtigen Wildes bis spät in die Nacht.

Wenn ihn indes die Pflicht seines Amtes rief, wenn es galt, Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten, Recht und Gerechtigkeit zu üben, dann war er allezeit zur Stelle und griff mit starker Hand ein, wo es not that.

Deshalb war er beliebt bei jung und alt, hoch und nieder. Man beklagte nur das eine, daß er noch unvermählt war, und auch, wie es schien, wenig Lust hatte, dereinst eine Herrin auf sein Schloß zu führen.

Seine Freunde und Verwandten ließen es nicht an guten Ratschlägen und Ermahnungen fehlen. Sie meinten, eine sorgsame Hausfrau sei für seinen Haushalt gar nötig und eine Markgräfin dem Lande sehr erwünscht.

„Manche edle Dame kenne ich", rief oftmals Ritter Kuno, sein würdiger Ohm, „der das Los an deiner Seite ein beneidenswertes dünkt. Dir steht die Wahl frei unter den vornehmen Jungfrauen des Landes."

Der Markgraf lachte über solche Reden und ging unbekümmert seines Weges. Als sie aber mit ihren Vorschlägen nicht nachließen, ja sogar von dem Volke sprachen, das sehnlichst eine schöne Markgräfin begehre, erklärte er einstmals entschieden, er liebe seine Freiheit und gedenke sie zu behaupten.

„Soll ich mein trotziges Haupt dem Ehejoche beugen? Wer ist in euren Häusern der Gebieter? Ob ihr es glaubt oder nicht, ihr alle, die ihr euch vermähltet, steht unter der Oberhoheit eurer Frauen, und seien es auch nur die sogenannten sanften Gängelbande der Liebe. So war es von Anbeginn der Welt bis auf heute. Ich aber will frei, nicht der unterthänige Diener eines Weibes sein. Was dünkt euch, Vettern, hab ich recht?" wandte er sich an zwei junge, ihm verwandte Ritter, die Brüder Kurt und Leupold.

Lachend versicherten beide, auch ihnen scheine es für jetzt besser, fröhlich und ungefesselt zu leben, als fein ehrbar und gesittet den Hausvater darzustellen.

Manches Jahr war auf diese Weise verstrichen. Im ganzen Lande, besonders aber in der Stadt Salutz, wurden Stimmen laut, die immer bedenklicher davon sprachen, daß der edle Landesherr noch unbeweibt sei. Sie schüttelten die sorgenschweren Häupter, wenn der Markgraf auf seinem Rappen durch die Straßen jagte, fröhlich, sorglos und freundlich grüßend wie immer.

„Ein leutseliger, ein gnädiger Herr", sagte Veit, der Bürgermeister, „aber, aber . . .", er seufzte tief.

Digitized by Google

„Ja, Gott sei's geklagt!“ meinte Kunz, der dicke Ratsherr. „Was soll das werden, wenn der gute Herr dereinstens stirbt ohne Erben.“

„Ich erleb's nimmermehr, ich bin ein alter Mann“, sprach Veit. „Doch unsre Kinder! du meine Güte!“

„He, Freunde, Nachbarn!“ rief entschlossen Meister Steffen, ein ehrsamer Bürger, „wie wär's? Seht, ich meine, der Bürgermeister und die Ältesten des Landes gehen zum Herrn und — was meint ihr? klagen ihm unsre Not.“

Der Vorschlag fand Beifall. Eines Tages erschienen eine Anzahl Männer im Schlosse und baten den Grafen geziemend um Gehör.

Huldvoll empfing der Landesherr die Abgesandten. Er hörte schweigend zu, wie sie ihm in schlichten Worten ihre Liebe für ihren gütigen Gebieter schilderten, und von ihrer Sorge sprachen, weil noch immer keine holde Herrin an der Seite des erlauchten Herrschers stehe. Sie sagten ihm endlich von ihrer Furcht, es werde das Land in späteren Jahren fremden Gewalthabern preisgegeben sein, wenn ihr gnädiger Herr und Graf ohne rechtmäßigen Erben nach Gottes Ratschluß von ihnen scheide.

„Möge“, schlossen sie ihre Rede, „unser hoher Markgraf uns ob unsrer Kühnheit nicht zürnen, sondern unsre Bitte gnädiglich erhören, damit bald eine edle Dame als seine Gattin neben ihm herrsche! Wenn unser Gebieter befiehlt, wollen wir ausziehen und für ihn eine Jungfrau suchen, die so hoher Ehre würdig ist.“

Die Männer hatten geendet und harrten einer Antwort.

Nachdenklich schritt der Markgraf einige Male hin und wieder. Endlich blieb er stehen.

„Wohlan“, sagte er, „ich will euer Begehr erfüllen. Schweres verlangt ihr von mir; doch ich bin von Gott berufen, für euch und eure Wohlfahrt zu sorgen, und weil ich das thun will in rechtem Maße, sei euer Wunsch gewährt. Das Weib aber, das nach dem Willen des Höchsten bestimmt ist, den Herrschersitz mit mir zu teilen, suche ich mir selbst und werde sie finden. So gelobt mir denn eines: die, so ich mir wähle, sie sei hohen oder niederen Standes, arm oder reich, eines Königs oder Bettlers Kind, zu ehren und zu lieben als eure Herrin. Schwört mir in eurem und aller Namen.“

Hocherfreut leisteten die Abgesandten den verlangten Schwur und eilten dann fort, die frohe Mär zu verbreiten. Bald erscholl im ganzen Lande die willkommene Kunde von der bevorstehenden Vermählung des Landesherrn. Man sprach und redete von nichts anderm in Stadt und Land, niemand aber wußte, wer oder wo die erkorene Braut, die zukünftige Herrin des Landes, zu finden sei.

Digitized by Google

Graf Walter ritt oder ging Tag für Tag, nur von seinem Windspiel begleitet, nach dem nahen Walde, aber er brachte nicht, wie sonst, reichliche Beute mit heim; doch wenn seine Freunde ihn fragten, ob er vielleicht unterwegs eine Wahl getroffen, lachte er und schwieg.

So verstrich Woche um Woche. An einem schönen Sommernachmittage schritt Markgraf Walter in Gedanken verloren am Saume des Waldes dahin, der sich weit ins Land hinein erstreckte. Lässig hing die Armbrust an seiner Seite, achtlos ließ er das scheue Wild an sich vorüberjagen; auch sein Hund ging neben ihm her, als sei er des Ganges so gewohnt, er blickte nur von Zeit zu Zeit seinen Herrn an, oder er hob den klugen Kopf, als lausche er auf etwas. Plötzlich blieb er stehen und knurrte leise, als wolle er sagen: „Hab' acht!"

„Was gibt es, Alter?" fragte der Graf. „Möchtest wohl, wie sonst, in raschem Lauf dem flüchtigen Hirsche folgen? Laß gut sein, treues Tier, auch diese Zeit kommt wieder. Jetzt gilt's ein edler Wild zu jagen. Wie schwer ist der Entschluß", fuhr er fort, „wo finde ich, was ich suche? O ja, Markgräfin zu sein gelüstet's wohl gar manches stolze Jungfräulein, was aber hilft mir das? Ein liebend Weib, das um der Liebe willen sich selbst vergißt, das wird mir keine derer, die ich kenne, und doch . . . still, was ist das?"

Der süße Klang einer menschlichen Stimme drang vernehmlich an sein Ohr. Geräuschlos folgte er dem melodischen Ton und stand mit wenigen Schritten auf freiem Felde.

„Beim Himmel", murmelte er überrascht, „Griseldis ist's nur, die Tochter Janikolas, aber . . .", er verstummte und blickte nach der Mädchengestalt, die, seitwärts an einen Baum gelehnt, ihn nicht bemerkte. Einige Schafe weideten friedlich um sie her, die Spindel hielt sie in der Hand. Ärmlich war ihr Gewand, aber ihre Gestalt, schlank und edel, umwallt von dem lang herabfließenden Haar, erschien, vom Glanz der untergehenden Sonne beleuchtet, wie verklärt in wunderbarer Schönheit. Mit leuchtenden Augen schaute sie nach dem stolzen Grafenschloß dort drüben auf dem Berge, dessen Fenster und Zinnen herüberblitzten, und sang leise wie im Traume der Gedanken:

„Wie ragt es so herrlich, das stolze Schloß,
Wie ist unsre Hütte so klein;
Folget dem Markgraf ein Dienertroß,
Sitz' ich und spinne allein.
Doch froh ist mein Herz und freudig mein Mut,
Zufrieden und glücklich mein Sinn;
Ich weiß ja, ich stehe in Gottes Hut,
So arm und gering ich auch bin.

Digitized by Google

Da beneid' ich nimmer des Fürsten Los,
Grün ist der Rasen und weich ist das Moos,
Die Vögel sie singen, leis säuselt der Wind:
Sei still und getrost ...."

„Du liebliches Kind!" vollendete der Markgraf an ihrer Statt mit tiefer bewegter Stimme und stand vor der erschrocken Zurückweichenden, die ihn mit großen Augen anstarrte wie ein entsetztes Kind.

Einen Augenblick blieb er zaudernd stehen, dann wandte er sich kurz um und ging, gefolgt von seinem Hunde. An einer Biegung des Weges sah er noch einmal zurück; sie stand noch immer an derselben Stelle und blickte ihm nach, wie von einem Zauber gebannt.

Schneller als zuvor setzte der Graf seine Wanderung fort. Das Mädchen war ihm seit lange bekannt; er hatte sie zuweilen gesehen, wenn er vom Jagen heimkehrend durch das kleine Dörfchen kam, das unweit von Saluz am Waldessaume lag. Dort wohnte sie mit ihren Eltern in der ärmlichsten Hütte am Ende des Ortes.

In Gedanken verloren schritt der Markgraf seinen Weg entlang; plötzlich blieb er stehen.

„Ein wundersames Bild!" murmelte er, „die holde Erscheinung dort oben auf der Höhe, im Glanze der Jugend, Unschuld und Schönheit, von der Sonne beleuchtet! Wahrlich zum erstenmal sah ich ihr Antlitz genau! Trüge sie den Schmuck, der ihrem Liebreiz ziemt, sie würde die edelsten Damen des Landes überstrahlen. Thorheit! ein armseliges Bauernkind! Wie käme sie dazu?"

Er brach ab und ging weiter, bald schnell bald langsam, bis er seine Burg erreichte.

Lauter Zuruf und fröhliches Hallo begrüßten ihn. Mehrere seiner Freunde und Genossen waren inzwischen angekommen und neckten ihn nun weidlich, weil er, wie sie sagten, mit leeren Händen von der Jagd heimkehre. Der Graf bewillkommnete seine Gäste zwar freundlich, aber er ging nicht wie sonst auf ihre Scherze ein. Auch bei der Abendmahlzeit saß er gegen seine sonstige Art in sich gekehrt und nachdenklich da.

„Heda, werter Neffe und Zechgenosse", rief Ritter Kuno, sein Oheim, ihm zu, „was sinnt Ihr Gutes? Denkt Ihr der Braut, die Ihr Euch küren wollt? Wird Euch die Wahl schwer oder habt Ihr die rechte bereits in Kopf und Herzen?"

„Mir scheint das letzte", lachte ein andrer Ritter. „Vielleicht ist ihm im Walde ein Gnomen-, Nixen- oder Elfenkind erschienen, das er uns demnächst als Herrin zuführt."

„Heidnischer Aberglaube", meinte ein dritter, „mit solchem Spuk läßt

Digitized by Google

Der Markgraf erblickt Griſeldis. S. 189.

Digitized by Google

Digitized by Google

[illegible]

Wenige Tage später schritt der Markgraf Rothmantel mit seinem Knappen Hans hinab zum Flusse. Er wollte fischen gehen.

Bald waren sie in die Nähe des Stromes gelangt und machten sich bereit, die Angeln auszuwerfen, als plötzlich der Graf mit Hans winkte, stehen zu bleiben.

„Siehst du das Mädchen in unsrer Nähe?“ fragte er.

„Wohl, Herr, es ist Griseldis, des Hanskola Tochter“, antwortete der Gefragte. „Ich sah sie gar manchmal im Morgenrothen, wenn ich mit Euch vom Jagen heimkam. Sie ist fleißig und sittsam, ein feines Kind.“

„Armselig und dürftig ist ihre Kleidung“, sagte nachdenklich der Markgraf.

„Ach, Herr“, meinte Hans, „das Mädchen hat wohl an Gold und Gut, doch wie ich sie kenne, ist sie reicher als andere mit ihrer Armut.

Digitized by Google

pflegt sie die Eltern, ist rastlos und nimmermüde im Dienen und Sorgen für die beiden Alten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht. Herr, glücklich sind ihr Vater und auch ihre Mutter im Besitze der Tochter, glücklich wird der Mann, der sie als Gattin heimführt."

Drüben am Flusse stand Griselbis, ohne die beiden zu bemerken; sie spülte emsig Wäsche im brausenden Strom, und als sie fertig war, breitete sie die einzelnen Stücke auf dem Grase am Ufer aus und sang dazu mit leiser Stimme. Nur zuweilen ließ sie die geschäftigen Hände sinken und blickte vor sich hin, als stiegen seltsame Traumbilder in ihr auf, dann aber begann sie ihre Arbeit eifriger als zuvor.

Lange stand der Markgraf und beobachtete das emsige Mädchen, endlich winkte er dem Knappen: „Laß uns gehen, Hans", sagte er, „ich habe die Lust am Fischen verloren."

Verwundert betrachtete der Alte seinen Gebieter, allein er schwieg.

Droben auf dem Schlosse hatte sich wieder Kuno, der Oheim des Landesherrn, eingefunden.

Er schalt und wetterte, daß sein wähleriſcher Neffe mit seiner Brautwahl allzulange zögere.

„Dir steht die Wahl frei", schloß er seine Rede. „Der schönen Jungfrauen gibt es genug. Geduld, sagst du? Immer Geduld! Das ist eine harte Nuß, an der man weidlich knacken muß. Die meine ist längst am Ende. Ich bin dein alter Verwandter und habe das Recht! — — — Wie, was? Er ist fort? Ja, da geht er die Freitreppe hinab! He, Neffe, ein Wort! Er hört mich nicht an, und ich bin so klug als zuvor. Da soll doch . . ."

Verdrießlich setzte sich der ehrenfeste Ritter in seinen Sessel und leerte brummend und murrend einen vollen Humpen nach dem andern.

Spät am Abend wanderte der Markgraf noch immer allein draußen im Felde umher. Er war der ewigen Fragen müde und vermied, seinen Freunden zu begegnen, bevor er selbst wußte, was er wollte. Planlos schritt er auf engen Pfaden dahin, ohne des Weges zu achten. Der Mond war aufgegangen und beleuchtete mit silbernem Scheine die ganze Gegend. Da stutzte der einsame Wanderer und blieb stehen. Er hatte Stimmen vernommen in seiner Nähe und erblickte auch dicht vor sich einige Häuser.

„Beim Himmel", murmelte er, „bannt mich ein Zauber an diesen Ort? Seit drei Tagen endet mein Gang an demselben Platze."

Er stampfte unwillig leicht mit dem Fuße, und doch blieb er von einem Gebüsch gedeckt lauschend stehen, denn Griselbis trat aus der Hütte, die Spindel in der Hand, und setzte sich auf eine Rasenbank. Mehrere Mädchen des Dorfes eilten zu ihr.

Digitized by Google

„Endlich, Griſeldis, endlich!“ riefen ſie, „wir warten ſchon lange. Erzähle, erzähle!“

Sie lächelte träumeriſch, ihre Spindel tanzte und ſie ſprach:

„Hier in unſerm Thale lebte einſt ein Mädchen, gering und arm, wie wir alle. Sie ſpann und webte, ſie ſchaffte im Felde bis ſpät in die Nacht. Doch wenn ſie im Dunkel heimwärts ſchritt, ſah ſie oftmals lichte Geſtalten ſchweben, gleich luftigen Schatten ſchnell und leicht. Und manchmal war es, als ob ſie ſprächen:

„Komm mit, komm mit!
Was willſt du ſitzen im Kämmerlein?
Komm, geh' mit uns tanzen im Mondenſchein.
Wir ziehen leiſe die luftigen Kreiſe,
Schaffen und walten nach unſrer Weiſe.“

„Was redeſt du, Mädchen?“ ſagte ſtreng ihre Mutter, wenn ſie zu Hauſe von dergleichen ſprach, „thörichte Gedanken, Hirngeſpinſte trägſt du im Kopfe, hüte dich nur.“

Die Jungfrau ſchwieg wohl, indes ſie meinte, das, was ſie ſähe und höre, ſeien nicht eitel Träume und Täuſchung. Die Nixen unten in der Tiefe des Stromes, die Elfen, die tagsüber im Waldesdickicht ſchlummern, die, meinte ſie, kämen des Abends hervor im Vollmondſchein, mit den Menſchen zu koſen, die Blumen zu küſſen, daß ſie friſcher dufteten und blühten.

„Wie du das alles weißt und erzählſt, Griſeldis“, unterbrach ſie eine ihrer Zuhörerinnen, eine friſche Dirne mit dunklen Haaren wie die andern Mädchen alle. „Wer ſagt dir davon?“

„Mir ſingen's und zwitſchern's die kleinen Vögel“, verſetzte ſie träumeriſch; „auch die Bäume flüſtern und liſpeln im Winde, der Strom da unten rauſcht und murmelt, wer aufmerkſam lauſcht, kann vieles verſtehen.“

„Wir nicht, nur du allein, Griſeldis; du biſt anders als wir, du, mit den Haaren wie Gold.“

Griſeldis lächelte und fuhr dann fort:

„Ein Abend kam, da ſtand die Jungfrau am Saume des Waldes auf einer Anhöhe. Sie ſah nach der langſam ſinkenden Sonne, die Höhen und Thäler roſig verklärte, und ſann und ſann, ſie wußte nicht was. Doch wie beſchworen von ihren Gedanken erſchien mit einemmal vor ihr in all dem Glanz eine hohe Geſtalt, ſtolz und mild. War's ein Traumbild nur? War es Wahrheit? Der König der Elfen dünkte es ihr. Und er ſprach, ſie verſtand nicht der Worte Sinn, ſie ſah nur den Blick der leuchtenden Augen, er drang ihr zum Herzen, tief, tief hinein, und — — ſtill, ſtille“, rief ſie jäh erſchreckend, „was ſprach ich da? Was iſt geſchehen? Wer kommt? Ich . . .“

Digitized by Google

Die Mädchen ſprangen erſchrocken auf: „Was haſt du, Griſeldis? Es regt ſich nichts. Erzähle weiter.“

Griſeldis nahm ihre Spindel auf.

„Heute kann ich nicht, ihr ſeht es ſelbſt“, verſicherte ſie, „mein kleines Märchen macht mir Furcht und Grauen. Auf morgen denn. Gute Nacht, ihr Lieben, und denkt nicht zuviel an das, was ich ſagte. Nixen und Elfen gibt es ja nicht, doch über uns wohnt ein gütiger Vater, der ſchenkt uns allen, was uns gebührt. Gute Nacht, gute Nacht!“

Die Mädchen gingen, Griſeldis blieb allein. Sie wandte ſich langſam dem Hauſe zu:

„Im Mondenſchein tanzen die Elfen den Ringelreih'n
Und erzählen viel von ſeliger Luſt,
Von der Liebe Glück in der Menſchenbruſt.
Von —“

„O ſtill, fort mit den Gedanken!“ unterbrach ſie ſich ſelbſt. „Was ſoll das mir, der armen Bauerndirne? Wenn auch der leuchtende Blick mich traf, daß ich es nimmer vergeſſen kann, er iſt unſer hoher Herr und Gebieter, und ich bin nur Griſeldis, die niedere Magd.“

Zweites Kapitel.

Die Hochzeit.

„Hochzeit! Hochzeit! Der Markgraf hält Hochzeit!“ riefen Ritter und Edle, Bürger und Bauern. Nun, endlich iſt der Tag beſtimmt und alle ſind geladen, Verwandte und Freunde, Vornehme und Geringe. Ja, der vom ganzen Lande erſehnte Tag war gekommen; in feſtlich geſchmückten Sälen und Prunkgemächern ſammelten ſich zahlreiche Gäſte aus Nah und Fern, Grafen und Ritter mit Frauen und Töchtern, ehrenwerte Bürger und Bürgerinnen. Der hohe Wirt empfing ſie freundlich; man lagerte ſich um zierlich hergerichtete Tafeln; man ſchmauſte köſtliche Gerichte, die eifrige Diener überall reichten; man trank den koſtbaren, ſüßen Wein, und Luſt und Leben herrſchte bei allen.

Doch ſeltſam, oben an der Tafel, an der Seite des Landesherrn, ſtand für die Braut ein Stuhl bereit, allein ſie ſelbſt kam nicht. Der Tag rückte vor, man fing an ſich zu wundern.

„Traun, ein Hochzeitsfeſt ſcheint's, das der Braut nicht bedarf“, brummte Ritter Kuno; „ein wunderlich Ding.“

„Der hohe Herr treibt ſeinen gnädigen Scherz mit uns“, meinte Kunz, der dicke Ratsherr.

Digitized by Google

„Das sagt' ich ja immer", sprach der Bürgermeister, „unser Markgraf ist gar ein lustiger Herr."

Indem erhob sich der Landesherr vom Stuhle und rief: „Auf, edle Damen und Herren! Auf, meine Getreuen, rüstet euch, daß wir geziemend die Braut einholen, wie alte Sitte es verlangt."

Ein allgemeiner Tumult, Rufe des Staunens; Fragen: wer, wo, wohin? wurden laut, indes der Markgraf gab keine Antwort weiter, sondern stieg die Stufen hinab in den Hof. Ihm folgten in buntem Schwarme die überraschten Gäste. Sie fanden unten ihre Pferde gesattelt und gezäumt, die Wagen angeschirrt. Bald war der glänzende Zug geordnet und bewegte sich langsam von der Burg hernieder. Allen voran ritt der Markgraf selbst in reichem, fürstlichem Gewande, ihm folgte Hans, sein treuer Knappe, der führte einen schneeweißen ledigen Zelter an der Hand, dann kamen die Gäste zu Wagen und zu Pferd. Bald hatte man Salutz erreicht; das Volk lief schreiend und jubelnd zusammen und folgte allmählich, Männer, Frauen und Kinder eiligen Laufes nach. Sie waren alle begierig die Braut, die künftige Herrin, zu sehen.

Die Fahrt ging weiter durch grüne Gelände, üppige Wiesen, immer voran. Auf Bergen und Anhöhen in nah und fern lagen stolze Burgen und Herrensitze, und mancher edle Ritter meinte, es gezieme sich wohl für ihn, der Schwiegervater des Landesherrn zu sein. Der jedoch sah nicht rechts noch links, sondern lenkte seinen edlen Rappen nach dem kleinen Dorfe unweit von Salutz.

„Zum Henker, Neffe, Ihr habt uns zum Narren", polterte grimmig Ritter Kuno. „Holt Ihr die Braut in Wald und Feld? Oder wohl gar aus . . ."

Das Wort erstarb ihm vor Staunen im Munde, denn jetzt hatte man das Ende des Dörfchens erreicht und hier vor der ärmlichsten Hütte hielt der Fürst und sprang von dem Rappen.

An der Thür des niederen, mit Stroh gedeckten Häuschens lehnte, halb scheu, halb neugierig nach dem Zuge sehend eine Bauerndirne, ein junges Mädchen in schlechtem Gewande. Schweigend warf der Markgraf dem Knappen die Zügel hin und schritt zu ihr. Ein dunkles Rot übergoß ihre Wangen, doch blieb sie stehen, als der hohe Herr sie freundlich fragte, wo ihr Vater sei, der würdige Janikola.

Leise versicherte sie, er sei im Hause.

„So gehe ihn zu rufen, willst du, Griseldis?" fuhr er fort und beugte sich zu ihr nieder; da floh sie eilends in die Hütte hinein.

„Was treibst du, Griseldis? Was gibt es da draußen?" fragte ihre Mutter, die im engen Stübchen emsig die Spindel tanzen ließ.

Digitized by Google

„Wie bin ich erſchrocken“, verſetzte das Mädchen. „Der Markgraf, unſer Herr, iſt vor der Thür, er fragt nach dem Vater.“

„Nach mir?“ rief erſtaunt der alte Janikola aus der Nebenkammer. „Was will der Herr von mir, dem armen Bauern?“

„Ich weiß es nicht, Vater“, gab ſie zur Antwort. „Geht nur, geht, laßt ihn nicht warten.“

Kopfſchüttelnd folgte der Alte der Aufforderung; Griſeldis blieb drinnen. Mit gefalteten Händen ſtand ſie ſtille: „Willſt du, Griſeldis?“ wiederholte ſie leiſe, wie unbewußt, „willſt du . . . ſtill, ſtill, du ungeſtüm pochendes Herz! Was ſoll das ſein? Schnell fort an die Arbeit!“

Sie ging zum Herd, um das Feuer zu ſchüren; doch wieder ſtand ſie und ſah vor ſich hin.

„Was ſchaffſt du, Mädchen?“ weckte ſie die Stimme der Mutter aus ihrem Sinnen; „was ſtehſt und träumſt, ſtatt . . .“

Die Thür ging auf, ſie hielt im Reden inne und ſprang erſchrocken von ihrem Platze auf, denn der Markgraf trat ein mit dem alten Janikola, der beſtürzt, wie es ſchien, ihm folgte. Griſeldis lehnte zitternd am Herde; ſie hörte nicht, was geſprochen wurde, wie Nebel ſchwamm alles um ſie her und dann — dann ſtand er plötzlich vor ihr, ergriff ihre Hand und, wie im Traum vernahm ſie die Worte: „Dich wähl' ich, Griſeldis; ſprich, wirſt du mir folgen nach deiner Eltern und meinem Willen als mein treues Weib?“

Ein Schwindel ergriff ſie: „Mein Herr und Gebieter! Ich! — o, mein Gott!“ ſtammelte ſie bebend und wäre zu Boden geſunken, doch er hielt ſie aufrecht und ſagte ſanft: „Zittere nicht, Mädchen, und fürchte dich nicht. Sieh', dich hab' ich gewählt vor allen Jungfrauen zu meiner Gattin, zur Herrin des Landes. Mein Wort iſt ernſt, mein Wille iſt feſt. Willſt du mir nun folgen als liebendes Weib, ſo verſprich mir das eine in dieſer Stunde: Gehorſam und Treue nach Gottes Gebot.“

Griſeldis hatte ſich aufgerichtet, als ſei jede Angſt, jeder Zweifel überwunden. Mit leuchtenden Augen ſprach ſie laut:

„Ich bin nur Griſeldis, die geringe Magd, doch was ich gelobe, vermag ich zu halten. Ich will Euch dienen, ich will Euch gehorchen, was immer Ihr fordert, in Liebe und Treue bis in den Tod.“

Draußen auf der Straße hielt wartend das Gefolge des Landesherrn. Ungeduldig ſtampften die Pferde den Boden, verwundert blickten die Leute ſich an und fragten und flüſterten untereinander: „Wo ſäumt der Herr? Was ſoll das bedeuten?“

„Zum Henker, der Vetter hält uns zum Narren, es iſt kein Zweifel“, murrte Kuno.

Da trat der Fürſt durch die enge Pforte, an der Hand das Mädchen

Digitized by Google

in dem schlechten Gewande. Stolz flog sein Blick über die edlen Damen, die vornehmen Herren und die ganze Versammlung, dann rief er laut: „Seht hier, die Braut, die ich mir erkoren! Seht, meine Getreuen, hier eure Herrin!"

Ein Murmeln des Staunens ging in die Runde; doch Kuno, der alte Haderer, sagte: „Die Bauerndirne des Landes Gräfin? He, werter Neffe, Ihr treibt Euren Spott."

Der Graf sah ihn an und sprach weiter, als habe er kein Wort gehört: „Drei edle Damen hab' ich ersehen, die Braut zu schmücken, so wie sich's gebührt für sie, die ich mir auserwählte. Komm, Hans, mein Knappe, bringe die Gewänder, die Kleinodien und Perlen, die ihr geziemen."

Und wieder stand harrend das Volk umher, da trat sie heraus zum zweitenmal, von den edelsten Frauen des Landes geleitet, in fürstlichem Schmucke. Ein jeder staunte die Jungfrau an, die still stand mit gesenktem Haupte. „Wie, ist denn das wirklich Janikolas Kind?" — „Ist das Griseldis, unsre Gespielin?" fragten die Bauern und Mädchen des Dorfes. — „Wie schön die Jungfrau, voll Anmut und Liebreiz", flüsterten die Ritter und Edeldamen. Doch als nun der Markgraf ihre Hand ergriff und den Trauring an ihren Finger schob, als er sie emporhob auf den weißen Zelter, da jubelten alle wie aus einem Munde: „Hoch lebe der Markgraf, der Herr des Landes, es lebe die Maid, die sein Herz gewann!"

Griseldis blickte zurück nach der Hütte; dort stand der Vater, die Mutter winkte, ein letzter Gruß noch hinüber, herüber und fort ging die Fahrt aus der friedlichen Heimat, hinauf nach dem Schlosse voll Pracht und Glanz.

Einsam blieben die Eltern im Hause. Der Vater schritt still im Stübchen umher; er hob die armseligen Kleider seiner Tochter vom Boden, wo sie noch lagen, und packte sie sorglich in eine Lade.

„Was schaffst du, Alter?" fragte die Mutter erstaunt, „was willst du mit den elenden Hadern thun?"

„Die will ich bewahren", versetzte finster der Bauer; „wer weiß, ob das Mädchen sie nicht wieder braucht."

„Aber, Mann!" rief die Frau, „was für ein Gedanke! Des Markgrafen Weib, des stolzesten Herrn . . ."

„Laß gut sein, Alte", unterbrach sie der Vater, „das eben ist's: der stolze Markgraf und unsre Tochter, die Bauerndirne, das paßt nicht zusammen, das hält nicht stand."

In der Burg oben feierte man fröhliche Hochzeit; da schmausten und zechten und jauchzten die Gäste bis spät in die Nacht.

Als die Festzeit vorüber war, nahmen sie Abschied von dem Landes-

Digitized by Google

herrn und ſeiner Gemahlin. Sie wünſchten dem Paare Segen und Heil und kehrten heim nach ihren Wohnſitzen, der eine hierhin der andre dorthin. Drei Herren nur ritten dieſelbe Straße, das war Ritter Kuno, der verdrießliche Graukopf, Junker Kurt, ein heiterer Geſelle und außerdem noch deſſen Bruder Leupold. Sie plauderten mancherlei auf der Fahrt von der Heirat des Grafen und der neuen Gräfin.

„Ja, ja!“ rief fröhlich Junker Kurt, „unſres Vetters Augen ſind ſcharf und klar. Aus der Verborgenheit brachte er ein Kleinod zu Tage, wie es, traun, ſich am Hofe des Kaiſers kaum findet. Keinem andern wäre dasſelbe gelungen, ſag', Leupold, hab' ich nicht wahr geſprochen?“

„Recht haſt du“, rief feurig der junge Leupold, „mit der ſchönen Herrin kann ſich keine vergleichen, ſoweit wir auch blicken im ganzen Lande. Wie ſchimmert ihr Haar, wie leuchten ihre Augen, blau wie der Himmel, der in ihnen ruht; wie klug ihre Rede und voll Anmut ihr Weſen, als ſei ſie aus fürſtlichem Stande geboren.“

„Gemach, junge Geſellen“, brummte verdrießlich der alte Kuno, „ſpart euer Lob eine Weile, wer weiß, welch' Liedlein ihr ſpäter ſingt.“

„Hei, werter Ohm, was habt Ihr zu knurren“, rief Junker Kurt ſpöttiſch dem Alten zu, „was gefällt Euch nicht an der ſchönen Herrin?“

„Die Bauerndirne, die“ . . . .

„Iſt des Landes Markgräfin, unſres Vetters Gemahlin“, unterbrach den Alten ſcharf der junge Leupold, „daran denkt, Herr Ohm, und hütet Euch wohl.“

„Nun, nun, ich kann ſchweigen“, murrte Ritter Kuno, „he, dort iſt meine Feſte, lebt wohl ihr Herren.“

Grollend kehrte er ſeinen Gefährten den Rücken und hörte nicht, wie Kurt ſpöttiſch ſagte: „der arme Kuno! nun muß er es büßen, daß nicht ſeine Tochter die Wahl getroffen.“

„Die ſtolze Mechthild!“ warf Leupold ein, „allzuklug iſt der Markgraf, er ließ ſich nicht fangen. Nun ſitzt ſie und ſchmollt und die Mutter ſchilt auf den thörichten Vater, der alles verſchuldet hat, wie ſie meint!“

Laut lachend gaben ſie den Roſſen die Sporen und jagten weiter nach ihrer Burg. Doch wo ſie Städte und Dörfer berührten, erzählten ſie ſtets von der ſchönen Gräfin und prieſen des Markgrafen glückliche Wahl. Bald drang die Kunde in die fernſten Gauen, Herren und Fürſten und edle Damen machten ſich auf nach Salutz, das Wunder zu ſehen. Ein jedes ſtaunte und konnte nicht begreifen, daß ſolche Würde und ſolcher Liebreiz, wie ſie Griſeldis zeigte, die Gemahlin des Markgrafen, aus ärmlicher Hütte hervorgegangen ſei.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Die erste Probe.

Im gräflichen Schlosse in dem großen Saale saß Ritter Kuno, brummig wie immer, auf einem Sessel, am Fenster standen Kurt und Leupold.

„Unser Vetter bleibt lange", meinte der letztere gähnend.

„Was schadet das uns?" sagte der heitere Kurt. „Seine schöne Gemahlin versieht seine Stelle und wartet des Herrscheramtes voll Weisheit und Güte."

„Ja, bei Gott!" rief Leupold, „sie herrscht und waltet in Reich und Haus, als sei es wahr, was die Leute sagen, vom Himmel sei sie herabgesendet zur Wohlfahrt des Landes, dem Volke zum Segen, ihrem Gatten zum Glück."

„Und den Frauen allen zum Vorbild", sprach Kurt, „was meint Ihr, Ohm?" . .

„Laßt mich in Frieden", polterte Kuno, „was kümmert's mich? Mir scheint sie jedoch", fuhr er spottend fort, „ein Weib zu sein wie alle andern, gar sanft von außen und voller Klugheit. Der gute Markgraf, nun der ist verliebt und blind, wie auch ihr. Ja, lacht nur und spottet, ihr klugen Gesellen, ich bin alt und erfahren und kenne die Weiblein; seit Mutter Eva sind sie sich gleich. Sie führen uns lieblich am Gängelbande, sind fügsam und freundlich, so lange wir thun, was ihnen gefällt."

„Die Gräfin ist nicht wie alle die Frauen, die Ihr da schildert", fiel Leupold ein; „nein, würdiger Ohm, sie liebt ihren Gatten, und sein Wille allein ist ihr Gebot."

„Das käme drauf an", lachte grimmig der Alte. „Die Frau aus niederem Stande geboren — ich hab's nicht vergessen und kenne manche, die denken wie ich — die Frau, so sage ich, was macht sie besser und würdiger als alle? Wer hat's erprobt? Wo sind die Beweise? Sie ist jetzt Herrin und Fürstin im Lande, ein jeder dient ihr, der Markgraf wie ihr alle, indes zeigte er sich als Herr und Gebieter, was gilt die Wette, sie hielte nicht stand!"

„So, meint Ihr das, Oheim?" fragte plötzlich der Markgraf, er hatte schon lange an der offenen Thür gestanden und den ganzen Streit mit angehört.

„Wer weiß, vielleicht irrt Ihr", fuhr er ruhig fort, während der Alte verlegen von Neckerei sprach und Scherz. „Nicht also, Ohm, das ist Eure Meinung, ich kenne sie und die manches andern. Genug jetzt davon!

Digitized by Google

willkommen ihr Freunde! zum erstenmal wieder seit fast drei Jahren seh' ich euch beisammen. Seit meiner Hochzeit, gedenkt's euch noch? Doch kommt zur Tafel, daß wir den fröhlichen Tag heut feiern, mein liebes Weib hat ein Festmahl bereit."

An des Gatten Seite saß Frau Griseldis; sie füllte die Becher, sie plauderte anmutig mit den fröhlichen Junkern und kredenzte dem alten Ohm den Trank nach höfischer Sitte. Der saß und leerte den vollen Pokal, horchte auf die Reden und schüttelte wie staunend das graue Haupt. Der Markgraf dagegen blickte ernst vor sich nieder, dann wieder sprach er laut und eifrig mit allen, lachte und trank und versank abermals in Schweigen.

Das Mahl war beendet, die Gräfin erhob sich mit freundlichem Gruß und ging hinüber nach ihrem Gemache.

Dort saß auf dem Schoße einer alten Dienerin ein rosiges Kindlein von fast zwei Jahren. Es jauchzte der Eintretenden freudig entgegen, streckte die Ärmchen aus und rief: „nehm' Mutter, nehm'!" Sie hob es empor und trug es im Zimmer umher; sie kos'te mit ihm, lachte und scherzte, bis es müde die glänzenden Augen schloß und das Köpflein senkte. Da legte sie es sanft in sein kleines Bettchen, setzte sich zu ihm und sang ganz leise:

„Schlafe, mein Liebling, mein süßes Kind,
Im Schutze der Mutter ruhst du gelind.
Der Vater im Himmel, der dich uns geschenkt,
Der alle Geschicke des Weltalls lenkt,
Der kennet auch dich, schlaf' sanft mein Kind,
Im Schutze der Mutter schläft sich's gelind."

Die Dienerin hatte das Zimmer verlassen, die Gräfin saß allein bei dem schlummernden Kinde. Sie betrachtete sinnend die rosigen Wangen und murmelte lächelnd: „Wie süß es ruht, mein kleines Mädchen! wie groß ist mein Glück, ich fasse es kaum. Dein Vater freilich hätte es lieber gesehen, wärst du ein Knabe, doch er liebt dich auch so, wenn du den Bart ihm zupfst mit den kleinen Fingern;" — sie lachte leise und saß dann wieder still, wie in seliges Träumen und Denken verloren.

„Drei Jahre sind's nun", begann sie wieder, „da kam er herab in die niedere Hütte, und er warb um mich, um die arme Griseldis; er, der hohe Herr, den ich so oft von ferne gesehen, staunend, verwundert, dessen Blick mich traf, daß der leuchtende Strahl mir zum Herzen drang. Mir war's wie ein Traum, daß er mich liebe, mich, die niedere Dirne, und doch ist es Wahrheit, ich bin sein Weib. O Herr, mein Gott! du gabst mir das große unendliche Glück! lehre mich Demut, daß ich niemals vergesse, was ich einstmals war."

Die Stunden verrannen, sie saß noch immer an des Kindes Wiege.

Digitized by Google

„Wach' auf, Griseldis!" unterbrach eine Stimme die tiefe Stille in der Kammer. Sie schrak zusammen und sprang vom Stuhle auf. An der Thür stand der Markgraf; wie bleich war sein Angesicht, wie bleich und streng.

„Was ist geschehen, mein Gemahl", fragte sie bestürzt, „zürnst du mit mir?"

Er schüttelte das Haupt und kam näher. „Ich zürne dir nicht", begann er finster, „doch kam ich zu dir, um mit dir zu reden. Ein ernstes Wort ist's, darum höre mich an."

Er trat an die Wiege und betrachtete das Mädchen. „Dies Kind ist dir teuer", fuhr er fort, „und ist es auch mir; doch teurer ist mir der Friede des Landes. Griseldis, du weißt, welchem Stande du entsprossen bist; nun sieh', um des unschuldigen Mägdleins willen, dein Kind und meines, droht Aufruhr und Zwietracht. Das ganze Volk, der Adel und die Bürger, sie schreien und zetern: Die Enkelin des armen Janikola, des niedrigen Bauern, kann nimmer Herrin des Landes sein. So muß ich das schwere Opfer bringen: das Kind soll verschwinden für alle Zeiten, und von dir verlang' ich, als meiner Gattin, daß du meinem Gebote dich willig fügst. Du hast mich verstanden, du weißt, was du thun mußt, wenn Hans kommt, mein Knappe, das Kind zu holen."

Damit wandte er sich rasch und ging hinaus. Sie blieb zurück, stumm, ohne Bewegung, wie sie alles angehört, was er geredet. Stumm schritt sie endlich nach dem Bettchen und sank auf die Kniee, die Hände gefaltet, das Haupt gesenkt, wie in heißem Gebet.

Die Stunden verrannen, Mitternacht schlug, da klopfte es mit zagendem Finger an die Thür. Sie sprang vom Boden und öffnete selbst; Hans trat herein, der alte Knappe, langsam und zaudernd.

„O Herrin", begann er, „der Markgraf, mein Gebieter! schickt mich — ich soll — das zarte Fräulein! ich soll es —" seine Stimme brach, er konnte nicht reden.

„Weine nicht, Hans", sprach die Markgräfin ruhig, „es ist der Vater, der dir befiehlt, ich bin sein Weib, sein Wille ist meiner. Thu, was du sollst."

Sanft hob sie das Kind aus den weichen Kissen, hüllte es sorgsam in warme Decken und gab es behutsam dem alten Diener.

„Weck's nicht auf aus dem Schlafe, trage es sachte", sagte sie bittend; „und, wenn alles vorüber, und dir dein Herr nichts anders gebietet, dann bedecke den Körper mit Erde und Rasen, damit nicht die Tiere des Feldes" . . sie hielt inne und winkte dem Alten, sich zu entfernen. Der stand und schaute auf das Kind in seinen Armen, eine Thräne rann ihm in den grauen Bart.

Digitized by Google

„O Herrin, verzeiht“ . . .

Da wandte ſie ſich zu ihm, aufrecht ſtand ſie und weinte nicht.

„Geh', Hans, trag's von hinnen, eh es erwacht“, gebot ſie noch einmal, und er ſchritt aus der Kammer. Still blieb es darinnen, ganz ſtill, wie zuvor.

Tage vergingen, Wochen und Monate, Griſeldis waltete in dem Schloſſe, wie ſonſt als Hausfrau und Herrin mild und gütig. Sie war beſorgt für das Wohl ihrer Untergebenen, wußte für jede Klage Troſt und Rat, ſie teilte mit dem Gatten Freud und Leid, wie ſie von Anfang an gethan.

Das Hofgeſinde ſchwatzte viel von dem verſchwundenen Kinde, von der Härte des Grafen, man konnte nicht begreifen, wohin wohl das zarte Fräulein gekommen, doch ſie achtete nicht auf ſolche Reden, die ihr oftmals zu Ohren kamen, ſie blieb ſich gleich, voll Liebe und Sanftmut.

Viertes Kapitel.

Neue Prüfungen.

Jahre kamen, Jahre ſchwanden, das verſchwundene Kind war, ſo ſchien es, vergeſſen, denn weder der Vater noch auch die Mutter gedachten ſeiner in ihren Geſprächen. Da verbreitete ſich im Lande die frohe Nachricht, in dem Grafenſchloß ſei wieder ein Kind geboren, ein Sohn und künftiger Erbe des Herrſcherſtuhles. Darüber erhob ſich allenthalben großer Jubel, der Markgraf beſonders ſchien hoch erfreut. Der Knabe gedieh, war kräftig und geſund, bald verſuchte er keck die kleinen Füße, lachte und plapperte in ſeiner Weiſe und war der Liebling im ganzen Schloſſe.

An einem Abend war die junge Gräfin allein bei dem Kinde, wie ſie oftmals pflegte. Es lag in ſeinem Bettchen in ſüßem Schlummer. Ihre Hände ruhten müßig im Schoße, und ſie ſah auf den kleinen Schläfer hernieder mit ſchmerzlichem Lächeln.

Gedachte ſie wohl einer vergangenen Zeit, da ſie auch ſo wie heute an der Wiege geſeſſen? ſie murmelte leiſe für ſich: „So alt wie der Knabe! ſo hold und lieblich war auch“ . . . mit leiſem Schrei ſprang ſie auf: an der Thür ſtand wie damals ihr Gemahl finſteren Angeſichts, ſtreng und ernſt. Mit zitternder Hand erfaßte ſie das kleine Bett, als wolle ſie das ſchlafende Kind beſchützen.

Digitized by Google

„Was ist geschehen?“ fragte sie angstvoll; „was willst du thun? unser Kind! dein Sohn!“ . . .

„Ist Janikolas Enkel“, unterbrach er sie rauh, „das hast du vergessen, Griseldis, wie mir scheint. Du hörst nicht das Schreien und Toben des Volkes. Bei hoch und nieder, bei arm und reich heißt's überall: „der Bauernjunge, der soll einst unser Herr, unser Markgraf sein? Das dulden wir nicht, das wird nicht geschehen! Der Lärm und Aufruhr nimmt überhand. Ich hätt' es dir gern und auch mir erspart, doch ich will Frieden mit meinem Volke, und darum muß der Knabe dem Mädchen folgen; so schwer es mir wird, mein Wille steht fest. Willst du, mein Weib, mir widerstreben?“

„Nein, mein Gemahl“, versetzte sie sanft, „wie ich damals gethan, so thue ich auch heut. Wir sind dein eigen, meine Kinder und ich, so handle mit uns, wie dir gefällt. Dein Wille ist meiner, was du auch forderst, in Liebe und Treue bis in den Tod.“

Er gab keine Antwort, sondern beugte sich herab zu dem schlafenden Kinde:

„Mein armer Knabe!“ sagte er weich; wie von Schmerz übermannt, wandte er sich ab und ging hinweg.

Am andern Morgen stand das Hofgesinde in allen Winkeln zusammen. Sie rangen die Hände, schwatzten und klagten: „Es ist kein Zweifel! das Herrlein ist fort! Warum! wohin?“ „Ja, wer kann das wissen?“ „Der Herr hat's befohlen! er ließ es morden, weil er sich der Herkunft unsrer Gräfin schämt!“ „Es ist nicht möglich! die eignen Kinder!“ „Der Wüterich! Der Mörder!“ „Die gütige Herrin! was wird sie beginnen?“ So fragte und klang es durcheinander.

Da trat die Gräfin aus ihrer Kammer, sanft und freundlich, als sei nichts geschehen. Sie schickte die Diener an ihre Arbeit, hieß die Mägde ihr Tagewerk verrichten und ordnete alles, wie sie immer gethan. Schweigend folgte man ihren Geboten, doch fragte bald der, bald jener verwundert: „Ist es denn möglich? Ist sie die Mutter? unsere gütige Herrin? Und sie schweigt und weint und klagt niemals?“

„Das will ich euch sagen“, sagte Hans, der Knappe, als er von einer Ausfahrt wiederkehrte und alles erfuhr, „unsere edle Gräfin ist still nach außen, stark und mutig, sie klagt nur im Herzen und vor unserm Herrgott, und der gibt ihr die Kraft zum Dulden und Leiden.“

Die Nachricht von dem Verschwinden des Knaben verbreitete sich schnell im ganzen Lande. Wie im Schlosse, so auch auf dem Markt und in den Straßen redete man von der Härte des Grafen und murrte und grollte über die grausame That.

Digitized by Google

Der Markgraf indes kümmerte ſich wenig um das Gerede, er lebte wie früher, verwaltete ſein Amt recht und gerecht, jagte, fiſchte und feierte Feſte mit ſeinen Freunden. War er allein mit ſeiner Gemahlin, ſo ſprach er oft von den verlorenen Kindern und beklagte die Härte ſeines Schickſals, das ihn zwinge ohne Erben aus dem Leben zu ſcheiden.

So ſaß er auch einſt bei ihr im Gemache, wie es ſchien in düſteres Sinnen verloren. Die rechte Hand lag geballt auf dem Tiſche, und der perlende Trunk verſchäumte im Becher. Unweit am Fenſter war Frau Griſeldis mit Spinnen beſchäftigt. Sie drehte die Spindel mit emſiger Hand, zupfte den Faden und ſchwieg wie ihr Gatte, obgleich ſie ihn ängſtlich beobachtete. Sie wagte es nicht ſein Nachdenken zu ſtören, denn er war in letzter Zeit oft rauh und heftig gegen ſie ohne Urſache.

„Eine Thorheit beging ich", unterbrach er plötzlich die tiefe Stille. „Ich habe, was ich trage, ſelber verſchuldet. Doch wäre die Thorheit noch größer als früher", fuhr er fort, ſich vom Stuhle erhebend, „wenn ich aus weibiſcher Schwäche verſäumte zu ändern, was noch zu ändern iſt. Hätt' ich klüglich mein Weib" . . . er hielt inne, ſchritt aus dem Zimmer und ſchlug ſchmetternd die Thür zu.

„Was war das?" murmelte Frau Griſeldis, die Spindel entglitt ihrer zitternden Hand, „o, mein Gott, mein Gott! du gabſt einſt das Glück! Lehre mich auch Leid und Weh ertragen, ſo wie ich ſoll nach deinem Gebot."

Auf dem Wege nach Saluz trabten zwei Reiter, kraftvolle Männer in ritterlichem Gewande; es waren die Brüder Leupold und Kurt. Lange waren ſie ſchweigend geritten, ſchon lag die Stadt und die ſtolze Burg vor ihren Augen, da begann Leupold:

„Was mag nur der Markgraf von uns begehren, daß er uns heute zu ſich beruft? Ich geſteh's, nicht gern mache ich diesmal die Fahrt."

„Es geht dir wie mir", verſetzte Kurt, „auch ich vermeide jede Begegnung mit unſerm Verwandten, ſeit" — er hielt inne — „nun ſeit er ſein ganzes Weſen verändert, und nicht mehr iſt, was er früher war."

„Beſſer ſagſt du, was er geſchienen", warf Leupold ein, „denn wahrlich, Bruder . . ."

„He! holla! haltet an! Hei, werte Neffen, der Alte will mit!" rief eine Stimme dicht hinter ihnen.

„Bei Gott! unſer Oheim, der alte Kuno!" ſagte Kurt überraſcht.

„Ganz recht, der iſt's!" meinte lachend der Alte, „ich ließ wacker mein Tier ausgreifen, als ich euch erblickte. Doch es that nicht not, ihr rittet fein langſam."

„Es eilt uns nicht", verſetzte Leupold, „wir erfahren frühe genug, weshalb uns der Markgraf zu ſich geladen."

Digitized by Google

„So, so, auch euch!“ sprach der Ritter nachdenklich, „und wie ich hörte noch viele andre. Doch, Freunde, wißt ihr, was sich begeben hat? Ihr scheint nichts zu ahnen, so vernehmt denn von mir: der Markgraf Walter, unser edler Vetter, ließ sich vom heiligen Vater in Rom, dem Papste, den Scheidebrief schreiben. Es ist ihm gestattet ein andres Weib heimzuführen, die ihm gleich ist an edlem Rang und Stand.“

„So hat er denn endlich sein Werk gekrönt“, nahm Leupold das Wort. „Ich wollte es nicht glauben, daß alles wahr ist, was die Leute reden. O, edler Herr und Gebieter des Landes, wie zeigst du dich uns in deiner Hoheit!“

„Ich reite nicht weiter! ich kehre um!“ rief Kurt voll Groll, doch der Oheim faßte sein Pferd am Zügel.

„He, toller Neffe!“ rief er lachend, „noch immer der Alte? schnell fertig mit der That! Was hilft Euer Wüten! Ihr ändert doch nichts am Laufe der Welt, der bleibt bestehen, wie ich immer gesagt: Nur Gleiches soll sich zu einander gesellen und — so schön sie war, die Frau unsres Vetters und heute noch ist, das muß man ihr lassen, und ob man sie auch überall preist, und von ihr redet als Landesmutter, sie ist doch nur von niederer Geburt“ . . .

„Die gilt mehr als jegliche Tugend, in Euren Augen, mein würdiger Ohm“, warf Kurt mit bitterem Spotte ein.

„So ist es, Herr Neffe“, versetzte der Alte. „Was würde aus uns und unserm Stande, wenn alle so dächten wie Ihr? Warum, wenn Name und Art Euch gleich ist, warum freit Ihr nicht selbst eine Bauerndirne, wie unser Markgraf? Es gibt noch viele.“

„Doch keine wie sie, die er gefunden, der stolze Herr, der sich ihrer nun schämt“, sagte Leupold finster.

„Das alte Lied!“ lachte der Ritter, „he, teure Neffen, singt ihr's noch immer? Dann rat' ich euch, reitet nur fein nach der Burg, vielleicht seht ihr dann, wie sie jetzt sich bewährt und — — nun, nun, nur gemach! gemach, ihr Gesellen, ich bin ein Graubart; wenn ich auch spotte, ich bin euer Ohm, darum . . . “

Doch die Brüder gaben den Rossen die Sporen und jagten davon. Der Alte sah ihnen lachend nach, während er in langsamem Trabe folgte.

„Noch immer dieselben“, brummte er vergnügt, „voll Leben und Feuer! Na, rennt nur voran, ich komme schon nach; die Neugier treibt sie ja doch aufs Schloß, das dachte ich mir gleich. Auch ich bin begierig, was es heute wohl gibt. Auf den Märkten und Straßen sind überall die Briefe angeschlagen. Ich denke, er wählt sich bald ein andres Weib, eine edle, schöne — tugendhafte — so wie seine erste — ja, was wahr ist, bleibt

Digitized by Google

wahr — ſchön iſt ſie die Frau und voll Güte und Würde, eine Landesmutter — he, alter Kuno! nun ſtimm ich gar ſelbſt in den Lobgeſang ein? Ja, wäre ſie nur keine Bauerndirne!"

So redete der Alte mit ſich ſelber beim Vorwärtsreiten. Endlich erreichte er die Burg auf der Höhe. Er ſtieg vom Pferde, übergab es dem Knappen und ſchritt hinein nach dem großen Saal. Dort ſtand der Markgraf in fürſtlicher Pracht, umgeben von den edelſten Herren des Landes, dort lehnten auch Kurt und Leupold an einem Fenſter.

„Willkommen, Ritter Kuno, mein wackerer Oheim!" rief der Landesherr dem Ankommenden freundlich entgegen, „zur rechten Stunde triffſt du hier ein. Denn wichtige Nachricht euch zu verkünden, ließ ich euch rufen, ihr werten Freunde, ſo hört denn." Und nun ſprach er weitläufig, wie er eingeſehen, daß es gut ſei, dem Rate kluger Männer zu folgen, und wie er vom Papſte die Erlaubnis erhalten, ſich von ſeiner jetzigen Hausfrau zu ſcheiden und eine andre heimzuführen von edler Geburt, wie es ihm gezieme.

„Schon' hab ich ein Fräulein mir auserkoren von fürſtlichem Blute", ſchloß er ſeine Rede, „das geleite ich ſogleich als Herrin hierher, wenn ſie, die fälſchlich noch gebietet, mein Schloß für immer verlaſſen hat. Ich gehe und laſſe ſie hierher entbieten, damit ihr bezeugt, was heute geſchieht."

Er verließ den Saal, und ein dumpfes Gemurmel erhob ſich ringsum: „Wahr iſt's", ſprach der eine, „ein edles Fräulein von hoher Geburt, das iſt uns genehmer." „Mir gilt es gleich, das iſt ſeine Sache", meinte ein andrer, und wieder ein dritter: „Recht hat der Herr, wer wollte ihn tadeln?"

„Nun, werte Neffen", höhnte Kuno, „ihr ſchweigt ja zu allem und tretet nicht als tapfere Ritter auf für die Frau die . . . "

Ein zorniger Ruf unterbrach den Spötter, doch kam keine Antwort, denn der Graf kehrte wieder, und alles verſtummte. Da öffnete ſich abermals die Pforte, unwillkürlich wichen die Gäſte in den Hintergrund des Gemaches zurück, allein aller Augen richteten ſich auf ſie, die ruhig und gelaſſen, wie ſie immer pflegte, leichten Schrittes den Saal betrat. Sie achtete nicht der vielen Blicke, die auf ihr ruhten, ſie ſah nur den einen, der allein inmitten des Saales ſtand.

„Was begehrſt du von mir, mein Herr und Gemahl?" fragte ſie ſanft.

„Tritt näher, Griſeldis", ſagte er rauh und haſtig, als ſei es ihm unlieb, ſie anzureden; „du warſt mir lieb, und ein treues Weib fand ich in dir bis zu dieſer Stunde. Kein Tadel trifft dich, doch eins vergaß ich, als ich dich auf das Schloß meiner Väter führte, daß für den Grafen, den Herrn des Landes, die niedere Tochter des Bauern nicht paßt. Im Laufe der Jahre erkannte ich dies klar, und ſo wandte ich mich vor kurzem an

Digitized by Google

den heiligen Vater in Rom und erhielt die Erlaubnis unsern Ehebund zu lösen und mich meinem Stande gemäß zu vermählen."

Er hielt inne, als erwarte er eine Antwort, aber sie stand still mit gesenktem Haupte, und still war es in dem weiten Raum.

„Wohlan, Griseldis", begann er wieder, „so verlaß denn mein Haus und kehre zu deinen Eltern zurück. Eine andre Herrin dieses Schlosses habe ich mir gewählt, ein edles Fräulein; so gehe denn hin und nimm mit dir alles, was dir gehört."

„Was mir gehört?" wiederholte sie leise, da er nun schwieg, „wohl, es soll geschehen."

Ernst und ruhig trat sie zur Seite; sie löste von Hals und Armen die Perlen, sie legte von sich das reiche Kleid, sie nahm den kostbaren Reif aus dem Haar, daß es frei und fesselos sie umwallte, sie zog den funkelnden Ring vom Finger . . .

„Nehmt", sprach sie dabei mit fester Stimme, „nehmt hin das Zeichen Eurer Liebe, das mir nicht gebührt, nehmt den fürstlichen Schmuck. Arm und dürftig kam ich hierher, Eurer Huld verdankte ich Pracht und Glanz. Wie Ihr gebietet scheid' ich von hinnen, nicht Euer Weib, eine Bettlerin. Denn um eines bitte ich, um das Gewand hier, das ich noch trage. Das wollet mir schenken, mein hoher Gebieter, ich kann es nicht missen und" — sie hielt einen Augenblick inne — „und ich lasse Euch ja dafür mein Glück. Arm kam ich hierher, arm geh' ich hinweg, arm wie zuvor — doch nein, verzeiht: die Erinnerung bleibt mir, meine Liebe und Treue. Die brachte ich vormals mit auf das Schloß, ich nehme sie wieder mit mir in die Hütte des Vaters zurück, sie folgen mir immer bis in den Tod. Lebt wohl und glücklich, Gott sei mit Euch und mit der Jungfrau, die Ihr liebt."

Sie schwieg und verließ mit leisen Schritten wie sie gekommen, den Saal. Und still war es in dem weiten Raum, nachdem sie gegangen, nur von außen drang dumpfes Gemurmel herein, dann lautes Klagen und Weinen des Hofgesindes.

„Zum Henker!" brummte plötzlich der alte Kuno, „das ist ja — he! die Sonne scheint mir in die Augen, ich sehe nichts . . . "

„Die Sonne, Herr Ohm?" unterbrach ihn Leupold, „die that Euch nicht wehe!"

„Was kümmert's dich?" knurrte unwirrsch der Alte, indem er sich die Augen wischte und rieb. „Potz Wetter! ich wollte! he Markgraf Walter! Heut habt Ihr ein treffliches Werk vollbracht. Die Frau laßt Ihr gehen? . . "

„Ja, meint Ihr nicht, Vetter?" fiel ihm der Markgraf ins Wort. „Ich denke, ich that nach Eurem Wunsche."

Digitized by Google

„Ich denke", murrte jener voll Grimm, „Ihr habt sie gewählt, nicht ich." . . . Doch Graf Walter achtete seiner nicht weiter, er schritt nach dem großen Bogenfenster und blickte hinab in den Hofraum. Dort wandelte Griselbis dürftig bekleidet, umwallt von dem langen, schimmernden Haar, dem Burgthore zu. Ihr folgten weinend die Mägde und Knechte, am Thorpfeiler lehnte schluchzend der treue Hans; sie hob das gesenkte Haupt empor und grüßte den Alten mit freundlichem Lächeln, dann ging sie hinaus durch die hohe Pforte.

Am Fenster stand noch immer der Markgraf, er merkte es nicht, daß unweit von ihm Kurt und Leupold gleichfalls nach der Scheidenden blickten, sie jedoch stutzten und wichen betroffen zurück, als er halblaut vor sich hin die Worte murmelte:

„Du gehst, mein teures, geduldiges Weib, gelassen und still, wie du alles trugst, was ich dir lieblos angethan. Du ahnst nicht warum, doch halte aus, nur kurze Frist . . . " mehr vernahmen sie nicht.

„Was sprach er?" fragte Kurt den Bruder.

„Ich fasse es nicht, was kann er meinen?" erwiderte jener.

Indem schritt der Landesherr an ihnen vorüber.

„Frisch auf, werte Freunde!" rief er fröhlich, „genug des Ernstes, kommt, ein Imbiß wartet unsrer. Beim funkelnden Weine erzähle ich Euch dann von meiner jungen Braut, Eurer künftigen Herrin."

Schweigend folgten alle dem Gebote. Bald saß man an der gedeckten Tafel. Der hohe Wirt schien heiteren Sinnes; er berichtete, wie seine eigne Schwester, die Gräfin Panico in Bologna mit ihrem Gemahl die von ihm erkorene Braut nach Saluz geleite und baldigst eintreffen werde. Dann mahnte er fleißig die Becher zu leeren, sprach dies und jenes, lachte und trank und allmählich vergaßen die Herren beim perlenden Trank das Vergangene, zechten und plauderten wie sonst. Nur Kurt und Leupold waren still und kehrten bald heim nach ihrer Burg. Der alte Kuno blieb zwar sitzen, doch war er mürrisch und übler Laune, er ließ den Wein im Pokal verschäumen.

Das Gelage währte bis tief in die Nacht.

Derweilen stand in dem kleinen Dorfe vor seiner Tochter der greise Janikola. Er hatte sie schon von fern gesehen und eilte ihr entgegen.

„So ist es geschehen", grollte er finster. „Verlassen, ins Elend hinausgestoßen, von dem, der dir Liebe und Treue schwur! Komm mit, mein schuldlos verratenes Kind, seine Liebe verging wie der Schnee zerschmilzt, was liegt ihm, dem Herrn . . . " Er brach ab und führte sie nach der ärmlichen Hütte mit dem niederen Dach von Stroh, und sie ließ sich von ihm leiten wie einst als Kind.

Digitized by Google

In der Kammer drinnen saß spinnend die Bäuerin; sie sprang auf und schrie laut, als sie die Tochter erblickte: „Wie kommst du hierher, was ist geschehen?“

„Ich bringe sie heim“, sagte der Bauer, „was stehst du und schreist und ringst die Hände? Das Ende ist da, wie ich es gefürchtet. Schweig', Weib, und hole dort aus der Truhe die Kleider wieder, die sie einst trug. Sie bedarf des Gewandes. Griseldis, mein Kind, hier warst du einst fröhlich wie die Vögel im Walde bei Armut und Mangel, nun weine dich aus an den Herzen der Eltern. Fluch ihm, der also . . . “ seine Stimme brach, er wandte sich ab, die Mutter schluchzte, nur Griseldis blieb ruhig und thränenlos.

„Vater, Mutter“, sagte sie sanft, „ihr sollt ihm nicht fluchen, ihr dürft nicht klagen. Mir schenkte der Himmel ein unendliches Glück! Er hat mich geliebt, mich die niedere Magd; und ist auch der selige Traum zerronnen, Gott hat ihn gegeben, er hat ihn genommen, wir müssen ihn preisen in Ewigkeit.“

So suchte sie, den eignen Schmerz überwindend, mutig die Eltern zu beruhigen. Der Tag neigte sich endlich zum Abend, die Nacht strich sanft mit dunklem Fittich über Arme und Reiche, Glückliche und Bekümmerte.

Still ward es allmählich in Janikolas Häuschen, die Eltern schliefen längst in der Kammer nebenan, müde von des Tages Last und Leid; Griseldis stand allein im engen Stübchen, sie ging an das Fenster und blickte hinaus. Auf der Höhe schimmerte es wie ein leuchtender Stern: Kam der Schein von dem Schlosse? Sie wußte es nicht; sie blickte zum nächtlichen Himmel empor und faltete die Hände zu heißem Gebet: „Erhöre mein Flehen, Vater dort oben, erhalte ihn glücklich, was liegt an mir?“

Zu derselben Stunde lehnte droben im Schlosse auf dem Altane ein hoher Mann. Er blickte hinab in das schweigende Thal, als wolle er durch Nacht und Dunkel erkennen, was sich begebe.

„Es ist gelungen“, murmelte er endlich. „Mein edles Weib, dein Thun hat jegliches Herz bezwungen, selbst des alten Kuno trotzigen Sinn. Die Bauerndirne, wie er dich höhnend nannte, sie scheint ihm heute der höchsten Krone wert! Doch du, mein Weib, kannst du vergessen, was ich hart und lieblos dir zugefügt? Wie, wenn ich durch eigne Schuld sie verlor? Ein Frevel war es, nicht eine Prüfung, was ich begann in thörichtem Stolz. Was kümmerte mich das Geschwätz der Sippen, ich kannte mein Weib, das war genug. Weh mir, wenn sie grollend sich von mir wendet, wenn ich ihre Liebe verscherzte, zerstörte — nein“, unterbrach er sich selbst, „nein, eitler Zweifler, ihre Liebe ist stark, sie bleibt getreu, getreu bis zum

Digitized by Google

Tode. Mein teueres Weib, ich muß es noch sühnen, all das Leid, was ich dir angethan.“ Nebenan aus dem Saal drang Gelärm der Zecher, er aber blieb einsam in düsterem Brüten.

Viertes Kapitel.

Die neue Herrin.

Einige Tage waren seitdem vergangen, da wanderten Boten durchs ganze Land. Sie pochten an den Thoren der Städte und Schlösser und brachten vom Markgrafen Briefe und Grüße. Er schrieb:

„Frischauf, edle Freunde, die Zeit ist gekommen, die hohe Braut trifft morgen schon ein. Geschmückt sind Säle und Prunkgemächer, so machet euch sogleich auf zur Fahrt, daß ihr die rechte Zeit nicht verfehlt und mit mir die Hochzeit feiert.“

„Schon wieder Hochzeit! der Markgraf hält Hochzeit!“ riefen Bürger und Edle, Männer und Frauen in Saluz.

„Was tausend!“ ließ sich Kunz, der Ratsherr, vernehmen, „so nah schon der Tag! Hätt's nimmer gedacht.“

„Ja, ja“, meinte stolz der Bürgermeister, „das wußt' ich längst, der Markgraf hat's eilig.“

„Ach, gebe Gott“, seufzte Meister Velten, „daß die neue Herrin der alten gleicht.“

„Da sagen wir Amen!“ riefen alle im Chore, „und möge es ihr besser als jener ergehen.“

„Ja, das muß man sagen“, nahm Kunz wieder das Wort, „eine rechte Landesmutter ist sie gewesen, und keiner von uns wird sie je vergessen. Doch wie dem auch sei, mich plagt die Neugier. Ich will mir die künftige Gräfin beschauen, ich gehe hin.“

„Und ich! und ich!“ hieß es wieder im Chore.

Wie dort in Saluz war es allenthalben, wo die Boten hinkamen. Am andern Morgen machten sich auf edle Herren und Damen, Bürger und Frauen von nah und fern. Sie alle zogen im reichsten Putze nach dem Schlosse. Im Burghof waren die Diener bereit zum Empfang und geleiteten die Ankommenden in die Säle hinauf. Hier war alles mit Blumen und Kränzen geziert, die Tafeln gedeckt und schön geschmückt. Der Markgraf schritt unter seinen Gästen umher und hatte für jeden ein freundliches Wort.

Digitized by Google

Die Mittagsstunde rückte heran, die Geladenen waren fast alle versammelt, da kamen zuletzt drei stattliche Ritter, der eine mit eisgrauem Haar und Bart, die andern beiden mit dunklen Locken, es waren Kuno, Leupold und Kurt. Sie hatten sich auf dem Ritte zusammengefunden, wie schon einmal vor wenig Tagen.

„Hei, seid willkommen!" rief der Markgraf erfreut, „ihr fehltet mir noch bei der festlichen Feier, zur rechten Stunde trefft ihr ein. Schon verkündete ein Späher das Nahen des Zuges. Mein edler Schwager, der Graf Panico und meine Schwester begleiten die Braut. Ich denke, ihr seid zufrieden mit meiner Wahl, mein würdiger Ohm."

„Was geht das mich an?" sagte der Alte grämlich, „ich wollte . . "

Er schwieg und schaute betroffen nach dem Kreise der dienenden Mägde hinüber. In ihrer Mitte stand eifrig beschäftigt eine ernste Frau im Bauerngewande. Sie sah nicht umher, sie sorgte und ordnete überall, wo es not that und schien es nicht zu bemerken, wie viele der Anwesenden sie verwundert betrachteten.

„Das ist ja — wie? Vetter Walter! nicht möglich!" polterte zornig der alte Kuno, „das ist ja . . . "

„Griseldis, Janikolas Tochter", fiel ihm der Markgraf gelassen ins Wort. „Wundert Euch das, mein lieber Ohm? Sie kam hierher, weil ich ihrer bedurfte. Mir fehlt es im Hause an einer Schaffnerin, sie kennt mich und weiß, wie ich alles wünsche. So hat sie denn jegliches hergerichtet, was ich verlangte und wie sich's für ihresgleichen ziemt."

„Ihresgleichen Graf Walter", der Ritter erhob sich, glühend vor Zorn, „ich will Euch sagen!"

. . . „Sie kommen! sie kommen! schon ist der Zug an der Freitreppe unten!" meldeten laut die Diener von außen. Der Graf ließ den grollenden Alten stehen und eilte aus dem Saale. Hinter ihm drängten sich die Gäste nach, die Ankommenden zu sehen.

„Wo ist sie? Habt ihr die Braut bemerkt?" rief und fragte man durcheinander. Selbst Kurt und Leupold erhoben sich von ihren Plätzen, nur der alte Kuno blieb stehen, doch wandte er sich um, als die Thür sich öffnete. Still ward es rings um, das Gedränge löste sich: An der Hand des Grafen trat ein Mägdlein herein, zart und schlank in weißem Gewande; das goldig schimmernde, wallende Haar mit Blumen geschmückt. Sie senkte errötend das Köpfchen vor den vielen Blicken, die auf ihr ruhten und folgte zaghaft ihrem Führer. Er schritt neben ihr her, hoch und stolz in fürstlichem Schmucke, und ein Flüstern erklang im ganzen Saal: „Wie jung die Braut noch ist, ein Kind fast an Jahren."

Digitized by Google

Dicht hinter ihr her schritt der Graf Panico mit seiner Gemahlin, der Schwester des Landesherrn. Sie führten einen Knaben in ihrer Mitte mit dunklem Haar, dessen leuchtende Augen fröhlich und keck im Saal umherschauten.

„Seht doch den prächtigen Jungen an", sagten die Herren und Damen untereinander, „beim Himmel, er sieht dem Markgrafen ähnlich wie ein Sohn dem Vater."

„Ist die Schwester unseres Herrn seine Mutter?" fragte eine Dame.

„Nicht doch, es ist der Bruder der Braut", versicherte eine andre.

Inzwischen hatte der Fürst die junge zukünftige Herrin nach ihrem Ehrensitze geleitet und die edlen Ritter mit ihren Frauen, die Bürger und Bürgerinnen nahten sich nach Rang und Ordnung, sie zu begrüßen. Dann folgte die Dienerschaft des Schlosses und unter ihnen schritt Griseldis, die letzte von allen. Im Bauerngewand stand sie vor der Braut, die schüchtern zu Boden sah, als schäme sie sich der ihr dargebrachten Huldigungen. Allein sie erhob das liebliche Haupt, als sie die mit weicher Stimme gesprochenen Worte vernahm: Gott segne Euch jetzt und immerdar. Verwundert blickte sie in das bleiche, ernste und doch so milde Antlitz der vor ihr Stehenden, die sich tief mit edlem Anstand vor ihr neigte und dann still und bescheiden im Hintergrund verschwand. Fragend blickte die Maid den Grafen an, der an ihrem Sessel lehnte, auch die Gräfin Panico wandte sich zu ihm, doch er schaute hinweg und merkte nichts von dem, was sich begeben hatte. Er sprach mit seinen Gästen und lud sie ein, Platz zu nehmen an den Tafeln, das Gastmahl sei bereit.

Geschäftig liefen die Diener ab und zu, trugen die köstlichsten Gerichte auf und schenkten fleißig den perlenden Wein. Lust und Heiterkeit herrschte in den Sälen; nur der Markgraf schien zerstreut. Er redete wenig und erhob sich endlich von seinem Stuhle. Langsam schritt er durch die Gemächer, von niemand beachtet, denn jeder hatte genug mit sich selbst zu thun.

Vor einer Fensternische stand er still, als habe er gefunden, was er suchte. Dort lehnte Griseldis vor allen Augen verborgen. Sie merkte es nicht, daß er sie still beobachtete, ihr Blick ruhte unverwandt auf der lieblichen Braut mit dem rosigen jungen Kinderantlitz. Erst als er halblaut ihren Namen sprach, fuhr sie aus ihrem Sinnen auf. Sie wollte entfliehen, ihr Tagewerk war ja hier gethan. Man hatte sie berufen aus ihres Vaters Hütte, daß sie das Hauswesen ordne und richte zum Empfang der Gäste, nun war alles geschehen, und sie zauderte noch? Warum gab er nicht Raum für sie und ließ sie vorüber? Er schien ihre Unruhe nicht zu beachten, sondern redete freundlich von dem und jenem und fragte sie schließlich, wie ihr die künftige Herrin gefalle.

Digitized by Google

Erstaunt sah Griseldis in sein ruhiges Gesicht, doch sie zögerte nicht mit ihrer Antwort.

„Sie ist schön, voll Anmut, von edler Art, Eurer würdig, mein hoher Herr", sagte sie ernst und freundlich. „Sie wird Euch und dem Lande Segen bringen. Doch", fuhr sie fort, und ihre Stimme bebte, „verzeiht mein Gebieter, die junge Maid mit den frohen sonnigen Kinderaugen ist zur Liebe geboren, nicht wie — wie jene andre aus niederem Stande an Leid gewöhnt. O hört meine Bitte, bewahrt sie vor Schmerz, thut ihr kein Leid."

„Griseldis!" Wie ein Laut aus vergangener Zeit traf der Name ihr Ohr, sie sah empor — indes sie stand allein in der Nische, einsam wie zuvor in dem Menschenschwarm. Sie lehnte das Haupt an den kalten Marmor, es war alles vorüber und Zeit zum Scheiden. Aber der Weg, den sie gehen mußte schien so weit, und sie war müde, müde zum Tode. Sie schloß die Augen; wie ein dumpfes Summen vernahm sie das Lachen und Plaudern umher, nur eine Stimme hörte sie deutlich, wie aus weiter Ferne herüber: „Mutter! o Mutter!" Ach ja, das war einst vor vielen Jahren; da schaute sie in lachende Kinderaugen, und rosige Lippen riefen schmeichelnd den trauten, hehren Mutternamen und — was war geschehen? Das konnte nicht Täuschung sein! Weiche Händchen erfaßten die ihren, sie sah wieder die strahlenden Kinderaugen und eine süße Stimme bat innig: „Mutter, sieh' her! wir leben, sind bei dir! erkennst du uns nicht?" Ein holdes Antlitz schmiegte sich an sie, umwallt von langem, goldschimmerndem Haar, und neben dem lieblichen, blonden Köpfchen erschien ein andres mit dunklen Lockeln. Der Saal, die Menschemenge verschwamm wie im Nebel, doch stützte sie fest ein starker Arm und hielt sie aufrecht.

„Griseldis, vergib! Mein armes Weib, das ich herzlos gequält so viele Jahre. Sieh' mich an, ich bin's und hier deine Kinder, sie kehren endlich zu uns zurück. Nicht meine Braut, unsre Tochter ist die fremde Maid, für die du batest, und der Knabe, ihr Bruder, ist unser Sohn. Sie leben beide."

War das der Markgraf, der also sprach? Sie wußte es kaum, sie wiederholte nur zweifelnd: „Sie leben beide! o, sagt es noch einmal, damit ich es fasse."

„Ei, sieh' mich nur an!" rief fröhlich der Knabe, ich bin der Walter, das ist meine Schwester. Sie heißt Griseldis, Mutter, wie du." Sie beugte sich herab, strich zaghaft über seine dunklen Locken, er indes schlang jauchzend die kleinen Arme um ihren Hals und jubelte laut: „Nun hab' ich mein Mütterlein, wie andre Kinder." Sie hob ihn empor, drückte ihn

Digitized by Google

feſt an ihre Bruſt und umſchlang zugleich die liebliche Tochter, die ſchmeichelnd ſagte: „Ich wußte es ja; ich liebte dich gleich, als ich dich ſah.“

„Meine Kinder leben!“ wiederholte Griſeldis, „Vater im Himmel, ich danke dir!“

Seitwärts ſtand der Markgraf, unbeachtet im Sturme der Freude.

„Griſeldis“, begann er; ſie wich zurück wie in plötzlichem Schrecken und blickte angſtvoll zu ihm auf.

„Du zitterſt vor mir“, fuhr er fort; „der harte Mann, der dir alles nahm, der dich kalt und lieblos von ſich ſtieß, ihm wird nun das, was er verdient. Mein edelſtes Kleinod hab' ich verloren, deine Liebe ſtarb, ich darf nicht murren, und dennoch . . . “ er ſchwieg und wandte ſich ab. Da ſtand ſie vor ihm und blickte ihn an mit leuchtenden Augen: „Die Liebe lebt! ſie verweht nicht flüchtig und leicht gleich Spreu vor dem Wind, ſie iſt ſtark und treu. Doch das Leid ſchwindet hin bei dem Schimmer des Glückes, wie des Winters Eis vor der Sonne Strahl. Ich habe wieder, was ich verlor, ich halte die teuren Kinder im Arm! O, mein Gemahl! — vergib! verzeih! die Tochter des Bauern iſt nicht würdig!“

. . . „Nicht würdig, du?“ unterbrach ſie der Markgraf, „Griſeldis, du weißt nicht! . . . komm mit, komm mit!“

Er zog ſie ſtürmiſch in die Mitte des Saales. Verwundert ſahen die Gäſte auf die beiden: den hohen Mann in dem reichen Gewande, und die bleiche Frau in dem ärmlichen Kleid. Kurt und Leupold ſprangen auf, und Ritter Kuno fuhr empor aus finſterem Brüten: „Was war das wieder?“

Der Markgraf blickte im Kreiſe umher. „Wohlauf, liebe Freunde! wie, meine Getreuen! ihr ſcheint erſtaunt? Erkennt ihr nicht mehr hier eure Herrin an meiner Hand? Gedenkſt euch noch? Vor vielen Jahren lud ich euch gleichfalls zum Hochzeitsfeſte. Da ward ſie mein Weib, deren Hand ich hier halte, und mancher aus meiner edlen Sippe zog hämiſch den Mund oder ſpottete laut, weil ſie aus Bauerſtamme entſproſſen. Sie meinten, ein ſtolzer Name gezieme vor allem meiner Gattin. Ich aber ſuchte köſtlichere Schätze, und die fand ich bei ihr. Wer unter euch weiß nicht, was geſchah, was ich ihr anthat in thörichtem Stolze, in eitlem Wahne! Ihr ſolltet ſie erkennen in ihrer Hoheit, in ihrer Würde! Ein frevelndes Spiel war es, was ich trieb, und ſie hat es ertragen in Geduld und Langmut, Liebe und Treue. Prüfung ihrer Tugend nannte ich meine Handlung, doch, wiederhole ich, es war ein Frevel an ihr, meiner Gattin. Und vor euch allen, ihr Ritter und Edlen, ihr Bürger des Landes, bitte ich mein ſchuldlos gekränktes Weib: „vergiß, vergib, was ich dir gethan! ſei wieder mein eigen, ich bedarf deiner Liebe, ich kann ſie nicht miſſen. Du Edle, Hohe!

Digitized by Google

Griſeldis' letzte Prüfung. S. 213.

Digitized by Google

Digitized by Google

du bist die Herrin, dein Diener bin ich und ich beuge vor dir in Demut und Reue das trotzige Haupt."

Er neigte sich tiefer und tiefer herab. „O, mein Gemahl!" rief sie und faßte nach seiner Hand, „nicht also vor mir, du thust mir weh!" Und sie, die keine Thräne vergossen bei seinen rauhen, kränkenden Worten, barg schluchzend das Haupt an seiner Brust.

Er umschlang sie fest: „Geliebtes Weib, nun wieder mein", sagte er innig, „das Band, das uns heute neu vereint, trennt nur der Tod. Nimm wieder den Ring, den ich dir einst gab, als Pfand der Treue und Liebe von mir."

Er steckte den Trauring an ihren Finger, und als sei nun endlich ein Bann gelöst, der alle Zungen gefesselt hatte, erhob sich plötzlich lauter Jubel, der in allen Gemächern widerhallte.

„Gott sei gelobt!" riefen Kurt und Leupold.

„Hab' ich doch so was mein Tag nicht gedacht", meinte bedächtig der dicke Ratsherr Kunz.

„Ihr denkt nichts und wißt nichts", lachte sein Nachbar. „So wie unsere Gräfin ist doch keine in allen Landen. Das fremde Fräulein — ei! hörst du Kunz, was der Herr da sagt! potz alle Wetter! und das schöne, kecke muntere Herrlein! sie sind seine Kinder! die eignen Kinder! Hurra! Nachbar ich! . . "

„Wollt Ihr schweigen!" fiel ihm Kunz ins Wort. „Man hört und sieht ja bei Eurem Geschrei nicht, was geschieht."

An den Gatten gelehnt stand Frau Griseldis, sie hielt den Knaben an der Hand, die Tochter schmiegte sich in ihren Arm, und vor ihr stand die Gräfin Panico. Die stolze Frau bot ihr freundlich die Rechte und grüßte sie herzlich als Schwägerin, erzählte von den Kindern, die sie treulich gepflegt und mit großer Freude heimwärts geleitet habe.

„Warum trägt die Mutter das garstige Kleid? Sie soll sich auch schmücken, wie alle die Frauen! Geh', geh' doch, Mutter!" rief der kleine Walter.

„Der Knabe hat recht", sprach lächelnd der Markgraf, „ihr gebührt es, in reichem Gewand zu erscheinen. Wohlauf, edle Damen zieret die Herrin, wie ihr einst gethan."

Und als sie nun wieder im Saale erschien in fürstlicher Pracht, den glänzenden Reif in dem schimmernden Haar, da gab es ein Murmeln und Flüstern ringsum: „Wie schön ist noch immer die edle Frau." Jauchzend eilte der Knabe zu ihr: „Nun bist du schön, viel schöner als alle."

Von den Kindern begleitet trat sie ihrem Gemahle entgegen, er ergriff ihre Hand und führte sie vor den Priester, der seitwärts stand. „Ehr-

Digitized by Google

würdiger Vater", ſagte er, „gewährt meine Bitte, ſegnet noch einmal unſern Bund. Zum Hochzeitsfeſte lud ich euch ein, ihr Freunde alle, wir wollen es feiern."

Dann ſaßen die Gäſte wieder zu Tiſche beim feſtlichen Mahle, bei dem perlenden Trunk und an des Gatten Seite Griſeldis mit ihren Kindern, die ſie mit liebenden Blicken anſah. Da erhob ſich der alte Kuno vom Tiſche, er kam zu ihr und beugte das Knie: „Vergebt, edle Herrin, begann er ſtockend, „vergebt dem Alten, der mit hämiſcher Zunge Euch Leids gethan, mehr als er ahnte. Ich kannte nicht . . ."

„Nicht ſo, Ritter Kuno, knieet nicht vor mir", unterbrach ſie ihn. „Ich zürne euch nicht. Was mir geſchah, war Gottes Wille, ich mußte es tragen. Und ſeht, wie die Welle im Meere verrinnt, ſo verrann mein Leid! ſteht auf! ſteht auf!"

Er ergriff die Hand, die ſie ihm bot und erhob ſich ruhig: „Ihr könnt nicht grollen, das wußte ich längſt, doch mir ziemt zu ſühnen, was ich verbrach. Was ſteht ihr und ſtaunt über den alten Ohm?" wandte er ſich knurrend an ſeine Neffen Leupold und Kurt. „Ich weiß, was ich thue, und ich ſage euch jetzt, die edle Frau hat den Alten bezwungen. Stimmt ein ihr alle in den Ruf mit mir: „Der Segen des Himmels ſei mit unſerer Herrin, der fürſtlichen Frau, und mit ihrem Gemahl!"

Saal und Gemächer widerhallten nochmals von lautem nicht endenwollendem Jubel: „Die Herrin lebe! die Landesmutter mit ihrem Gemahl und mit ihren Kindern!"

Während überall Glück und Frohſinn herrſchte, winkte der Markgraf und von Hans, dem alten Knappen geleitet, nahte ein Greis und eine alte Frau unſicher und zögernd dem Landesherrn. Griſeldis ſprang auf, doch er ſagte lächelnd: „Nicht ziemt es den Eltern meiner Gemahlin ferner in Armut und Elend zu leben. Hier in meinem Hauſe an meinem Tiſche iſt fortan ihr Platz." Damit reichte er beiden freundlich die Hand und hieß den Diener neben ſich für den greiſen Janikola und ſein Weib Sitze bereiten.

In Frieden, Liebe und Glück lebten fortan der Markgraf und ſeine Gemahlin. Bald kam ein vornehmer, edler Graf und führte die ſchön erblühte Tochter des glücklichen Ehepaars als Herrin auf ſein väterliches Schloß. Der Knabe wuchs heran zu der Eltern Freude. Er ward ein ſtattlicher Jüngling und Mann und erbte nach ſeines Vaters Tod das ganze Land.

So ſchließt die Sage von dem Markgrafen Walter von Saluz und der ſchönen, treuen, geduldigen Griſeldis.

Digitized by Google

Die Schildbürger.

Erstes Kapitel.

Ursprung der Narrheit.

Im deutschen Volksbewußtsein, wie auch bei anderen Völkern, lebt die Vorstellung von einem Orte, dessen Einwohner durch alberne Narrenstriche ausgezeichnet. In Griechenland war es die Stadt Abdera in Thrakien, die besonders im Rufe der Dummheit stand, und bekanntlich hat ja Wieland einen Roman geschrieben, betitelt „die Abderiten", worin er besonders die Kleinstädterei lächerlich macht. In Deutschland gelten die Schwaben als langsam von Begriff, und von ihnen erzählt man sich die männiglich bekannten „Schwabenstreiche". Sagt man doch von ihnen geradezu, daß sie ihren Verstand erst mit 40 Jahren bekämen. Wohl mit Unrecht! Denn dem Schwabenlande verdankt das deutsche Reich seine berühmtesten Männer. Dort lag das Ahnenschloß der Hohenstaufen, eines kräftigen Heldengeschlechtes, das dem deutschen Kaiserthrone viele mächtige Herrscher geliefert, einen Konrad, einen Rotbart und Friedrich II. Aber auch viele Dichter und Denker der deutschen Nation entstammten dem biederen Volke der Schwaben: vor allem Schiller, Uhland, Justinus Kerner, Gustav Schwab und andre. Doch es gibt ein deutsches Sprichwort: „Wer Bläß (d. i. „weißstirnig") heißt, behält seinen Namen", und so sind die Streiche der 7 Schwaben volkstümlich geworden. Übrigens erzählt man sich ganz ähnliches von den Österreichern und außerdem von manchen andren Orten des deutschen Reiches.

So genießt die Stadt Schöppenstädt in Braunschweig, Dülken im Kreise Düsseldorf, Beckum in Westfalen, vor allem aber Schilda im Regierungsbezirk Merseburg bei Torgau den Ruf der Narrheit seiner Bewohner. Von den letzteren gibt es ein altes deutsches Volksbuch, „Lalenbuch" genannt, zuerst unter dem Titel:

„Wunderseltzame Geschichten und Thaten der Schiltbürger in Misnopotamia, hinter Utopia gelegen, zusammengetragen durch M. Aleph Beth

Digitized by Google

Gimel (natürlich ein Pseudonym), Misnopotamia 1598, das später unter dem Namen: „Grillenvertreiber" fortgesetzt wurde. Davon wollen wir Einiges erzählen.

Die Schildbürger standen keineswegs von vornherein im Geruche der Thorheit Im Gegenteil! Ob ihrer Weisheit wurden die Männer als Ratgeber an auswärtige Höfe berufen, und ihr eignes Hauswesen geriet darob in Unordnung und Verfall. Denn die Weiber konnten dem Ackerbau und den sonstigen Berufsgeschäften ihrer Männer nicht so vorstehen, wie diese selbst, zumal die Sorge um das Haus und die Erziehung der Kinder schon hinlänglich ihre Zeit in Anspruch nahm. Deshalb sandten sie ein eindringliches Schreiben an ihre abwesenden Männer, sie sollten wieder nach Hause zurückkehren, widrigenfalls sie sich nach andern umsehen würden. Das wirkte. Sie kehrten zurück, teils freudig, teils mit Scheltreden empfangen.

Damit sie nun aber nicht mehr in Versuchung kämen, ihre Weiber zu verlassen, ward ein großer Rat gepflogen, wie sie sich in Zukunft anstellen müßten, um nicht wiederum ob ihrer Klugheit berufen zu werden. Da gab ein alter Schildbürger den absonderlichen Rat, sie möchten sich hinfüro durch alberne Streiche auszeichnen; dann würde sie niemand mehr berufen. So kurios auch dieser Vorschlag war, nach reiflichem Erwägen nahm ihn die ganze Gemeinde an, und von nun an war es aus mit der Weisheit der Schildbürger.

Zweites Kapitel.

Die Schildbürger bauen ein Rathaus.

Zunächst dachten sie an den Bau eines neuen Rathauses. So dumm stellten sie sich nun doch nicht, daß sie nicht gewußt hätten, es sei Holz und Stein als Material nötig. Sie fällten deshalb einmütig hinter einem Berge im Walde Bäume und richteten sie zu. Nun war es aber eine schwere Arbeit, das Bauholz all den Berg hinauf- und dann wieder hinabzuschleppen. Unter vielem Schnaufen waren sie damit zu Ende gekommen, bis auf einen mächtigen Baumstamm, den sie mit Seilen umbunden mühsam den Berg hinauf und dann wieder jenseits vor sich her hinabschoben. Da, auf der Hälfte des Weges, rissen die Seile, und der Klotz rollte von selbst den Abhang hinab. Darüber waren die Schildbürger sehr verwundert. „Was waren wir doch für Narren!" riefen sie wie aus einem Munde,

Digitized by Google

„was hätten wir uns da für Mühe sparen können!“ — „Ei!“ meinte hierauf einer, „der Schaden läßt sich wieder gut machen; man braucht die Stämme nur wieder auf die Höhe zu schaffen und hinabzukugeln.“ Das leuchtete allen ein und so trugen sie das Holz wieder mühsam den Berg hinauf; nur den einen Klotz, der von selbst hinabgerollt war, ließen sie zur Belohnung seiner Klugheit unten liegen. Dann aber hatten sie oben ein kindisches Vergnügen, die Stämme hinabzurollen. Ja sie waren so stolz auf die erste Probe ihrer Narrheit, daß sie fröhlich ins Wirtshaus zogen, wo sie ein großes Loch in den Stadtsäckel zechten. Anderwärts erzählt man noch, daß sie beim Hereinschaffen die Stämme quer trugen und weil dafür das Stadtthor zu eng war, dasselbe niederrissen. So berichtet man auch von Beckum.

Nun ging es an ein Mauern und Zimmern und bald stand das Fundament da, sonderbarerweise dreieckig. Wohlweislich hatten sie eine große Öffnung als Einfahrtsthor für das Heu gelassen, dessen Erlös der Gemeinde zu gute kam. Dies war sehr gut; denn sonst hätten ja die Ratsherren zum Dach hereinsteigen müssen; an eine Thür für dieselben hatte niemand gedacht. So bauten sie nun ruhig weiter in die Höhe bis zum Dachstuhl. Um das Rathaus zu decken, bildeten sie Handlangerreihen von unten bis hinauf. Sobald aber die Glocke zum Ausruhen läutete, ließ der dem Ziegelhaufen zunächst Stehende seinen Stein niederfallen und lief ins Wirtshaus. So kam es, daß die Letzten bei der Arbeit die Ersten bei der Erholung wurden und die besten Sitze bekamen. Geradeso machten es die Zimmerleute, ganz dem Charakter der Narrheit entsprechend. Endlich nach vollendetem Werke gingen sie alle zusammen in ihr neugebautes Haus, um zu sehen, wie es sich darin beraten lasse. Wie aber erstaunten sie, als sie fanden, daß es stockfinster drinnen war! Da gingen sie wieder zu ihrem Heuthor hinaus, um das Gebäude von außen zu besehen, und sie entdeckten keinen Fehler; auch war es draußen taghell. Niemand kam auf die Wahrnehmung, daß — die Fenster fehlten.

Zum festgesetzten Ratstage erschienen alle mit einem brennenden Lichtspan, den sie sich nachher beim Niedersetzen auf den Hut steckten, damit sie sich einander erkennen konnten. Nun fingen sie an, sich die Köpfe zu zerbrechen, wie das fehlende Licht in das Rathaus zu bringen wäre. Da kam endlich einer auf den Einfall, das Tageslicht in einem Sack hereinzutragen. Dieser Vorschlag fand allgemeine Billigung. Um nun möglichst viel von der Tageshelle zu erhaschen, kamen mittags um ein Uhr, wo die Sonne am geradsten schien, die Schildbürger mit Säcken und Töpfen, worin sie das Licht hineinstrahlen ließen bis zum Grunde, um es dann eiligst einzuschließen. Ja einige luden sogar mit Schaufeln und Gabeln den Sonnen-

Digitized by Google

schein in Körbe, als wollten sie Stroh einpacken. Besonders schlau verfuhr einer, der den Tag in einer Mausefalle zu fangen gedachte. Solche Narrenspossen trieben sie im Schweiße ihres Angesichtes den lieben langen Tag bis zum Sonnenuntergang. Leider aber richteten sie damit so wenig aus, wie weiland die Riesen, welche Berge aufeinander türmten, den Himmel zu stürmen. Als sie dann wieder auf Gemeindeunkosten beim Weine saßen, meinten sie: „Es wäre aber doch gar schön gewesen, wenn es geraten wäre!"

Nun war aber gerade, als die Schildbürger eifrig mit dem Einfangen des Sonnenlichtes beschäftigt waren, ein fremder Wandersmann vorbeigegangen und hatte ihnen offenen Mundes zugeschaut. Als er den Grund ihres wunderlichen Gebarens erfuhr, kitzelte ihn die Lust, ihnen einen Streich zu spielen; denn er war ein loser Vogel. Er sagte ihnen, sie hätten die Sache nicht richtig angefaßt. Darüber waren die Schildbürger erfreut und traktierten ihn reichlich. Am andern Tage hieß er sie das Dach abdecken und sprach: „So, jetzt habt ihr Licht; wenn es euch lästig wird, jagt es wieder hinaus!" Dann eilte er lachend mit dem Gelde davon, das sie ihm zum Lohne für seinen klugen Rat gegeben. Da saßen sie denn nun im Rathause unter freiem Himmel, und das that so lange gut, als das Wetter schön blieb. Wenn es aber regnete oder gar später im Winter fror, konnten sie es nicht aushalten; deshalb mußten sie das Dach wieder aufsetzen. Nun merkten sie erst, daß der Fremde sie hinters Licht geführt habe. Was war da zu machen? Sie rieten hin und her, bis endlich einer, dem der brennende Span auf dem Hute erloschen war, durch Herumtappen an den Wänden in der Mauer einen Riß bemerkte, durch den das Licht eindrang. Dies brachte ihn auf die Idee, daß es an Fenstern fehle, und er meinte, dies Versehen sei doch für den Anfang ihrer Thorheit gar zu grob. Darüber schämten sich alle, und fingen auf einmal ein jeder an, sich in der Wand ein Fenster zu brechen. Da ward es denn auch sofort hell.

Nun ging man an die innere Einrichtung und teilte die Gemächer ab. Man machte drei abgesonderte Stuben: eine Witzstube, eine Schwitzstube und eine Badestube. Dann ward das Haus der Narrheit zur Ehre eingeweiht.

Inzwischen war es Winter geworden, und man mußte ans Einheizen denken. Es brachte auch jeder, um das Gemeinwesen nicht zu beschweren, selbst sein Scheit Holz mit, aber siehe da! der Ofen fehlte; ja selbst an Raum dazu mangelte es. Da meinte einer, man solle ihn hinter die Thür setzen. Doch da des Schultheißen Sitz an dem Ofen sein sollte, so fand man es unpassend, daß er hinter der Thür säße. „Könnte man

Digitized by Google

ihn nicht" — so meinte ein andrer — „vor das Fenster setzen, dann brauchte er nur, so zu sagen, zur Stube hereinzugucken." — „Ja, aber dann geht uns ja die Hitze verloren", rief ein dritter. „Dafür weiß ich Rat", versetzte der Klügste, „ich habe ein altes Hasengarn, das will ich vor die Ofenthür hängen, damit die Wärme nicht zur Ofenthür hinaus kann, die Hitze aber können wir uns auch zu nutz machen, wenn wir in der Kachel Äpfel braten." Diesen Vorschlag staunten alle Schildbürger an, und zum Lohne ward ihm, wie allen seinen Nachkommen der Ehrensitz zunächst dem Schultheißen bei der Äpfelkachel angewiesen. —

Drittes Kapitel.

Die Schildbürger säen Salz.

In einer weiteren Ratssitzung schlug ein Schildbürger vor, bei ihrem Salzmangel, der in Kriegszeiten zu einer wahren Not werde, sich für Vorrat auf irgend eine Weise zu sorgen. Er meinte schließlich: „Wie wäre es denn, wenn wir einen Gemeindeacker mit Salz besäten? Ein Salzkorn sagt sich so gut wie ein Weizenkorn, muß sich also wie dieses säen lassen. Sieht nicht das Salz aus wie Zucker, und so gut dieser wächst, muß auch das andre sprossen." Gesagt, gethan. Zur Vorsorge stellte man sogar Feldschützen auf, die Vögel zu schießen, die etwa das aufkeimende Salz auffressen oder auflecken sollten. Nach einiger Zeit wuchs allerhand Kraut in die Höhe, worüber die Schildbürger eine unbändige Freude hatten. Sie banden nun den Flurhütern auf die Seele, den Acker vor dem Vieh zu hüten. Nun liefen gar bald Kühe und Schafe auf das Feld und fraßen die Pflanzen ab. Da waren die Feldwächter mit ihren armseligen Vogelflinten in Verlegenheit; sie liefen in den Gemeinderat, es zu melden. Die weisen Herren zerbrachen sich lange die Köpfe. Endlich schickte man vier Ratsherren ab, welche einen Flurschützen, dem man eine Rute in die Hand gab, auf dem Acker herumtrugen, das Vieh zu verscheuchen. Sie verfuhren dabei auch so fein säuberlich, daß sie mit ihren breiten Füßen nicht allzuviel zertraten.

Indessen wucherte das Kraut fort, nach dem Sprichwort: „Unkraut vergeht nicht." Nun ging einmal ein ehrlicher Schildbürger an dem Acker vorbei und konnte es nicht unterlassen, von dem vermeintlichen Salzkraut auszuraufen. Brannte es ihn schon in der Hand, so biß es ihn noch mehr, als er es zum Munde führte. Darüber schrie er nun vor Schmerz und

Digitized by Google

Freude laut auf: „Wie lecker, wie lecker!“ Dann lief er zum Dorf hinein, ließ die Sturmglocke läuten und als alles versammelt war, verkündete er die frohe Mär von dem scharfen, bissigen Salzkraut, und sie liefen alle auf das Salzfeld, das Kraut zu versuchen. Da fanden sie denn, daß der Bote wahr gesprochen hatte und sie freuten sich ihres Erfolges und sahen sich schon als reiche Salzherren. Zur Erntezeit kamen sie mit Sicheln und Wagen, das Salz zu mähen; ja einige hatten schon die Dreschflegel mitgebracht, das Salzkorn auszudreschen. Als sie es aber anfaßten, verbrannten sie sich gar sehr die Hände. Was war da zu thun? Zum Handschuhanziehen war es zu heiß. Da riet einer, weil es gar so hitzig sei, es mit der Armbrust niederzuschießen wie einen tollen Hund. Doch es fehlte ihnen an geeigneten Schützen, und so mußten sie das Salzkraut stehen lassen. Dem Salzmangel war also nicht abgeholfen. Im Gegenteil! Sie hatten ja noch viel Salz umsonst versät. Woran es ihnen aber am meisten gebrach, das war das Salz der Weisheit. Denn was sie eigentlich geerntet hatten, und was überall gut wächst, besonders wenn man es mit Salz düngt, wirst du, lieber Leser, schon erraten haben — Brennesseln.

Viertes Kapitel.

Besuch des Kaisers bei den Schildbürgern und der neue Schultheiß.

Der Ruf von der Thorheit der Schildbürger verbreitete sich bald überallhin. So drang er auch zu den Ohren des Kaisers von Utopia, der sich darob baß verwunderte, zumal er früher aus dieser Gegend so kluge Ratgeber bezogen. Um sich persönlich von der Wahrheit dieser seltsamen Kunde zu überzeugen, ließ er ihnen seine baldige Ankunft verkünden und verhieß ihnen Schutz und Schirm in ihren alten Privilegien, sofern sie ihm auf seinen Gruß eine gereimte Antwort vorbrächten. Darüber erschraken die armen Schildbürger gar sehr, weil sie besorgten, der Kaiser möchte sie durchschauen und zwingen, wieder witzig zu sein. Nun waren sie auch noch in einer andern großen Verlegenheit. Ihr armer Schultheiß war aus Kummer über seine verleugnete Weisheit zu einem wirklichen Narren geworden. Was thun? Sie kamen überein, den zum Schultheiß zu wählen, der über Nacht den besten Reim ersinnen würde. Nun zerbrachen sich hierüber die hochwohlweisen Herren die ganze Nacht den Kopf. Am unruhigsten jedoch schlief derjenige Schildbürger, der bisher einer andern Gemeinde vorgestanden, d. h. der die Schweine gehütet hatte. Er warf sich die ganze Nacht wild umher, so daß ihn seine Frau besorgt fragte, was

Digitized by Google

ihm denn eigentlich fehle. Er durfte freilich das Amtsgeheimnis nicht verraten; aber sein Weib entlockte ihm endlich die Ursache seines Kummers. „Was gibst du mir", sagte sie listig, „wenn ich dich einen schönen Reim lehre?" — „Wenn du das kannst", versetzte der Mann, „kaufe ich dir einen schönen neuen Pelz." Darüber war die Frau froh, besann sich eine Weile und hub dann also an:

„Ihr lieben Herrn, ich tret' herein,
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner als mein schönstes Schwein
Und trinkt gern guten, kühlen Wein."

Auf diesen Vers that sich die Schildbürgerin nicht wenig zu gute; sie sagte ihn ihrem Manne wohl 99mal vor, bis er ihn auswendig wußte. Aber auch die andern Schildbürger hatten sich ihre Reime ausgeklügelt, um Schultheiß zu werden.

Am anberaumten Tage sollte die Versprobe sein. Da konnte man denn infolge langangewohnter Narrheit und daraus erwachsender Gedächtnisschwäche gar wunderbare Reime hören. Allemal fehlte im geeigneten Moment das Schlagwort, so daß z. B. einer folgenden Vers vorbrachte:

„Ich heiße Meister Hildebrand
Und lehne meinen Spieß an die — Mauer."

Darob erhub sich denn jedesmal schallendes Gelächter, nur wer an der Reihe war, der lachte nicht. Zuletzt trat unser biederer Schweinehirt hervor, der in tausend Ängsten schwebte, es möchte ihm einer seinen Reim weggeschnappt haben. Jedesmal wenn in eines andern Versen eins seiner Wörter vorkam, erschrak er zum Tode. Endlich kam die Reihe an ihn; kühn trat er vor und hub an:

„Ihr lieben Herrn, ich tret' — hierher
Mein feines Weib, das heißt Kathrein,
Ist schöner als mein schönstes — Ferkel
Und trinkt gern guten, kühlen — Most."

„Das ist einmal ein Reim!" riefen wie aus einem Munde sämtliche Ratsherren, „das klingt doch nach etwas! Der könnt' uns helfen!" So ward denn der Schweinehirt einstimmig zum Schultheißen ernannt. Darüber schwoll dem biederen Landmann so der Kamm, daß er, um sich fein zu machen, beschloß, in der Nachbarschaft ein Bad zu nehmen; denn zu Schilda kannte man diesen Luxus nicht.

Unterwegs begegnete ihm ein früherer Kollege, der vor nicht langer Zeit mit ihm die Schweine gehütet hatte. Dieser redete ihn vertraulich mit du an. Aber jener betrachtete ihn von der Seite und versetzte feierlich:

Digitized by Google

„Wisse, daß Wir nicht mehr sind, was Wir zuvor waren; Wir sind jetzt Unser Herr, der Schultheiß zu Schilda!" Lachend ließ ihn der frühere Kamerad ziehen.

Im Bade benahm er sich gar auffällig. Wie in tiefen, schweren Gedanken setzte er sich auf eine Bank, seine Finger abzählend, so daß man ihn für melancholisch hielt. Plötzlich fragte er einen, der neben ihm saß, ob dies die Bank sei, auf der die Herren zu sitzen pflegten. Als ihm dies bejaht wurde, sprach er zu sich: „Ei, wie fein hab' ich's da getroffen; die Bank hat mir's sicherlich angerochen, daß ich Schultheiß in Schilda bin!" So saß er eine Weile, bis ihm vor Grübeln der Schweiß ausbrach. Da meinte der Bader, weil sein Kopf naß war, er habe schon gebadet und wollte ihn reiben. Zerstreut antwortete der Schultheiß: „Mein lieber Freund! Ich weiß wirklich nicht, ob ich mich gewaschen habe, aber gerieben bin ich noch nicht. Wisse, Unsereiner hat gar viel zu simulieren, denn wie Ihr mich seht, ich bin der Schultheiß von Schilda!" Da erhub sich ein allgemeines Gelächter, und um ihm Ehre anzuthun, ließ man ihn ruhig weiter schwitzen.

Die gnädige Frau Schultheißin hatte aber auch nicht vergessen, ihren Mann daran zu erinnern, daß er ihr einen Pelz schulde. Deshalb fragte er beim Nachhausegehen den Thorwart, wo ein Kürschner wohne, bei dem sich die Schultheißenfrauen ihren Pelz zu kaufen pflegten. Da merkte der Wächter, daß es bei unserem guten Manne nicht richtig im Oberstübchen bestellt sein müsse, und wies ihn zu einem Kübler, einem lustigen Gesellen. Dieser roch sofort den Braten und versetzte: „Es thut mir leid, Ew. Wohledlen nicht dienen zu können; gestern war Markttag, da hab' ich alle vorrätigen Pelze verkauft. Aber ich will Ew. Wohlgeboren zu einem andern Kürschner schicken." Damit schickte er ihn ganz weit in die Vorstadt zu einem Wagner. Als er bei diesem sein Anliegen vorbrachte, merkte er den Scherz seines Vorgängers und sandte ihn zu einem Schreiner, der aber wieder zu einem andern, und so ward unser Schultheiß, wie man zu sagen pflegt, von Pontius zu Pilatus geschickt. Zuletzt kam er zu einem Lebküchner. Dieser versetzte, er habe gerade keine passenden, wolle ihm aber einen feinen von Lebkuchenteig anmessen und backen; den könne er, wenn er seinem Weibe nicht gefiele, selber essen, alle Morgen einen Mund voll. Der Schultheiß bedankte sich höflich, meinte aber, sein wichtiges Amt erlaube ihm nicht, so lange zu warten. Da dauerte den Lebküchner der Gefoppte, und er wies ihn endlich dahin, wo er das Gewünschte fand. Darob war seine Frau sehr froh, bekleidete sich damit und drehte sich nach allen Seiten zu sehen, wie er ihr stehe. Ihr Mann jedoch war müde und hungrig und bat seine Frau, ihm Schnitten zum Abendbrot zu backen. Sie that nach

Digitized by Google

seinem Begehr, er aber fand die Schnitten viel zu grob und dick. „Hältst du mich etwa noch für einen Schweinehirten?“ sagte er, „denkst du nicht daran, daß ich jetzt Schultheiß zu Schilda bin?“ Da backte sie ihm feinere Schnitten, die sie zusammen vergnügt verzehrten und dazu einen guten Schluck Weines tranken.

Der Frau Schultheißin war aber die neue Würde noch viel mehr in die Krone gestiegen, wie ihrem Manne.

Am andern Morgen stand sie in aller Frühe auf, schmückte sich mit ihrem Pelze und tänzelte selbstgefällig vor dem Spiegel auf und ab, sich von allen Seiten betrachtend. Sie wollte in ihrem Staat zur Kirche gehen; denn es war Sonntag. Beständig fragte sie ihren Mann, ob sie denn auch aussähe wie eine Frau Schultheißin, so daß sie das Läuten zur Messe überhörte. Darüber versäumte sie die rechte Zeit und kam erst, als gerade die Predigt zu Ende war. Da erhoben sich alle Leute, und die dumme Frau glaubte, es geschehe aus Respekt vor ihr. Deshalb verneigte sie sich nach allen Seiten, indem sie herablassend sprach: „Liebe Nachbarn, ich bitte euch, behaltet doch Platz; ich bin gar nicht hochmütig und denke noch gar wohl der Zeit, wo ich gerade so arm und zerlumpt wie ihr zur Kirche ging.“ Die Leute gingen lachend hinaus und ließen sie stehen. Noch hatte sie sich nicht von ihrem Erstaunen erholt, als ihr Mann, der so lange an seinem Barett zurechtgestrichen hatte, kam, sie heimzuführen.

Endlich war der Kaiser unterwegs nach Schilda, und der ganze Ort darum nicht wenig in Aufregung. Man beschloß, dem Kaiser mit der Anrede: „Seid uns willkommen!“ zu begrüßen. Hierauf erwartete man die Antwort: „Und du auch!“ Für den Fall hatte dann der Schultheiß den Reim in Bereitschaft: „Der witzigste unter uns ist ein Gauch!“ Damit hielt man die Privilegien der Stadt für gesichert. Nun herrschte aber große Meinungsverschiedenheit über die Art, wie man dem Kaiser entgegenziehen sollte, ob zu Roß oder zu Fuß. Einer schlug vor, zwei Haufen, einer zu Pferd und einer zu Fuß, und zwar abwechselnd immer ein Reiter und ein Fußgänger zusammen sollten ausrücken. Andre meinten, es solle jeder mit dem einen Fuß im Stegreif mit dem andern auf der Erde halb reiten, halb gehen. Wieder andre schlugen vor, auf Steckenpferden dem Kaiser entgegenzureiten, denn das sei ja auch halb und halb; außerdem seien derartige hölzerne Pferde geduldiger und rascher aufgezäumt. Dies fand aller Beifall, und jeder richtete sich sein Steckenpferd zu.

Am bestimmten Tage nahte der Kaiser mit seinem Gefolge, und das sonderbare Geschwader der Schildbürger sprengte ihm entgegen. Sobald der Schultheiß den hohen Herrn erblickte, sprang er von seinem Steckenpferd auf einen Misthaufen und band es an einen Baum. Weil er

Digitized by Google

aber dazu seine beiden Hände gebrauchte, hielt er seinen Hut zwischen den Zähnen und murmelte halbverständlich: „Nun seid uns willkommen auf unserm Grund und Boden, fester Junker Kaiser!“ Der Kaiser konnte den Gruß zwar kaum verstehen, erwiderte aber, wie folgt: „Hab' Dank, mein lieber Schultheiß, und du auch!“ Nun hielt dieser den Hut zwischen den Zähnen, wußte auch nicht mehr recht das Stichwort, ob es „Gauch“ oder „Narr“ hieße und platzte endlich heraus: „Der Schultheiß ist ein „Narr!“ Da lächelte der Kaiser und fragte, warum er denn auf dem Miste stehe. „Ei Herr!“ versetzte demütig der Schultheiß, „weil ich nicht wert bin, daß mich die Erde trägt.“ Hierauf geleiteten sie den hohen Besuch in seine Wohnung. Um ihm Kurzweil zu verschaffen, führten sie ihn dann auf ihren Salzacker und baten ihn, wenn ihnen ihre Industrie gerate, um Bestätigung ihrer Privilegien. Der Kaiser gewährte es lachend.

Am andern Tage luden die Schildbürger ihren hohen Gast zum Festmahl. Zuerst führten sie ihn im Dorfe herum, indem sie ihm ihre Misthaufen zeigten, dann geleiteten sie ihn ins Rathaus, wo die Tafel gedeckt war. Als vornehmstes Gericht ward ihm frische, kalte Buttermilch vorgesetzt; neben ihm nahm der Schultheiß Platz; die übrigen standen aus Ehrfurcht herum und langten von oben in die Schüssel. In die Milch hatten sie zweierlei Brot gebrockt: vor des Kaisers Platz schwammen weiße Semmelbrocken in der Sahne, für die Bauern lagen schwarze Brocken auf dem Grunde. Da aber passierte es einem Bauer, daß er aus Versehen einen weißen Brocken fischte. Sogleich schlug ihm der Schultheiß wegen seines groben Verstoßes auf die Finger mit den Worten: „Du Flegel, warum frißt du dem Kaiser das Brot weg?“ Erschrocken zog der Bauer seinen Löffel zurück, den schon angebissenen Brocken aber legte er dem Kaiser wieder vor die Nase in die Schüssel. Da hatte der Herrscher von der Festkost genug und schenkte den Schildbürgern den Rest.

Im übrigen hatte der Kaiser vielen Spaß bei den närrischen Leuten und händigte ihnen gern auf ihr Verlangen einen Freiheitsbrief für ihre Narretei aus. Darüber erfreut, sprengten sie mit ihren Steckenpferden in ausgelassener Lust auf eine benachbarte Wiese, aßen und tronken, bis sie in einen süßen Weinrausch versanken. Als sie im Dusel erwachten, wußte keiner recht, wo seine Beine waren; denn sie lagen unter- und übereinander und hatten alle Hosen von einerlei Zeug. Da waren sie in großer Not und baten einen Vorübergehenden gegen Belohnung, er möge einem jeden zur richtigen Erkenntnis seiner Beine verhelfen. Dieser fuhr sofort mit einem dicken Prügel unter sie, und bald standen alle auf ihren Füßen und freuten sich, daß sie ihre Beine wieder kannten.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Neue Thorheiten der Schildbürger.

Allmählich ward den Schildbürgern ihre Narrheit zur zweiten Natur; sie konnten schließlich nicht mehr anders als Thorheiten begehen. So hatten einmal zwei von dem Vorteil eines Tauschhandels gehört und wollten beim Weinrausch ihre Häuser vertauschen. Wie machten sie dies aber? Es brach jeder sein Haus ab, um es an die Stelle des andern zu tragen. Auf diese Weise hatten sie redlich getauscht.

Ein andermal bemerkten die Schildbürger auf einer alten baufälligen Mauer frisches Gras, dessen Nutzlosigkeit sie dauerte. Wie konnte man es abmähen? Hätten sie nur gute Schützen gehabt, die es herabschössen. Da kam der Schultheiß auf den Einfall, es vom Vieh abweiden zu lassen. Wie aber sollte man es hinaufbringen? Auch dafür ward Rat geschafft. Man schlang einer Kuh ein Seil um den Hals, warf das Ende über die Mauer hinüber und fing nun von drüben an, das Vieh hinaufzuziehen. Doch das Seil schnürte der armen Kuh so die Kehle zu, daß sie die Zunge herausstreckte. „Ei, seht doch!“ rief da der Schultheiß, „wie gierig sie nach dem Grase leckt! Zieht doch höher! Sie ist zu dumm, sich selbst zu helfen!“ Aber man brachte sie nicht obenhinauf; es wäre auch umsonst gewesen; sie war längst erwürgt. Das merkten die klugen Schildbürger erst, als es zu spät war.

Eben so närrisch wie die Männer gebärdeten sich die Schildbürgerinnen. So hatte eine Witwe eine Henne, die ihr täglich ein Ei legte. Nun hatte sie deren so viele gesammelt, daß sie dafür drei Groschen zu lösen hoffte. „Dafür kaufst du dir“ — so überlegte sie sich beim Gang zum Markte, — „zwei Bruthennen; die legen dir so und so viel Eier; dafür kaufst du dir noch drei Hennen; die legen dir im Monat so und so viel Eier. Der Erlös dafür wie für die alten Hennen, die nicht mehr legen, sowie das Erträgnis für die Eier, welche die jungen Hennen noch legen, reicht dir hin, ein paar Gänse zu kaufen. Die legen dir auch Eier und tragen wertvolle Federn. In acht Tagen hast du sicherlich soviel, dir eine Ziege zu kaufen. Die gibt Milch und wirft dir junge Zicklein. Wie reich bist du jetzt schon? Du hast alte und junge Hühner und Gänse, davon Eier und Federn, du hast eine Ziege mit Milch und Zicklein und Wolle. Davon fällt soviel ab, daß du dir ein Mutterschwein kaufen kannst. Das wirft dir Spanferkel. So bekommst du Schinken, Speck und Würste. Das trägt dir gewiß soviel ein, eine Kuh zu kaufen; dann hast du auch Kuhmilch, Kälbchen und

Digitized by Google

Dünger. Doch wozu der Dünger? Da mußt du dir einen Acker anlegen und Korn säen, so brauchst du keins mehr zu kaufen. Nun schaffst du dir noch Pferde und Knechte an, das Vieh zu besorgen und den Acker zu bestellen. Dann mußt du dein Haus vergrößern, Geld und Gut, wie Gesinde, unterzubringen. An Mitteln kann es dir ja jetzt nicht fehlen: Du hast ja Hühner, Gänse, Ziegen, Kühe, Pferde, Eier, Federn, Wolle, Milch — ach ja! und den Kühen kann man die Hörner absägen, die verkaufst du dem Messerschmied — das gibt wieder Geld — dann den Hauszins von vermieteten Wohnräumen — hu! wie wirst du reich. Dann kommt gewiß auch noch ein schmucker Freiersmann, dich zu heiraten — warum auch nicht? — Du bist ja noch jung und reich! Hurra! dann wird Hochzeit gemacht Juchhe! Juchheisasa — Hopsa!" — Damit machte sie einen Sprung — der Korb fiel, die Eier zerbrachen — und alles war hin — Gans und Kuh und die Hochzeit dazu.

Zum Bau einer Mühle hatten die Schildbürger in einer Steingrube einen Stein ausgehauen; mit großer Mühe hatten sie ihn den Berg heruntergeschleppt. Kaum hatten sie ihn glücklich unten, als ihnen einfiel, wie sie vordem das Bauholz zum Rathaus hatten hinunterrollen lassen. „Was sind wir doch für Narren!" sprachen sie; „wir hätten es doch wieder geradeso machen können. Nun das läßt sich ja wieder gut machen." Damit trugen sie den Mühlstein wieder mit unsäglicher Mühe hinauf. Eben waren sie im Begriff, ihn hinabkugeln zu lassen, da rief einer: „Halt! wie wollen wir denn nachher wissen, wohin er gerollt ist?" — „Ei!" sagte der Schultheiß, „am besten wäre es, wenn einer den Kopf in die Öffnung steckte und mitliefe." Der Vorschlag leuchtete ein, und man suchte sich einen Passenden aus. Es war possierlich mit anzusehen, wie der arme Geselle gleich einem Hebebaum, oft aber mit ausgespreizten Beinen mit dem Mühlstein dahin wirbelte. Aber zuletzt verschwanden Stein und Mann in einem Weiher. Die Schildbürger jedoch meinten, er sei mit dem Mühlstein auf und davongelaufen. Deshalb ließen sie ihn in der ganzen Nachbarschaft durch folgendes Plakat steckbrieflich verfolgen: „Wofern einer erscheint mit einem Mühlstein am Halse, so soll man ihn als Gemeindedieb gefänglich einziehen." Der arme Narr aber lag tief unten im Weiher und hatte soviel Wasser geschluckt, daß er sich nicht verteidigen konnte. —

Bei Schilda floß ein Wasser, worüber ein Baum seine Äste neigte. Die Leute hielten ihn für schwermütig, weil er nicht vom Wasser trinken könne. Dem Übelstand wollten sie abhelfen, indem sie den Baum mit einem Seile herabzögen. Sie glaubten nicht anders, als daß der weitherunterhängende Ast der Schnabel des Baumes sei, womit er trinken wolle. Es mußte also einer auf den Baum klettern, um ihm den vermeintlichen

Digitized by Google

Schnabel ins Waſſer zu tauchen. Da plötzlich riß das Seil, an dem ſie zogen, der Baum ſchnellte mit aller Wucht zurück, dem armen Kerl aber, der oben ſaß, wurde von einem Aſte der Kopf abgeſchlagen, ſo daß der kopfloſe Rumpf ins Waſſer fiel. Darüber erſchraken die Schildbürger über alle Maßen und fragten ſich verwundert, ob denn der Verunglückte beim Hinaufklettern noch ſeinen Kopf gehabt habe. Da wußte niemand etwas Sicheres zu ſagen; der Schultheiß aber meinte, er müſſe damals ſchon keinen Kopf mehr gehabt haben, denn er habe ihn dreimal angerufen, ohne eine Antwort von ihm zu erhalten. Wolle man aber ganz ſicher ſein, ſo ſolle man nach Hauſe zu ſeinem Weibe ſchicken, um ſie zu fragen, ob ihr Mann des morgens beim Aufſtehen noch ſeinen Kopf gehabt habe. Es geſchah ſo, die Frau aber antwortete, ſie wiſſe es ſelbſt nicht ganz genau; nur ſoviel erinnere ſie ſich, daß ſie ihm am letzten Sonnabend den Kopf geſtriegelt habe. „Dort an der Wand", fuhr ſie fort, „hängt ſein alter Hut; wenn da ſein Kopf nicht drinſteckt, ſo wird er ihn wohl mit ſich genommen haben, oder er hat ihn anderswohin geſteckt, was ich nicht weiß." In dem Hute an der Wand ſtak aber der Kopf nicht; ſo wußte niemand, wo des Mannes Haupt hingekommen war.

Zur Kriegszeit bangte den Schildbürgern ſehr für ihre Glocke am Rathauſe. Um ſie vor den Feinden zu ſichern, nahmen ſie dieſelbe im Schiffe mit und verſenkten ſie im See. Um ſie aber ſpäter wieder zu finden, machte der Schultheiß am Bord des Schiffes einen Kerbſchnitt zur Bezeichnung des Ortes; natürlich fanden ſie ſpäter die Stelle im Schiffe wieder, die Glocke aber nicht mehr.

Zu dieſer Zeit hatte ſich auch ein unglücklicher Krebs nach Schilda verirrt. Die Schildbürger, die noch nie einen ſolchen geſehen hatten, konnten ſich über das vielfüßige Tier, das vorwärts und rückwärts ging, nicht genug entſetzen. Sie läuteten deshalb Sturm und berieten, was ſie mit dem Ungeheuer beginnen ſollten. Der Schultheiß bemerkte die Scheren und meinte, es müſſe ein Schneider ſein. Sie ſetzten ihn alſo auf ein Stück ausländiſches Tuch und da ſie ihn für einen Muſterſchneider hielten, ſchnitt ihm einer von hinten mit der Schere nach, wohin er nur immer kroch. Aber bald ſahen ſie ein, daß nichts recht Geſcheites dabei herauskam. Deshalb erklärten ſie ihn für einen Betrüger. Endlich meinte einer, man ſolle ſeinen Sohn zu Rate ziehen; der ſei weit gereiſt und wiſſe wohl, was es ſei. Der Weitgereiſte beſah ſich das Tier von vorne und hinten und gab den klugen Beſcheid: „Das Tier hat einen Kopf wie ein Hirſch", — er hielt nämlich den Schwanz dafür, „wenn es nicht eine Taube, oder gar ein Storch iſt." Nun waren ſie ſo klug wie zuvor. Da wollte ihn noch einmal einer anfaſſen; der Krebs kriegte ihn aber mit der Schere zu

Digitized by Google

packen und zwickte ihn so, daß er Zetermordio schrie. „Es ist ein Mörder!“ rief er jammernd. Der Fall ward einem ernsten Gerichte unterbreitet, das folgendes Urteil fällte: „Sintemal das Untier sich fälschlich für einen Schneider ausgegeben, in Wahrheit aber ein Mörder sei, solle es im Wasser ersäuft werden.“

Vorsichtig ward es demzufolge auf ein Brett geschoben und unter Beiwohnung sämtlicher Schildbürger ins Wasser geworfen. Da ward es dem armen Krebs in seinem Elemente wieder wohl, und er zappelte mit allen Füßen. Einige mitleidige Seelen aber riefen aus: „Seht doch, wie weh der Tod thut!“

Das Kriegsgerücht, um deswillen die Schildbürger ihre Glocke versenkt hatten, war kein blinder Lärm. Auch an die Schildbürger erging der Befehl, eine Schar Bewaffneter zur Stadt zu schicken. Einem dieser Landsknechte begegnete ein Bauer mit einer Kuh, welche den mutigen Krieger zufällig mit ihrem Horn berührte. Da zog der Held seinen Dolch, ging auf die Kuh los und sprach: „Bist du eine ehrliche Kuh, so stoß noch einmal!“ Der Kuh imponierte diese mannhafte Anrede so, daß sie dem kühnen Streiter aus dem Wege ging.

Bald darauf machten die Städter einen Ausfall, um nach dem Feinde zu streifen und den Bauern Hühner und Gänse abzunehmen. Unser wackerer Schildbürger hatte nun kurz zuvor ein Panzerstück gefunden und dem Schneider befohlen, es ihm in seiner Kleidung da einzusetzen, wo das Herz sei, damit es einen feindlichen Puff aushalte. Der Schneider versprach ihm lächelnd, er wolle es schon am rechten Fleck einsetzen. Bald darauf brachte er ihm die bestellte Arbeit. In der neuen Waffenrüstung zog nun unser Held mit auf den Beutezug. Doch die Bauern fielen über ihn her und jagten ihn in die Flucht. In seiner Angst wollte er schnell über einen Zaun, blieb aber mit der Hose hängen. Da stach ein Bauer von hinten nach ihm mit der Hellebarde, so daß er über den Zaun wegflog. Betäubt lag er am Boden und hielt sich für schwer verwundet. Als die Feinde vorübergezogen waren, befühlte er sich sorgsam, ob ihm das Blut durch die Hosen rinne. Doch siehe da! er war unverletzt. Und was war die Ursache davon? Der Schneider hatte ihm das Panzerstück hinten in die Hosen eingesetzt und so den rechten Fleck getroffen, wo er am verwundbarsten war. „Wie fein!“ sprach er zu sich, „wie richtig hat der Schneider den Fleck gefunden, wo einem tapferen Schildbürger das Herz sitzt!“

Der Krieg war nun zwar glücklich vorüber, aber nicht die Not. Besonders machten den Schildbürgern die Mäuse zu schaffen, die ihnen alles wegfraßen. Nun traf es sich, daß in Schilda ein Wanderer einkehrte, der eine Katze auf dem Arme trug. Auf Befragen, was er da habe, gab er

Digitized by Google

Der tapfere Schildbürger. S. 230.

Digitized by Google

Digitized by Google

zur Antwort: „Ei, einen Maushund!“ In der Wirtsstube, wo er saß, spazierten die Mäuse frech umher. Da ließ der Fremde seine Katze laufen, die im Nu unter den Mäusen aufräumte. Das meldete der Wirt der Gemeinde. Diese kam überein, dem Wanderer seinen „Maushund“ abzuhandeln. Anfangs meinte dieser, sein Tier sei ihm zwar nicht feil, doch für 100 fl. wolle er es hingeben. Die Bauern gingen froh darauf ein, bezahlten ihm die Hälfte und sagten ihm, nach einem halben Jahre könne er die andre holen. Der Fremde trug ihnen ihre Katze in ihre Burg, wo ihr Getreidespeicher war, und machte sich mit dem Gelde eiligst davon in Besorgnis, der Kauf möge sie reuen.

Nun hatten die Bauern vergessen zu fragen, was der „Maushund“ fresse. Deshalb sandte man eiligst dem Fremden einen Boten nach. Als dieser jemand hinter sich herlaufen sah, meinte er, man wolle ihm sein Geld abjagen und riß aus. Der Schildbürger schrie hinter ihm drein: „Was ißt er?“ Sich rasch umdrehend rief jener zurück: „Wie man's beut!“ Doch der andre verstand: „Vieh und Leut!“ Er kehrte zurück, die Unheilsbotschaft zu verkünden. Darob erschraken die guten Leute und beschlossen die Katze zu töten. Doch hatte keiner das Herz sie anzugreifen. Darum zündeten sie die Burg an, in der die Katze war, von der Erwägung ausgehend, ein kleines Unheil mit in Kauf zu nehmen, um dem größeren zu entrinnen.

Die Katze jedoch, als sie Gefahr merkte, sprang zum Dach hinaus in ein Nachbarhaus. Das Schloß dagegen brannte bis zum Grunde nieder. Die Schildbürger waren in großer Angst, weil sie doch des drohenden Ungeheuers nicht los geworden. Was thun? Sie kauften das Nachbarhaus und brannten es gleichfalls nieder. Die Katze kletterte aufs Dach und hob nach Gewohnheit die Tatze auf, sich den Kopf zu putzen. Dies hielten die Schildbürger für einen Racheschwur. Da nahm einer seinen Spieß, um nach ihr zu stechen. Doch zu aller Entsetzen lief die Katze an der Stange herunter. Vor Schrecken nahmen alle Reißaus und ließen ihr Dorf abbrennen; nur ein einziges Haus blieb stehen.

Die Schildbürger waren mit Weib und Kind in den Wald entflohen. Dort lebten sie in großer Not, noch mehr aber in Angst vor dem schrecklichen Maushund. Deshalb verließen sie ganz die Gegend ihrer Heimat und zerstreuten sich in alle Lande. Von der Zeit an gibt es Schildbürger in der ganzen Welt.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Beckumer Anschläge.

Solche und ähnliche Streiche erzählt man auch von den Einwohnern von Beckum in Westfalen. So machte diesen einmal ein Handelsmann weis, seine Kugeln, die er zum Senfreiben brauche, seien Pferdeeier, aus welchen junge Fohlen ausgebrütet würden, und verkaufte ihnen ein solches für schweres Geld. Sie legten das Ei in die Sonne, doch es wollte nicht aufplatzen. Da stieß es der Bürgermeister ungeduldig mit dem Fuße an, daß es die Anhöhe hinabkugelte in einen Busch, wo es einen Hasen aufscheuchte. Nun rief alles verwundert dem vermeintlichen Fohlen zu, es möge kommen, doch es entsprang.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Glauben, wenn man Käse säe, wüchsen Kühe daraus. Die Beckumer kauften eine große Partie Käse und säten sie in einen Bruch. Über das Weitere meldet uns die Chronik nichts; doch bis auf den heutigen Tag zeigt man dort noch den s. g. Käsebruch.

Einmal hatte eine Frau zum Aufbewahren von Haselnüssen eine dickleibige Flasche genommen, deren Öffnung so breit war, daß man mit der Hand hineinfahren konnte. Am Tage vor Weihnachten nun wollte sie daraus ein paar Händevoll langen, um ihren Kleinen ein Vergnügen zu machen. Aber o weh! die Hand blieb ihr stecken, und im Wahn, die Flasche sei behext, stieß sie ein entsetzliches Jammergeschrei aus, so daß die ganze Nachbarschaft zusammenlief. Doch keiner wußte Rat. Da ließ man endlich aus dem nächsten Dorfe den alten Schäfer Thomas kommen. Er kam, beschrieb um die arme Frau einen Kreis, murmelte einige unverständliche Zauberworte, stieß dann plötzlich mit seinem Stabe heftig an die Flasche und siehe da! sie sprang entzwei, und zum großen Erstaunen aller Umstehenden war der Bann gelöst.

Einmal hatte ein hochweiser Bürger ein tüchtiges Schwein, das aber in des Nachbarn Scheune lief und seine Gerste auffraß. Da nahm der Geschädigte das Schwein beim Schlappohr, um es vor Gericht zu führen. Daselbst ward das Schwein als Dieb einstimmig zum Tode verurteilt. Feierlichst brach man im hochnotpeinlichen Halsgericht den Stab über den Delinquenten, und er ward hingerichtet. Fleisch und Borsten fielen dem Staatsfiskus anheim, d. h. die Richter verzehrten es bis auf Haut und Haar; denn sintemal das Schwein mit Fressen sein Leben verwirkt hatte, war es auch billig, daß es selbst zur Strafe gefressen wurde. Aus dem Gedärm, Gekröse und Blut aber machte man eine einzige Wurst, die eine unendliche Länge erhielt; die sollte zum Voressen aufgetragen werden. Doch

Digitized by Google

woher den Topf nehmen, in den eine so lange Wurst ginge? Kein Töpfer wollte ein so großes Gefäß eigens machen. Da ging ein Bürger simulierend an einigen Gänsen vorbei, die ihm: „Kopak, kopak!“ zuschrieen. Er aber verstand: „Zweifach, zweifach!“ Jetzt ging ihm ein Licht auf: also zweifach sollte man die Wurst in den Topf legen. Dies teilte er dem hochwohllöblichen Rat mit der Bemerkung mit, es sei doch eine Schande, daß man erst von den Gänsen lernen müsse, wie man eine Wurst koche. „Ja, dann“, sagte einer der weisen Herren, „könnte man sie ja auch dreifach, vierfach und mehrfach zusammenlegen.“ Also geschah's, und so ging die ganze Wurst in einen gewöhnlichen Topf. Nachdem sie gekocht war, wurde sie verteilt, und es erhielt jeder ein Stück, das ihm dreimal um das Maul ging. Dabei mußte jeder den einen Zipfel in den Mund nehmen; dann schlang man ihm die Fortsetzung dreimal um den Kopf bis zu den Zähnen, und dann biß er ab; das war alsdann sein Teil. Davon stammt die Redensart: Man muß dir eine Wurst braten, die dir dreimal ums Maul geht.

Die berühmteste Geschichte von Beckum ist aber die von der Reinigung ihres Brunnens, worüber es auch ein bekanntes Volkslied gibt.

Darnach hatte sich in dem Beckumer Ortsbrunnen mit der Zeit ein solcher Schmutz angesammelt, daß die Bewohner sich beim Bürgermeister beschwerten. „Ist das auch eine Obrigkeit“, schrieen sie, „wenn unser Brunnen nicht mehr geht, wie sollen wir Kaffee kochen? Den Schmutz und Schlamm, den mag der alte Narr selber saufen!“ Da kratzte sich der Bürgermeister verlegen hinter den Ohren und berief den weisen Rat. Da saßen sie nun die klugen Herren und zerbrachen sich den Kopf. Endlich schlug Hans Topp vor: „Wie wäre es denn, wenn wir vom Brunnenrand aus ein langes Seil bis hinunter in die Tiefe hängen ließen? So könnten wir dem Schmutz beikommen.“ Der Vorschlag fand Beifall, und Hans Vogelsang als der stärkste Mann hielt das Seil oben, während die andern hinabkletterten. Allmählich aber that dem wackern Hans die Hand wehe, und um sie sich geschmeidiger zu machen, geriet er auf den Einfall, sich einmal hineinzuspucken. Zur Vorsicht rief er aber den Mitbürgern in der Tiefe zu: „Halt euch einmal recht fest! Ich muß mir erst einmal in die Hände spucken!“ Sprach's und ließ los, und die andern lagen im Schlamm.

Sehr ergötzlich zu lesen sind auch die Abenteuer der 7 Schwaben auf der Reise nach dem Bodensee, wo sie ein gräßliches Meerungeheuer erlegen wollen; sie halten sich alle an einem langen Spieße und fallen vor Schrecken in Ohnmacht, als am Ufer ein Hase aufspringt. Natürlich kann dies kein gewöhnlicher Hase gewesen sein, sondern ein „Seehase“. Sehr drollig beschreibt dies Simrock in seinen „Deutschen Volksbüchern“.

Digitized by Google

Hirlanda von Bretagne.

Erſtes Kapitel.

König Richard auf dem Siechbett.

Vor vielen hundert Jahren, erzählt die Sage, lebte einſt in England ein König mit Namen Richard. Er war ein kraftvoller, kühner Mann geweſen, Länder und Städte waren ihm unterthan, ſelbſt in Frankreich hatte er ſeine Macht ausgebreitet, in der Bretagne herrſchten Herzöge, die ihm lehnspflichtig waren.

Da geſchah es, daß den gewaltigen Herrſcher eine ſchwere Krankheit heimſuchte. Die geſchickteſten Ärzte des Landes wurden berufen, ſie wandten alle Mittel an, die ſie für heilſam hielten, aber das Übel wurde je länger je ſchlimmer, der unglückliche Fürſt ſiechte elend hin.

Die gelehrten Herrn erkannten allmählich, daß ihre Kunſt nicht ausreiche, ſie baten einſtimmig den Kranken, ſein Siechtum in Geduld zu tragen, bis Gott ſich ſeiner erbarme.

„Der Wille des Herrn geht über menſchliches Wiſſen und Menſchenkraft“, ſchloſſen ſie ihre Rede, „beugt Euch unter ſeinen Ratſchluß.“

Es war der einzige Troſt, den ſie geben konnten, und der König entließ ſie.

Er war allein in ſeinem Gemach und ſtöhnte vor Verzweiflung und Grimm.

„Keine Hilfe“, knirſchte er, „verlaſſen von den Menſchen, verlaſſen von Gott.“

Da trat Gerhard zu ihm, ein Bruder des Herzogs von Bretagne. Er war beliebt bei dem König, denn er war freundlich, dienſteifrig und, wie es ſchien, immer guter Dinge. Jetzt freilich zeigte er ſich ernſt und tief bekümmert. Er ſagte, er habe den Ausſpruch der Ärzte vernommen, doch bat er den kranken Landesherrn, Mut zu faſſen, denn noch ſei ein Mann im Lande, ja bereits im Schloſſe, der Heilung bringen werde, wenn es irgend möglich wäre.

Digitized by Google

„Moses, ein Israelit, ist überall bekannt um seiner Wunderkuren willen", setzte er hinzu, „er hat von der Krankheit unsres Gebieters gehört und ist bereit, das Äußerste zu versuchen. Darf er eintreten?"

„Versuchen, immer versuchen", erwiderte Richard, „ich habe keine Hoffnung mehr, doch er mag kommen."

Das Wort war kaum gesprochen, so öffnete sich die Thür und herein schlüpfte, gewandt wie eine Eidechse, ein kleiner Mann in langem Talar und hoher, spitzer Mütze. Seine funkelnden Augen hefteten sich sofort auf den König, der ihm mit matter Stimme befahl, näher zu treten.

„Man rühmt mir deine Geschicklichkeit, Jude", sagte er, „versuche dein Heil an diesem elenden Körper. Gibst du mir Gesundheit, so wartet deiner fürstlicher Lohn."

„Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs!" versicherte der Eingetretene, „ist es doch Lohn genug für mich, wenn ich sehe meinen König und Herrn heil und genesen. Werde ich thun, was in meinen Kräften steht; habe ich studiert mein lebenlang, habe ausgekundschaftet die Geheimnisse der Natur und weiß mancherlei, von dem die Pfuscher da, die meinen König verlassen haben, nichts verstehen."

„Kennst du denn ein Mittel, mich zu heilen?" forschte ungeduldig der König.

„Werde ich meinem hohen Gebieter Gesundheit und Jugendkraft wiedergeben, so wahr ich Moses heiße", fuhr der Jude fort, „nur kommt es darauf an, ob die Lust zum Leben bei unserm gnädigsten Landesherrn also groß ist, daß er will anwenden, was ich für nötig halte. Ich werde bereiten, wenn es meinem König genehm ist, für ihn ein kräftiges heilsames Bad. Das soll er nehmen am Abend, und er wird am Morgen erwachen, gesund und frisch wie ehedem. Was ich an heilsamen Kräutern und Essenzen bedarf, habe ich in meinem Reisesack, aber die Hauptsache fehlt, die muß ich hier erhalten, sonst ist alles umsonst, und die Krankheit schlimmer als zuvor."

Der Jude hielt ein. Er warf einen Blick auf den König; seine Augen funkelten wie die einer Katze, die sich auf ihren Raub stürzt.

„Soll das Bad wirken", fuhr er langsam fort, „so bedarf ich das Blut und das Herz eines jungen Kindes. Ungetauft muß es sein und fürstlichen Standes, sonst", wiederholte er, „ist alles umsonst und die Krankheit schlimmer als zuvor."

Der König fuhr von seinem Lager auf.

„Was forderst du, Schelm!" rief er, „ungetauft, ein menschliches Wesen! gleichviel welches! verloren an Seele und Leib zugleich! hinweg Versucher!"

Digitized by Google

„Muß ich doch meinem Gebieter das Heilmittel nennen, das ihn allein noch retten kann", sprach gelassen der Hebräer, während Fürst Gerhard wie unwillkürlich näher trat. „Das junge, frische, gesunde Blut hat wundersame, geheime Kräfte", fuhr der Jude fort; „dazu das Herzlein zu Pulver verbrannt, dann langsam mit feurigem Wein verrührt und so getrunken, das sichert die Wirkung. Mein hoher König hat zu entscheiden, ob er will leben zum Wohle seines Landes, oder langsamen, qualvollen Todes sterben. Ich habe geredet, er hat die Wahl."

Er schwieg; der König barg das Antlitz in beide Hände, von Grauen geschüttelt.

„Entsetzlich!" stöhnte er, „furchtbare Wahl! Wehe mir, wenn ich deinem Rate folgte! — Ein Abscheu des Volkes! lieber sterben!"

„Sterben, mein König!" rief jetzt Fürst Gerhard, „Ihr sollt nicht, dürft nicht! Euer kostbares Leben, wiegt es nicht schwerer als ein armselig Kind?"

„Und wenn es wäre", versetzte der Kranke finster, „wer möchte das eigne Kind mir opfern, es dem zeitlichen und ewigen Verderben weihen?"

„Fragt nicht, zweifelt nicht, ich schaffe, was Ihr bedürft", fiel Gerhard ein. „Gebt mir Urlaub, mein König, ich scheue kein Opfer um Euretwillen. Ihr sollt genesen."

„Gesundheit! Genesung!" seufzte Richard. „Wieder, wie sonst, auf flüchtigen Rossen mit meinen Mannen dem Feinde nachjagen, das blanke Schwert in der starken Faust! Hier liege ich, elend, krank und matt, während draußen im Felde Herzog Artus, dein Bruder Gerhard, meine Stelle versehen muß. Er folgte wohl ungern meinem Ruf, denn die schöne Hirlanda, seine junge Gemahlin, hält ihn in der Bretagne in ihrem Schlosse mit Liebesbanden eng umfaßt, wie man sagt. Mir blieb keine Wahl, denn ich kann nicht mehr."

„Mut! teurer Gebieter!" rief Gerhard eifrig; „und was Artus betrifft, der hat nun seit Monden gekos't und geküßt, da war es hohe Zeit, ihn fortzusenden, damit nicht das Schwert in der Scheide roste. Doch, noch einmal, mein König, laßt mich ziehen. Mich drängt es, Euer Leiden zu enden. Ich werde finden, was ich suche; vielleicht aber wäre es gut, wenn mir der Schatzmeister aus Eurer Kasse — Ihr versteht mich, mein Lehnsherr, mein Beutel ist leer, Artus, mein Bruder, ist der Erbe unsrer Güter, und ich..."

„Er ist der Erstgeborne", versetzte Richard, „nimm, was du brauchst und ziehe hin; ob du mich lebend wieder findest!"

„Bald kehre ich zurück", fiel Gerhard ein, „der kluge Moses sorgt für Euch. Er bereitet das Mittel; noch einmal, faßt Mut! Frisches Leben

Digitized by Google

ergießt sich in Eure Adern, die Zierde der Ritter, der Alte wieder erhebt Ihr Euch in neuer Kraft."

„Ein schöner Traum!" seufzte der König. „Gott gebe Erfüllung! Ziehe denn hin, mein treuer Diener und Freund. Was Ehre, Macht und Reichtum bieten, es sei dein Teil, wenn —"

Der Kranke sank auf sein Lager zurück. Geschäftig mischte ihm der Arzt einen Trank, während sich Gerhard langsam entfernte. Im Nebengemach blieb er stehen, ein boshafter Zug entstellte sein Antlitz.

„Der Erstgeborne", murmelte er höhnisch, „das heißt, ich bin sein Diener und Knecht. Hei, werter Bruder, bist du auch der Erbe, ich besitze List und übe Schlauheit! Du bist im Felde und hier der König bedarf eines Kindes! Warum nicht deines? Das Spiel ist leicht! Gold, glänzendes Gold, hat Zauberkraft, dafür ist Treue und Ehre feil. Ich schaffe das Kind, mein Plan ist fertig, mit dem Kinde vernicht' ich die Mutter zugleich, die stolze Hirlanda, die nur Augen hatte für ihn und mich nicht sah, noch hörte. Kommt er dann heim!" Gerhard lachte leise, „hei, verschwunden das Kind, von der eignen Mutter vielleicht aus dem Wege geschafft, weil es ein Unhold, ein Scheusal war. Fein ausgedacht, du sollst dich wundern, mein Bruder Artus. Frisch, Gerhard, ans Werk, du wirst noch Erbe und Herr des Landes, gibt es doch Mittel . . ." er vollendete nicht, sondern eilte fort.

Zweites Kapitel.

Herzog Artus und sein Bruder Gerhard.

Im Schlosse zu Rennes in der Bretagne stand zu derselben Zeit der Herzog des Landes neben Hirlanda, seiner jungen Gattin.

„Weine nicht, Geliebte", bat er weich und zog sie fest in seine Arme, „die Pflicht gebeut, wir müssen scheiden. Sieh, König Richard, unser Lehnsherr, ist siech und matt, er kann nicht selbst zu Felde ziehen. Sei stark, Hirlanda, so Gott will, kehre ich bald zu dir zurück. Sorge dich nicht, unser junges Glück, mein teures Weib, steht in seiner Hut. Denke der Zukunft; bald empfängst du mich lächelnd und hältst auf dem Arme unsern schönen Knaben, unsern Erstgebornen, und später vielleicht schläft auch noch in der Wiege ein kleines Mägdlein, der Mutter Freude, denke daran und gräme dich nicht."

So tröstete er liebreich, doch sie hing schluchzend an seinem Halse, bis er sich endlich sanft von ihr losmachte und ungesäumt in den Hofraum

Digitized by Google

eilte. Dort harrten längst die Knappen und Reisigen; ungeduldig stampfte sein Leibhengst den Boden, er schwang sich hinauf, gab dem Rosse die Sporen und trabte mit seinem Gefolge davon.

Bald hatten sie Schloß und Stadt im Rücken, noch einmal wandte er sich zurück, hell glänzten die Zinnen seiner Burg in der Sonne, dort von dem hohen Altan hernieder wehte ein Tuch — „lebwohl! lebwohl! Gott sei mit dir! Gott schütze mein Weib!" rief er noch einmal und jagte weiter.

Wochen und Monate waren seitdem vergangen; tapfer erfüllte Herzog Artus seine Pflichten als Ritter und Führer seiner Kriegsschar, indessen der Kampf wollte kein Ende nehmen. Aus Schlupfwinkeln und Wäldern brachen die Feinde hervor, schlug er sie hier, so sammelten sie sich dort, es schien, als sei kein Ausgang abzusehen. Dazu quälte ihn die Sorge um seine Gattin, von der er seit Wochen nichts vernommen, bange Träume ängstigten ihn und ließen ihn nirgends Ruhe finden.

So war er auch heute nach siegreichem Gefechte mit seinen Mannen in das Zeltlager zurückgekehrt und hatte sich erschöpft auf das Feldbett geworfen. Er fand jedoch nicht den ersehnten Schlaf, böse Träume erschreckten ihn immer wieder, sobald er die müden Augen schloß. Er erhob sich endlich und trat ins Freie. Draußen herrschte tiefe Stille; die ermüdeten Krieger lagen in süßem Schlummer, nur die Feldwache ging gemessenen Schrittes auf und ab.

In traurige Gedanken versunken wanderte der Herzog zwischen den Schlafenden hin und wieder und bemerkte nicht, daß einer seiner Untergebenen, Ritter von Olive, ihn seit einiger Zeit beobachtete und endlich langsam herankam.

„Mein teurer Herzog", hob der Edelmann teilnehmend an, „darf ich fragen, was Euch quält und drückt, warum Ihr allein nicht der Ruhe pflegt?"

„Werter Freund", versetzte der Herzog, „du hast kein junges Weib daheim, sonst würdest du nicht also fragen. Sieh', ich gedenke ihrer Tag und Nacht, im Wachen und Traum. Als ich heute einschlief, sah ich sie vor mir liegen, bleich, leblos, entstellt. Riesige Geier flogen kreischend umher, ließen sich nieder und hackten nach ihr mit gierigen Schnäbeln. Vor Entsetzen erwachte ich. Gewiß, meiner Hirlanda ist großes Unglück widerfahren! Ich finde nicht Rast noch Ruhe, bis ich Nachricht von ihr habe. Wäre nur der unselige Feldzug beendet, daß ich zu ihr eilen könnte, wie mein Herz sich sehnt."

Sie waren während des Sprechens in das Zelt zurückgekehrt, und Herr von Olive versuchte umsonst, den aufgeregten Mann zu beruhigen.

Digitized by Google

Er redete noch, als man draußen Stimmen vernahm, und der wachhabende Knappe meldete, Fürst Gerhard, der Bruder des erlauchten Herrn, sei von Rennes kommend eingetroffen und bitte um Einlaß.

„Mein Bruder!“ rief der Herzog erfreut, „willkommen! willkommen! er bringt mir Botschaft! Gerhard, Gottlob!...“

Er vollendete nicht, ein Blick auf das Angesicht des Eintretenden zeigte ihm, daß seine Ahnungen wahr geworden.

„Gerhard, was bringst du?“ forschte er angstvoll, als jener schweigend vor ihm stand.

„Ich“, stotterte jener, „geliebter Bruder! fasse dich, höre!“ er wandte sich ab, als sei er nicht im stande, mit seinem Berichte fortzufahren.

„Rede!“ gebot der Herzog heiser, „ist sie tot, meine Hirlanda, mein geliebtes Weib?“

„O wollte Gott, sie wäre gestorben“, sprach Gerhard dumpf, „gestorben, Bruder, ehe sie dich und dein ganzes Haus mit Schmach und Schande bedeckte. Nein, sie lebt, zu unserm Unglück. Welche andre Kunde hoffte ich dir zu bringen, als ich frohen Herzens nach Rennes fuhr. Den Erben unsres Namens, deinen Erstgebornen dachte ich mit Stolz zu begrüßen und fand... Ach, Bruder, laß mich schweigen, schweigen wie das Grab, welches die Spur von deines Weibes Frevel deckt. Das unselige Geschöpf, das sie geboren, war keines Menschen Ebenbild, Hirlanda ist deiner nicht wert, sie ist nicht des Muttersnamens wert. Und sie entfloh uns, ehe wir es dachten, als sie sich erkannt sah, in wahrer Gestalt. Wir suchten Tage und Wochen nach ihr, doch sie ist verschwunden wie ein Dämon der Hölle, der sie — es ist kein Zweifel — entstammt.“

„Gerhard, du lügst!“ schrie der Herzog auf, der bisher wie versteinert vor Entsetzen stand. „Hirlanda! nimmer! sie, die Reine, Holde! sie kann nicht!...“ seine Stimme brach in wildem Schmerz.

„Wollte Gott ich löge!“ schluchzte Gerhard laut; „ach, teurer Bruder, mein Leben gäbe ich gern, wenn du Wahrheit sprächst. Noch einmal: sei stark, trage als Mann dein hartes Geschick.“

Der Herzog blickte ihn an mit wildrollenden Augen, von Wut entstellten Zügen.

„Du lügst, elender Bube!“ knirschte er und faßte seines Bruders Arm, schüttelte ihn und stieß ihn zurück, daß er taumelte. „Was that sie dir, daß du sie schmähst?“

In erheucheltem Mitleid betrachtete Gerhard den Erzürnten: „Armer Bruder“, seufzte er halblaut, „so fest ist dein Glaube an das unselige Weib, das dich durch ihre Künste schmählich betrog. Wie groß wird

Digitized by Google

deine Enttäuschung sein, wenn du wieder kommst in die Heimat!" Er wandte sich, als wolle er gehen, allein Artus hielt ihn zurück.

„Bleib! ich gehe mit dir! nach Hause! schnell! schnell! der Krieg! er muß, er wird sein Ende finden, heute! morgen! und dann fort! und", fuhr er in rasendem Zorne auf, „wehe dir, wenn du lügst! wehe ihr! wenn du wahr sprichst! Haltet ihn, laßt ihn nicht fliehen!"

Er stürzte fort, berief seine Mannschaft zusammen, er wollte einen Ausfall, einen letzten entscheidenden Zug wagen, der mit einem Schlage den Kampf beenden sollte, indessen, bevor noch alle Anordnungen getroffen waren, kamen Abgesandte des Raubgesindels, versicherten ihre Unterwerfung und baten um Frieden. Der Herzog, hocherfreut, ging gern auf ihre Bedingungen ein, ordnete in fliegender Eile alles Notwendige, sicherte die Grenzen, bestellte tüchtige Männer zur Aufsicht und machte sich dann auf die Heimfahrt.

Tag und Nacht ohne Aufenthalt fast jagte er, nur von einigen Vertrauten und seinem Bruder begleitet, seiner Hauptstadt zu. Es war spät an einem Abend, als er anlangte. Nicht in lachendem Sonnenglanz wie bei seiner Abreise, dunkel und finster erhob sich das Gemäuer der Burg vor ihm. Der Thorwächter öffnete ihm, er trabte in den Hof; er hörte erschrockenes Rufen und Laufen in den weiten Hallen des Schlosses, als er eintrat; das Hofgesinde stob bei seinem Anblick auseinander, niemand empfing ihn mit freudigem Gruße, sein Weib stand nicht, wie er gehofft, auf der Schwelle mit offenen Armen, öde, wie ausgestorben erschienen alle Räume, durch die er schritt.

„Wo ist sie? wo ist Hirlanda?" fragte, forschte er, er erhielt keine Antwort; in den scheuen, verlegenen Gesichtern der Dienerschaft las er nur die Bestätigung dessen, was sein Bruder berichtet hatte, und er raste, tobte und schäumte vor Wut. Wieder sandte er Boten aus, lebend oder tot, er wollte die Schändliche vor sich sehen, umsonst, sie war und blieb verschwunden.

Inzwischen war Gerhard nach England gereist und ließ, in London angekommen, sogleich den jüdischen Arzt zu sich berufen; Moses befand sich noch im Schlosse des Königs; er erschien alsbald.

„Endlich!" rief er eintretend, „der Gott meiner Väter sei gelobt, Ihr kommt nicht zu spät! Laßt uns sogleich zum Werke schreiten, wo habt Ihr das Kind?"

„Das Kind?" wiederholte Gerhard bestürzt, „ist es nicht in Eurer Hand? Schon vor Wochen sandte ich es hierher in sicherem Geleite!"

„Der edle Herr beliebt zu scherzen", meinte der Hebräer verdrießlich, „ist doch nie ein Kind hier angekommen!"

Digitized by Google

„Hat der Satan seine Hand im Spiel!“ schrie Gerhard zornig, „oder denkst du mich zu betrügen, listiger Gaukler!“

„Werde ich mich hüten“, versetzte ängstlich zurückweichend der Jude. „Ich will retten des Königs Leben, und schafft Ihr mir nicht, was Ihr verspracht, so ist alles verloren. Alles, der hohe Gewinn, die hohe Ehre!“

„Deine Ehre, alberner Prahler!“ lachte Gerhard grimmig, „ha, ich weiß, dein Werk ist mißlungen oder — du willst den Knaben retten, du bist bestochen und — wo ist das Kind, meines Bruders Sohn?“

Er faßte in toller Wut des Juden Arm, der aber stieß ihn von sich wie eine Feder. Die schmächtige Gestalt hoch aufgerichtet, stand er plötzlich vor dem überraschten Edelmann.

„Zurück von mir, Erbärmlicher!“ rief er, „ich besitze noch Macht, mich vor dir zu schützen. Des Königs Leben kann ich nicht mehr erhalten, wie ich wollte, seine Zeit ist um. Der Gott meiner Väter hat es also beschlossen, die Unschuld ist gerettet, die wir beide zum Opfer bringen wollten; ich im Dienste der hohen Wissenschaft, du getrieben von Bosheit, Neid und Tücke des Herzens. Rolle nur die Augen in ohnmächtiger Wut, ich kenne dich und dein frevelndes Spiel. Deines Bruders Herrschaft willst du gewinnen, darum raubtest du das Kind aus der Mutter Arm. Doch der weise Richter hat schützend gewaltet, die Beute ist deiner Hand entrissen. Hüte dich nur, der Rächer lebt!“

Längst war die gellende Stimme des Arztes verhallt und noch immer stand Fürst Gerhard wie betäubt auf seinem Platze. Endlich raffte er sich auf und floh aus dem Hause, aus der Stadt, ohne Aufenthalt immer weiter, bis er sein eignes kleines Erbgut erreichte. Aber wo er ging und stand, klang ihn im Ohr der Ruf: „der Rächer lebt! hüte dich!“ Ja, er hatte des eignen Bruders Sohn seinem Vorteil opfern wollen, hatte das Kind geraubt, gelogen, betrogen alle, die unglückliche Mutter und den leichtgläubigen Bruder. Wie, wenn der Knabe einst wiederkehrte, Sühne zu fordern?

Auf seinem Schmerzenslager im Schlosse lag inzwischen König Richard still und ruhig. Er fragte nach Moses, dem weisen Juden, man sagte ihm, derselbe sei plötzlich verschwunden; da faltete der Kranke die Hände und sprach: „Gelobt seist du, gütiger Vater im Himmel, du hast mich vor schwerer Sünde bewahrt. Ich sterbe getrost und ohne Schuld in seliger Hoffnung auf meinen Erlöser.“

Ohne Murren ertrug er fortan sein schweres Siechtum, bis ihn der Tod von allem Leid erlöste. Moses aber wurde fortan nicht mehr gesehen.

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Hirlanda.

Sieben Jahre waren vorüber gezogen mit Winter und Sommer, Schnee und Regen, Sturm und Sonnenschein in stetem Wechsel. In stetem Wechsel wie die Jahreszeiten, verlief auch das Leben und Treiben der Menschen. So war es damals, so ist es noch jetzt. Das war dasselbe Rennen und Jagen und rastlose Suchen wie heute nach dem flüchtigen Glück. Und hat man endlich ein Ziel erreicht, so dünkt es selten einem das rechte. Man strebt und ringt, man schafft und sucht, bis der Allmächtige Einhalt gebietend freundlich zur Ruhe ruft, zum ewigen Frieden.

In der Bretagne in dem Schlosse zu Rennes, der Hauptstadt des Landes, wo Fürsten damals ihren Wohnsitz hatten, lebte noch immer Herzog Artus. Aus dem heiteren, lebenslustigen Herrn war ein finsterer, menschenscheuer Mann geworden. Sein Schloß war verödet, nur die notwendigste Dienerschaft umgab ihn, alle andern Hofleute, besonders die Damen seiner Gemahlin, waren längst entwichen. Ob vor der Stimme des Gewissens, ob vor des Gebieters Zorn und Groll? Er fragte nicht danach, er kümmerte sich um keinen. Jede Lust des Lebens war ihm vergällt, und das wurde mit jedem Jahre schlimmer. Nur am Weidwerk fand er noch zuweilen Vergnügen, da scheute er keine Anstrengung, um ein flüchtiges Wild zu erbeuten, erstieg steile Höhen und Felswände, kletterte in Schluchten und Abgründe hinab, trieb sich tagelang in Wäldern und Bergen umher, bis er erschöpft, todmüde in seine Burg zurückkam. Es war, als sei es ihm zum Bedürfnis geworden, als suche er auf diese Weise zu vergessen. So zog er einst wieder mit größerem Gefolge für mehrere Tage zum Jagen aus. In entlegenen Gegenden des Landes hatten sich Wölfe und sogar Bären gezeigt und großen Schaden gethan. Man rastete in einsamen Gehöften, und es geschah manchmal, daß man sich im Eifer der Verfolgung nicht gleich wieder zusammenfand, bis der fürstliche Jäger das Jagdhorn blies. So kam es, daß am Mittag des dritten Tages der Herzog mit einem einzigen Begleiter, dem Ritter von Olive, in einer Felsschlucht rastete. Die Herren tranken durstig von dem klaren Quell, der seitwärts aus dem Steine sprudelte, und speisten von den mitgenommenen Vorräten. Sie schienen beide in Gedanken vertieft, denn keiner redete, bis plötzlich der Ritter das Schweigen brach mit den Worten, die er, wie es schien, unwillkürlich sprach: „Glücklich der, dem alles zu Gebote steht, was des Menschen Herz und Sinn erfreut. Ein Herrscher zu sein, ein Volk zu beglücken, kann es schöneres geben?“

Digitized by Google

„Was redest du, Geselle?“ fragte der Herzog erstaunt.

„Verzeiht, edler Gebieter“, versetzte der Ritter scheinbar verlegen, „ich dachte an Euch und Euer Los und meinte, Ihr seiet glücklich vor tausend andern.“

„Glücklich ich?“ sprach finster der Fürst, „was nennst du Glück? Daß ich Herrscher des Landes bin? Beneide mich nicht um die hohe Würde, denn schwer und drückend liegt auf mir die Last des Lebens. Mein Haus ist verödet, kein liebend Weib, kein liebliches Kind eilt mir, wenn ich heimkehre, froh entgegen, mein Herz ist wund und matt zum Tode. O Hirlanda, mein Weib, seit du von mir gingst, sank mein Glück zu Grabe für immerdar. Sie sprachen mir viel von deiner Sünde und Schuld, sie logen alle. Du bist rein, Hirlanda, wie ein Engel des Lichtes, das weiß ich längst. Deine Augen voll Unschuld, Liebe und Treue seh' ich allnächtlich vor mir im Traum; ich seh' dich weinen, ich höre dich klagen! und wenn ich erwache, finde ich dich nicht. Wo bist du Hirlanda! komm, komm zu mir! kehre zurück.“

„Mein Herr und Herzog!“ rief erschüttert der Ritter, „Ihr sehnt Euch nach Eurer edlen Gemahlin, wohlan, hört mich, ich weiß, wo sie lebt.“

Sprachlos starrte der Herzog den Redenden an, und jener erzählte, wie er vor kurzem mit vielen andern Herren und Grafen eine Wallfahrt nach dem Süden Frankreichs unternommen habe.

„Auf dem Rückwege“, fuhr er fort, „besuchte ich in der Normandie eine Verwandte und fand bei ihr, als arme Hirtin gekleidet auf einsamer Trift die Kühe hütend, unsre Herrin, die Herzogin. An ihrer Sprache, an ihren Gebärden erkannte ich sie wieder, obgleich Gram, Mühsal und Entbehrungen sie sehr verändert haben. O, mein Herr und Herzog, mein Herz blutete, als ich ihre Angst bemerkte, da sie sich erkannt sah. Sie fürchtete Euren Zorn, denn, sprach sie, man hat ihm gesagt, ich sei ein schuldiges Weib, und er wird mich töten, wenn er mich sieht. Und doch weiß ich nichts von Sünde; ich fehlte nur, als ich aus der Heimat floh, geängstigt, gequält, kaum wissend, was ich that. So sprach die Herrin“, schloß der Ritter seinen Bericht, „ich aber gelobte mir, Euch alles zu berichten, denn ich wußte ja, daß Ihr Euch nach ihr sehnt.“

Noch immer stand der Herzog stumm und unbeweglich, das Antlitz in beide Hände verborgen.

„Hirlanda lebt!“ sprach er endlich leise, „wie? Ist es kein Traumbild, das mich neckt? Du sahst sie? Du sprachst sie? Sie lebt! sie lebt!“ Er sprang empor. „Teurer Freund, dir danke ich mehr als mein Leben! Geh', eile! stoße in dein Horn! nach Hause! nach Hause! und dann ohne

Digitized by Google

Säumen nimm Pferde, Wagen, Diener, Geld! nimm, was du bedarfst, hole mein Weib zurück in die Heimat, zurück zu mir!"

Acht Tage waren seitdem vergangen; unruhig eilte der Herzog im Schlosse hin und wieder, festlich geschmückt waren die Räume, er sandte Späher nach allen Seiten, und endlich brachte einer die frohe Kunde, der Zug der Reisenden sei nicht mehr fern.

Nun zauderte er nicht länger, er schwang sich auf seinen Rappen und gebot Rittern und Knappen ihm schleunigst zu folgen, damit die Herrin mit Ehren empfangen werde. Er selbst voll Ungeduld und Liebe jagte voran, den Ankommenden entgegen.

Bald sah er geschmückte Reiter und Rosse, inmitten derselben auf reich verziertem Wagen — ja — war sie das wirklich, seine Hirlanda, diese bleiche, verhärmte Frauengestalt? Sie erhob sich von ihrem Platze, sie winkte und — „Hirlanda!" schrie er auf, spornte das Pferd, daß es sich hoch aufbäumte und — jetzt hielt er neben ihr. Er sprang zur Erde, er hob sie herab, die zitternde Frau, er hielt sie sprachlos, stumm in den Armen.

Der erste Freudenrausch war verflogen, die Wiedervereinten saßen nebeneinander in dem Wagen, der langsam weiter fuhr.

„Seit sieben Jahren, endlich, endlich!" sprach jetzt der Herzog, „wie habe ich mich nach dir gesehnt und gesorgt. Wie bist du bleich, mein teures Weib; was hast du alles gelitten und erduldet. Was that ich dir an, vergib, vergib! und sage mir, warum du flohst."

Da hub sie an und erzählte ihm von der langen, langen Trennungszeit, als er hinaus gezogen war auf des Königs Befehl, und sie allein blieb in Trauer und Sehnsucht, bis Fürst Gerhard kam, sein eigner Bruder.

„Ich freute mich seiner Ankunft", fuhr sie fort, „er sprach viel von dir, von deiner Heimkehr, und ich gedachte deiner Abschiedsworte, mein trauter Gemahl. Mein Herz schwoll von Glück und seliger Hoffnung! Der schöne Traum hat sich nicht erfüllt; ich konnte dir nicht, wie wir gedacht, unser Kind auf dem Arme, entgegeneilen; sie sagten mir, es sei ein Scheusal, ein Unhold, kein menschliches Wesen, und sie scharrten es ein, ohne es mir zu zeigen, ohne Taufe, ohne Segen." Ihre Stimme brach, sie weinte leise.

„Mein armes Weib", sagte sanft der Herzog und zog sie an sich.

„Du zürnst mir nicht?" hob sie wieder an, „du glaubst nicht, daß ich schuldig bin? Siehe, dein Bruder kam mit höhnischen Worten, er nannte mich unwert wie als Weib so als Mutter. Ach, ich verstand nicht den Sinn seiner Reden, ich fühlte nur den Schmerz, die Angst und Pein um das verlorene, verschwundene Glück. Ich war krank an Seele und Leib vor

Digitized by Google

Trauer, und sie redeten mir vor von deinem Zorn, rieten mir zu fliehen, ehe deine Hand mich erreiche. Da entwich ich verstört, vergib, vergib mir! Sieh', ich habe lange und viel geweint; einsam und allein, ohne Trost und Hoffnung."

Er hielt sie noch immer in seinen Armen. „Hier ruhe dich aus von allem Weh", sagte er endlich, „ich will dich hüten, uns trennt nicht Bosheit noch Scheelsucht mehr."

Viertes Kapitel.

Neue Schickung.

Tage und Wochen flogen dahin wie ein seliger Traum; im Schlosse zu Rennes und im ganzen Lande herrschte Jubel und Freude darüber, daß die Herzogin endlich wiedergekehrt war. Von nah und fern eilten Ritter und Edelleute herbei, die hohe Herrin zu begrüßen, und ihre Wangen blühten rosig und schön, ihre Augen leuchteten hell und klar, wie in den Tagen der Jugendzeit.

Da kam einst ein Bote aus fernen Landen. Er brachte Nachricht von Fürst Gerhard, der edle Herr sei krank und siech und sehne sich heim zu seinen Verwandten.

„Er ist falsch wie Judas", sprach der Herzog zu Hirlanda.

„Was kann er uns schaden?" meinte lächelnd die Herzogin. „Wir sind vereint in Glauben und Liebe. Und wer weiß, vielleicht ist seine Schuld nicht so groß."

„Du bittest für ihn?" antwortete der Herzog. „Nun, wohlan es sei, er mag zu uns kommen; er soll uns sehen in unserm Glück."

Es dauerte nicht gar lange, so erschien Gerhard selbst. Er warf sich demütig der Schwägerin zu Füßen, schwur hoch und teuer, er trage keine Schuld an ihrem Unglück, er sei von ihren Frauen betrogen worden. Er bat um Verzeihung, wenn er sie gekränkt habe und versicherte sie seiner Freude über ihre Wiederkehr. Er redete so süß, so treu und wahr, daß der Herzog und seine Gemahlin, seiner Reue gewiß, ihm verziehen. Sie bewillkommneten ihn freudig als lieben Bruder und baten ihn, ihr neu erworbenes Glück zu teilen.

Gerhard willigte gern in das Verlangen. Er blieb fortan am Hofe seiner Verwandten, zeigte sich allezeit bemüht, sein begangenes Unrecht an seiner Schwägerin gut zu machen, war immer gefällig, aufmerksam auf alle ihre Wünsche und stets voller Lust und Laune. So kam es, daß dem

Digitized by Google

Herzog und seiner Gemahlin der liebenswürdige Mann täglich teuerer wurde und sie sich freuten, an ihm einen getreuen Bruder und Freund gewonnen zu haben.

Sie ahnten beide nicht, daß unter der glatten, schmeichlerischen Hülle ein falsches, heimtückisches Herz sich barg; daß Neid und Mißgunst, Haß und Groll an seiner Seele zehrten, daß die bösen Leidenschaften sich wie giftige Schlangen aufbäumten, bereit, im günstigen Augenblicke zu vernichten, was gut und schön und glücklich war.

Harmlos wie spielende Kinder am gähnenden Abgrund lebte das wieder vereinte edle Ehepaar in Liebe und Eintracht und merkte nichts von den bösen Anschlägen, die der verräterische Gerhard mit seinem Helfershelfer, einem ihm gleichgesinnten Edelmanne, schmiedete. Die Zeit glitt leise mit kosendem Finger über die blutenden Wunden der Vergangenheit. Sie tilgte allmählich fast die Spuren des versunkenen Leids. Nur eine Sehnsucht hegten beide in verschwiegener Seele, das war der Gedanke, Gott möge ihnen Ersatz geben für das erste verlorene, oder wie die Herzogin bei sich meinte, geraubte Kind. Woher ihr diese Meinung kam, wußte sie nicht; es war ihr, als habe ein Engel Gottes in ihrem tiefsten Schmerz ihr einst den Trost gebracht. Der Glaube an eine Wiederkehr des Verschwundenen wurde ihr beinahe zur Gewißheit, als sie mehr und mehr bedachte, wie viel damals in jener schrecklichen Zeit gelogen und betrogen worden war.

Nach sieben langen, durch nichts weiter getrübten Jahren erfüllte sich endlich der langgehegte Wunsch des Herzogs und seiner Gemahlin. Ein Töchterlein wurde ihnen geboren. Hirlanda gab sich aus vollem Herzen der Freude über das Ereignis hin; der Herzog jedoch war unzufrieden, weil ihm kein Sohn und Erbe vergönnt war. Verstimmt grübelte er über sein Schicksal hin und her, da kam Gerhard, scheinbar voll Teilnahme. Mit klug berechneten schlauen Worten schürte er den Mißmut des Bruders bis zum Groll gegen sein unschuldiges Weib. Der Herzog vermied ihre Nähe und kümmerte sich nicht um sein Töchterlein.

„Jetzt Geselle ans Werk", sprach Gerhard höhnisch zu seinem Genossen, „das Eisen glüht, ich schüre die Flammen. Worte sind scharfe Pfeile, die thun oft Wunder. Hirlanda muß fallen, jetzt oder nie. Hei, werter Bruder, wenn du wüßtest! So oder so, ich erreiche mein Ziel! Bin ich dann Herr und Herzog im Lande, dann, wackerer Geselle, empfängst du den Lohn."

„Wohl, Herr!" lachte jener, „ich bin bereit. Verlangt Ihr's, so schwöre ich, die stolze Herrin, die sich mit ihrer Tugend brüstet, sei aller Laster und Sünde voll. Pah, Tugend, Unschuld! Laster, Sünde! alles

Digitized by Google

nur Worte, leerer Schall! Besitz ist das Rechte und Genuß! Darum sagt, was ich thun soll."

„Wir verstehen einander", meinte Gerhard voll Hohn, „und meine Verwandten sollen's erfahren. Doch höre, Geselle!"

Er legte ihm den Plan vor, den er sich ersonnen, erklärte, wie es jetzt leicht sei, Hirlanda bei ihrem zürnenden Gatten zu verdächtigen auf eine oder die andre Weise, und versprach seine heimliche Beihilfe. Das weitere käme dann leicht von selbst.

Der schlechte Mann war mit dem Vorschlag zufrieden, und es währte nicht lange, so wurde er zur That.

Die Herzogin saß in ihrer Kammer. Auf ihrem Schoße lag das Töchterlein. Sie hatte es eingeschläfert mit leisem Gesang und nun saß sie still und traurig und sann, warum wohl ihr Gatte so seltsam verändert schien. War es wahr, was Gerhard ihr gesagt, trug das kleine, unschuldige Geschöpfchen vor ihr die Schuld? War die Enttäuschung des Vaters so groß?

„Mein Liebling, mein liebes kleines Mädchen", murmelte sie, „haßt er dich darum und mich, weil du kein Knabe bist?" Ja Haß, was anders konnte es sein? War sie doch dem Rate des klugen Schwagers zufolge freundlicher, liebevoller, demütiger als sonst gegen den zürnenden Gemahl? Doch vergebens war alles Bemühen! Er stieß sie von sich, wenn sie ihn zärtlich umschlang, er that ihr wehe mit schneidenden Worten und herben Reden, wenn sie angstvoll fragte, was ihm fehle. Tiefer neigte sie sich über das schlummernde Kind, und Thräne um Thräne rann auf seine weißen Kissen.

Wilder Lärm, Geschrei und Rufen schreckte sie auf aus den trüben Gedanken; sie hörte die befehlende Stimme des Herzogs, hörte rasche Schritte, die sich ihrer Kammer näherten, die Thür ging auf und — war er das selbst, Artus, ihr Gemahl, der da vor ihr stand, das Antlitz entstellt von rasender Wut? Hinter ihm drängten sich Kriegsknechte herein, sie hörte Reden, Worte ohne Sinn, man riß ihr das weinende Kind aus den Armen und mit einem Wehelaut sank sie zu Boden.

Als sie erwachte, war es dunkle Nacht; feuchte modrige Luft umgab sie, ihre Glieder schmerzten von den harten Steinen, auf die man sie schonungslos gebettet hatte. Was war geschehen? Hatte sie nicht geträumt? War Artus wirklich vor ihr erschienen? hatte er — sie wußte nicht, was es war, sie konnte nicht denken, konnte nichts begreifen. In dumpfer Verzweiflung lag sie auf dem feuchten Stroh, das ihr — der Herzogin — zum Lager diente, bis ein schwacher Dämmerschein durch das enge vergitterte Fenster drang und den Anbruch des Tages verkündete.

Digitized by Google

Draußen im Schloſſe klirrten die Schlüſſel, eine alte Frau trat ein. Sie brachte der Gefangenen kärgliche Nahrung und entfernte ſich ſtill, wie ſie gekommen war. Die Schlüſſel klirrten wieder, Hirlanda war allein, allein wie zuvor mit ihrer Verzweiflung. Dunkel und düſter war die enge Zelle, Finſternis herrſchte auch in ihrer Seele; ſtumm lag ſie und ſtarr mit geſchloſſenen Augen. Da war es auf einmal, als dränge licht und klar ein roſiger Schein durch die ſtarren Mauern, eine Stimme, ſchien es ihr, ſprach feierlich ernſt: „Verzage nicht, ſei getroſt, mein Kind, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Sie erhob ſich, ſie blickte ſtaunend umher — rings alles ſtill; nur durch das enge Fenſter hoch oben an der Decke fiel ein heller Schimmer auf das dürftige Lager, auf dem ſie ruhte. Der Glanz verſchwand, wie die Sonne am Abend untergeht, doch die Nacht der Verzweiflung war von ihr gewichen, Glaube und Hoffnung kehrten wieder.

„Vater im Himmel“, ſprach ſie leiſe betend, „du verläßt mich nicht, ich bin dein Kind.“

Mutig ertrug ſie die enge Haft, ſie zagte auch nicht, als ihr endlich auf ihr Befragen die Wärterin, die ihrer pflegte, ihr erklärte, weſſen man ſie beſchuldige. Sie ſollte, erzählte die Alte traurig, im Bunde mit Herrn von Olive, der ſie damals hierher zurückgebracht, ſchmählich den Herzog betrogen haben.

„Ach Herrin!“ rief ſchließlich ſchluchzend die Frau, „es iſt, als habe ein böſer Dämon mit teufliſcher Liſt Euren Herrn umgarnt. Er glaubte dem ehrloſen, erbärmlichen Wicht, der ſolche Lügen von Euch berichtet, er glaubte den hingeworfenen Briefen, die ihn vor Euch warnten, er raſt und tobt und ſchäumt vor Wut. Ein Gericht iſt über Euch beſtellt, Ihr ſeid verklagt auf Leib und Leben, niemand wagt, für Euch zu reden.“

„Und Herr von Olive?“ fragte Hirlanda leiſe.

„Iſt außer Land“, verſetzte die Alte, „das eben gibt Zeugnis für Eure Schuld, verſichert der, der Euch verklagt. Der Herzog glaubt es, Ihr ſeid verloren.“

„Sei ruhig, Alte“, ſprach Hirlanda tröſtend. „Gott kennt meine Unſchuld! Ich traue auf ihn, der keines ſeiner Kinder verläßt.“

Endlos langſam zogen die Tage dahin; die einſame Gefangene erfuhr nichts von dem, was außerhalb ihres Kerkers geſchah; ſie hoffte und harrte geduldig und ſtill. Ihrer Unſchuld bewußt, meinte ſie, ihr Gemahl werde bald ſein Unrecht erkennen. Einſtmals jedoch gegen Abend ſtürzte ihre Wärterin in die Zelle weinend und klagend.

„Herrin! Herrin!“ rief ſie, oft von Schluchzen unterbrochen, „ich ſoll — o, der Schmach, die man Euch anthut! Euch, der Herzogin! o,

Digitized by Google

Hirlanda im Kerker. S. 248.

Digitized by Google

Digitized by Google

der ehrlose, erbärmliche Verleumder! Ich soll — man hat mich geschickt — man hat es gewagt, Euch zu verurteilen! Als Verbrecherin sollt Ihr elend sterben! morgen! schon morgen! vor den Thoren von Rennes, vor allem Volk! verbrannt sollt Ihr werden! lebendig! der Herzog selbst that den Spruch!"

Mit weit aufgerissenen Augen, von Entsetzen übermannt starrte Hirlanda die Unheilverkünderin an. „O Artus! Artus!" stöhnte sie leise, „du! du selbst!" und sie sank zusammen, wie ein müdes zu Tode gehetztes Reh.

Lange währte es, bis sie sich wieder erhob und mit matter Stimme die weinende Alte bat, ihr einen Priester zu holen. Es geschah nach ihrem Wunsche. Man führte sie aus der finsteren Zelle in ein wohnlicheres Gemach, wo der fromme Mann ihrer wartete. Er blieb bei ihr die Nacht hindurch, er redete ihr zu mit Worten des Trostes, so gut er konnte, während immer wieder die Todesangst das Herz der unglücklichen Frau zusammenpreßte, daß sie verzweiflungsvoll ihre Unschuld beteuerte und um Rettung flehte. Die aber konnte er ihr nicht bringen.

In dumpfer Betäubung kniete sie vor dem großen in einer Ecke stehenden goldenen Kruzifix, sie hörte kaum die Gebete des Priesters, nur mechanisch sprach sie hier und da die Worte nach.

Der Morgen dämmerte, ein rosiger Schein färbte allmählich die grauen Wolken am Himmel, es ward heller und heller. Sie erhob das Haupt und blickte umher, die blauen Augen glanzlos und matt.

„Der Tag bricht an", sagte sie tonlos, „mein Todestag! O mein Vater! mein Vater!" bat sie, angstvoll zu dem Priester aufsehend, „muß ich sie dulden die qualvolle Pein? Ich will ja sterben! doch nicht so, nicht so, mit Schmach bedeckt! den gräßlichen Tod! Hilf, Herrgott im Himmel! zuviel! zuviel! ich kann nicht! ich kann nicht! Verraten von den Menschen! von Gott verlassen!"

„Niemals von Gott!" rief ernst der Priester, und wie als Bestätigung seiner Worte brach plötzlich ein lichter Sonnenstrahl durch die düstere Wolkenwand und fiel auf das große goldene Kreuz, daß es hell aufleuchtete. Das Bild des duldenden, sterbenden Erlösers erschien wie verklärt in himmlischem Glanze, als spräche er noch einmal das Wort der Vergebung und dann das andre: „Es ist vollbracht."

Der Glanz erlosch, ein Nebelschleier verhüllte wiederum die Sonne, Hirlanda kniete noch vor dem Kreuze und blickte empor in heißem Gebete.

„Für uns geboren! für uns gestorben!" murmelte sie. „Vergib dem schwachen, verzagten Kinde! Vater im Himmel vergib auch du! Ohne Murren gehe ich den Weg, den du mir zeigst, ohne Klage sterbe ich den

Digitized by Google

grausamen Tod. Segnet das Opfer, frommer Mann", wandte sie sich an den ehrwürdigen Priester, der sie staunend betrachtete, „die Stunde naht, ich bin bereit."

Fünftes Kapitel.

Das Gottesurteil.

Vor den Thoren von Rennes auf dem freien Platze drängte sich das Volk in Haufen zusammen. Sie kamen daher, Bauern und Bürger, Ritter und Adlige, Männer und Frauen, denn jeder wollte das grausige Schauspiel mit ansehen. War es doch im Lande verkündet worden, heute solle Hirlanda, die Herzogin, für ihre Verbrechen den Tod erleiden. Auf prächtig verziertem Schaugerüste saß der Herzog selbst mit seinem Gefolge, gegenüber erhob sich unheimlich und düster ein mächtiger Holzstoß. Eine breite Treppe führte hinauf und oben lagen wohlbefestigte mit schwarzem Tuch beschlagene Bretter. Ein schwarz gedeckter Tisch, ein Kruzifix mit schwarzem Flor umhüllt, drei Sessel aus schwarzem Samt standen darauf.

Die Leute redeten untereinander von dem und jenem, von der Herzogin und den Verbrechen, deren man sie beschuldigte. Der eine hielt es für unmöglich, daß sie schuldig sei, andre wieder meinten, sie könne ja dann nicht verurteilt werden; so schwatzten sie hin und her. Auch das Hofgesinde flüsterte allerlei, nur der Herzog saß starr und finster wie der graue Wolkenhimmel über ihm, und neben ihm stand sein Bruder, lächelnd wie immer.

Dumpfer Trommelwirbel und Paukenschlag erklang von der Stadt her.

„Sie kommen! sie kommen!" murmelte das Volk, und alles drängte zusammen, den nahenden Zug zu sehen.

Langsam mit festem Tritte schritten die Kriegsknechte heran, die ihre Herzogin zum Tode geleiten sollten. Jetzt hielten sie ein, ihre Reihen öffneten sich, und sie trat heraus, die Verurteilte, in schwarzem Trauergewande, mit langem wehenden Schleier. Sie erhob das tief gesenkte Haupt und wich wie unwillkürlich zurück: dicht vor ihr erhob sich, ein grauenhafter Anblick, der Scheiterhaufen, für sie geschichtet. Mit zuckender Bewegung ergriff sie die Hand des neben ihr stehenden Priesters und stieg von ihm unterstützt empor. Totenstille herrschte ringsum, aller Blicke ruhten auf der schwarzverhüllten Gestalt, die den Weg des Todes ohne Klage ging.

Sie setzte sich stumm auf den einen Stuhl, sie sah nach dem Kreuze, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie bete. Ihr zur Rechten ließ sich der Priester nieder, zur Linken der Henker in rotem, goldgesticktem Gewande.

Digitized by Google

In atemlosem Schweigen verharrte die Menge, als dürfe kein Laut die Andacht stören; da winkte der Herzog, und ein Herold trat hervor. Er verkündete mit schmetterndem Trompetenklang den Beginn des Gerichtes. Zugleich rief er laut, die gegenwärtige Hirlanda sei mit Recht zum Tod durch das Feuer verdammt für alle ihre erwiesenen Sünden. „Doch", fuhr er fort, „unser gnädiger Gebieter ist milde selbst gegen die größten Verbrecher, er läßt Gnade walten auch für sie. Nach Sitte des Landes soll ein Gottesurteil nochmals entscheiden, ob der Spruch der Richter gerecht gerichtet oder nicht. So einer sich findet, der es wagt, für ihre Unschuld das Schwert zu ziehen, er sei bereit zum Kampfe mit dem Ritter, der sie verklagte, auf Tod und Leben. Gott gebe der Wahrheit Ehre und Sieg!"

Er schwieg und trat an die Schranken zurück. An seiner Statt sprengte der Kämpfer in die Mitte der Bahn. Schwarz war sein edler feuriger Hengst, kohlschwarz sein Helmbusch, sein Helm, sein Rüstzeug und schwarz auch sein Schild. Als Wappen trug er auf schwarzem Felde einen goldenen Drachen, der in dem gähnenden Rachen ein silbernes Lamm trug. Darunter standen in goldener Schrift die beiden Worte: „Ohne Gnade".

Mit einem Ruck hielt er den sich bäumenden Rappen und schwang den gewaltigen Speer in der Hand, als sei er ein Rohr.

„Ho!" rief er laut, „wer wagt es, mit mir den Strauß zu beginnen? Ich zeihe das Weib der ehrlosen Missethat! Wer straft mich Lügen? Er trete hervor!"

Zum erstenmal erhob sich Hirlanda von ihrem Sessel und sah umher: „War keiner von denen, die ihr einst gedient, bereit zu kämpfen, zu sterben für sie?"

Wohl entstand unter der versammelten Menge ein dumpfes Gemurmel, das brausend anschwoll, wohl zuckte manche Hand nach dem Griffe des Schwertes, doch keiner zog und schwang die Waffe, und still ward es wieder, atemlos still.

Zum zweitenmal stieß der Herold ins Horn, zum Waffengang auffordernd, abermals sah Hirlanda sich um, mit thränenden Augen und heißem Flehen, doch da trat nicht einer für sie in die Schranken. Der Ritter unten auf seinem Rappen war bekannt als der stärkste und kühnste Recke im Lande und wohlgeübt im Waffenspiel. Hier war kein Sieg, nur Schmach zu gewinnen.

Zum drittenmal ertönte das Horn, laut und gellend wie Totenruf — Hirlanda stand noch immer aufrecht, allein sie sah nicht mehr nach Hilfe umher. Als der Herold schwieg und jeder Laut verstummte, nahm sie das Wort und sprach laut: „Vater im Himmel, ich murre nicht! Nimm hin mein Leben; als Sünderin vor dir sterbe ich heute, still und getrost; sei

Digitized by Google

du mir gnädig! Ihr aber, die ihr durch Lug und Trug heimtückisch meinen Tod verschuldet, euch ruf' ich zu wie der Heiland am Kreuze, mein Herr und Meister: Vater vergib ihnen! Und du, mein Volk, hört es, ihr alle, betet für mich, die dem Tode Geweihte! Schuldlos bin ich an jedem Verbrechen, frei von der Missethat, der man mich zeiht. O, mein Gemahl, ich war dir treu, ich bin dir treu im Leben und Sterben!" Ihre Stimme bebte, dennoch sprach sie weiter: „Artus, Artus, was that ich dir? Du warst meine Liebe, mein Glück, mein Leben! . . . Und du! Und du! . . . Du bist verblendet vom Lügenwerk. Gott sei mit dir! Wenn Reue und Sehnsucht dich einst beschleichen, dann denke: Hirlanda hat längst verziehen! Lebwohl, lebwohl!"

Sie sank zu den Füßen des Priesters nieder und bat noch einmal um seinen Segen. In tiefer Bewegung sprang der Herzog empor, während überall leises Weinen und Klagen vernehmbar wurde. Was wollte er thun? Da zischelte halblaut eine scharfe Stimme ihm in das Ohr: „He, verliebter Thor, kennst du noch nicht ihre Gauklerkünste?" Mit kurzem Laut, wie dumpfes Stöhnen, sank der Herzog auf seinen Platz zurück.

Inzwischen stieg der greise Priester zögernd von dem Holzstoß herab, auf welchem Hirlanda noch immer kniete in Gebet verloren, als kümmere sie nichts mehr von allem dem, was jetzt geschehe. Unten war schon der Henker mit seinen Knechten; sie hielten Fackeln zum Anzünden bereit, die Trompeten schmetterten zum Zeichen des Beginnens, doch der furchtbare Mann in dem roten Kleide stand noch immer unbeweglich, als müsse er warten. Warten — worauf?

Unter dem versammelten Volke gab es plötzlich eine seltsame, freudige Bewegung. Erst hier und da, dann allenthalben erhob sich mit frohlockendem Jubel der Ruf: „Ein Ritter, ein Kämpfer, ein Retter naht!"

Eilends drängte die Menge zur Seite, um Raum zu schaffen; auf schneeweißem Zelter kam mit Windeseile ein Reiter heran. Im Fluge setzte er über die Brüstung, die den Raum umschloß, und hielt sich verneigend vor dem Herzog. Weiß wie sein Tier war auch sein Helmbusch, silberglänzend sein Schild und Helm; sein grüner Wappenrock, kunstvoll mit goldenen Blumen gestickt, umschloß und schmückte die schlanken Glieder, hell schimmerte sein langes gelocktes Haar unter dem Helmhut; jung und zart wie das eines Knaben war sein Angesicht; als Wappen trug er in grünem Felde mit goldenen Buchstaben nur die Worte: „Nichts kann mich beflecken".

Mit lautem, nicht endenwollendem Zuruf begrüßte das Volk und das Hofgesinde den Unbekannten; selbst der Herzog erhob sich von seinem Stuhle; der Jüngling aber begann mit heller Stimme: „Herr Herzog, ich komme

Digitized by Google

zur rechten Frist; nach Pflicht und Gewissen begehr' ich zu kämpfen für Unschuld und Recht, die Verleumdung und Bosheit hart bedrängen."

„Du sprichst sehr verwegen, kecker Knabe", unterbrach ihn der Herzog finster. „Nicht vermag ich dir den Kampf zu weigern, doch der, den du forderst, ist wohlerprobt im Waffenspiele, stark und gewandt; du dagegen bist jung, dein Arm ist noch schwach."

Der Jüngling sah nach der noch immer knieenden Herzogin, die wie betäubt kaum bemerkte, was geschah; ein Strahl der Begeisterung flammte in seinen Augen, während er lächelnd sprach:

„Die Lüge zu vernichten und Frevelthat zu richten
Dünkt Gott kein Arm zu schlecht.
Er wird den Streit entscheiden, enden der Unschuld Leiden,
Den Sieg verleih'n dem Recht."

„So glaubst du, ein Fremdling, an die Unschuld der Verurteilten?" fragte der Herzog dumpf.

„Ich glaube nicht, ich weiß, hoher Herr", versetzte der Jüngling fest. „Unbekannt ist mir Land und Stadt, nie sah ich die, für welche ich zu streiten begehre, und doch ist sie mir vertraut, mir teuer, wie niemand sonst auf Erden. Es ist meine Pflicht, es ist mein Recht! Für sie in den Kampf, für sie, wenn Gott will, in den Tod!"

„Kann gleich geschehen, armseliger Milchbart", lachte neben ihm eine rauhe Stimme. Der Ritter auf seinem schwarzen Tier hielt an seiner Seite. „Ich bin's, den du forderst, kecker Prahler; heran, wenn dich gelüstet, von meiner Hand zu fallen."

Ohne Antwort stellte sich der junge Held zum Kampfe auf.

Auf dem Holzstoß erhob Hirlanda das bleiche Haupt. Ihr trüber Blick sah die beiden Streiter einander gegenüber, und wie ein Stern in finsterer Nacht stieg neue Hoffnung in ihrer Seele auf. Aber der eine, ihr Feind, war stark und geübt, der andre ein junger zarter Knabe.

„Herr, Erbarmer, hilf!" flehte sie bebend; doch ein Schrei des Entsetzens erklang aus jedem Munde; sie sank zusammen in Schrecken und Angst, denn von dem Speerstoß des Schwarzen getroffen fiel der Jüngling zu Boden. Der andre sprang vom Roß mit gezücktem Schwerte — genug, genug; sie schloß die Augen, sie wollte, sie konnte das Ende nicht sehen.

Doch wie? War es Wahrheit? Klang das nicht wie Freude- und Siegesruf? „Hoch, hoch, der Sieger! Heil, heil, Hirlanda! Ein Wunder! Ein Wunder von Gott ist geschehen!"

Sie sprang auf, sie sah — ja, dort am Boden lag blutend, im Todeskampfe sich windend, ihr Feind, ihr Ankläger, und vor ihm stand unverwundet, die schlanke jugendschöne Gestalt hochaufgerichtet, der unbekannte

Digitized by Google

Sieger: „Von des Schwachen Arm bist du gefällt!“ rief er; „Gott selbst, der Allmächtige, sprach dein Urteil! Gestehe, Elender, deine Missethat gegen die Herzogin, deine Herrin!“

„Ha, Hohn und Schmach! Erschlagen, gefallen, von eines schwachen Knaben Hand!“ stöhnte der Verwundete. „Auf, auf, noch einmal! nur mein Schwert!! — umsonst, umsonst, meine Kraft ist hin! Ich muß sterben — sterben! Verflucht ihr alle! was steht ihr und gafft? Helft, helft!“

„Hier hilft nicht Menschen- nur Gottes Macht, Unseliger“, sagte der alte Priester zu ihm niederknieend. „Gestehe deine Missethat, mache Frieden mit Gott, der dem reuigen Sünder gern verzeiht.“

„Was will der Pfaffe?“ stöhnte der Verwundete; „fort mit dir, Alter! Geschwätz ist alles, Altweibermärlein von Gott und Teufel! Ha, ha, ha! — Wer lacht?“ schrie er auf. „Hu, Entsetzen! Graus! Seht ihr, wie's lodert? Die Hölle flammt! Zurück von mir, Satan! — ich gehe nicht allein! Der dort soll mit, der mit dem fahlen, verzerrten Angesicht! Heda, Fürst Gerhard, das Spiel ist zu Ende. Hört! hört mich ihr alle! Herr Herzog vernehmt: Euer Weib ist rein wie ein Engel des Lichts, ich log und trog für das blinkende Gold, das er mir bot, Euer eigner Bruder. Euer Weib sollte fallen — und dann Ihr selbst, damit er Erbe und Herrscher sei. Fluch seinem Rat, Fluch seiner That! — Ich sterbe! — wehe — dunkle Nacht! — Herr, hilf! — Herr Gott sei gnädig! — o“.... Die letzten Worte erstarben in gurgelnden Lauten, betend kniete der Priester an seiner Seite, während die Hörner und Siegesposaunen das Ende des Gottesgerichtes verkündeten.

Droben auf dem Holzstoß stand die gerettete Fürstin, zu ihren Füßen lag der junge Sieger. Er neigte sein Haupt über ihre zitternden Hände und sprach in tiefer freudiger Bewegung: „Gelobt sei der Vater voller Gnade und Güte, das Werk ist gelungen, Ihr seid befreit. Mir ward die Macht verliehen, Euch zu retten, der Sohn bezeugte vor aller Welt die Unschuld der Mutter. Ihr staunt! Ihr zweifelt! Ihr kennt mich nicht? Bewußtlos, krank laget Ihr darnieder, als man mich, den kaum Gebornen, fortschleppte aus Euren fürstlichen Hallen. Ich ward aus der Feinde Hände gerissen, nach höherem Rat errettet, erhalten. Ihr glaubtet mich tot, Ihr truget Leid um mich; nun sehet: ich lebe. Betrachtet mein Kleid; die kunstvoll gestickten Blumen darin sind Euer Werk. Aus den Tüchern ist es hergestellt, die mich umhüllten nach meiner Geburt. Euer Sohn kniet vor Euch, teure Mutter; Euer eigner Sohn durfte Euch erlösen aus Schmach und Not, durfte Euch vergelten, was Ihr gelitten um ihn. Mutter, Mutter, begreift Ihr mein Glück?“

Unfähig zu reden, sah die Herzogin den schönen Jüngling an; Thränen,

Digitized by Google

Das Gottesurteil. S. 254.

Digitized by Google

Digitized by Google

heiße Thränen des Glückes rannen über ihre Wangen, als sie sich niederbeugend ihre Arme um ihn schlang; sie fielen herab auf sein lockiges Haar: „Mein Sohn, mein Sohn!“ schluchzte sie endlich; „Herr Gott, es ist Wahrheit, mein Knabe lebt!“

Inzwischen war auf des Herzogs Befehl der falsche Gerhard in Ketten gelegt worden. Umsonst hatte der Unheilstifter zu fliehen versucht, überall waren Hände bereit, ihn festzuhalten. Hohnlachend schleppten ihn die Kriegsknechte nach des zürnenden Bruders Gebot in den tiefsten Kerker.

Der Herrscher indes eilte auf den Kampfplatz; er wollte selbst seine Gemahlin hinabgeleiten zur Stadt, er wollte — betroffen blieb er stehen — oben auf dem Holzstoß kniete der Fremde, und Hirlanda, sein Weib, hielt ihn in den Armen und küßte ihn wieder und immer wieder. Sie hörte nicht auf das Gemurmel des Volkes; erst als der Herzog ihren Namen rief, schrak sie empor und alles vergessend jubelte sie laut: „Artus, Artus, sieh' unsern Sohn!“

Ein Aufschrei der Überraschung ließ sich vernehmen, der Herzog taumelte fast zurück. War das die Lösung? Konnte es sein? Staunend, voller Zweifel sah er den Jüngling an. „Wer gibt mir Gewißheit?“ rief er aus. Da trat aus der versammelten Menge mit festen Schritten ein hoher Greis im Priestergewand. Silberweiß schimmerte sein Haar und Bart, klar leuchteten die blauen Augen in dem ernsten, doch freundlichen Angesicht. Der Herzog sah ihn betroffen an und neigte unwillkürlich das stolze Haupt vor dem fremden Priester, der die Hand erhob und feierlich sprach: „Thörichter Zweifler, erkennst du nicht des Höchsten Macht und Rat in allem dem, was heute geschah? Du sahst des Knaben wunderbaren Sieg; wer hat den schwachen ungeübten Arm gestählt? Den bösen Geist des Mißtrauens und des Wahns den bannt aus Eurem Herzen, edler Herr! Vergleicht die Züge Eurer Gattin mit diesem jugendlichen Angesicht.“

„Er sieht ihr ähnlich“, murmelte der Herzog. „So, so war sie einst im Anfang unsrer Liebe, ehe ich sie gekränkt, gequält — ehe Gram und Schmerz mit hartem Finger ihre Spuren zogen. Er muß es sein! und doch und doch . . .“, er stockte.

„Wollt Ihr mehr Beweise?“ fuhr ruhig der Greis in seiner Rede fort. „Wohlan, es sei, seht hier; hört und zweifelt nicht mehr.“

Während er sprach, trat aus den dichtgedrängten Reihen des Volkes langsam ein blasses Weib herzu. Sie hob das tiefgesenkte Haupt und sank mit gerungenen Händen zu Boden. Die Herzogin, von dem Jüngling geleitet, war von der Gerichtsstätte herabgestiegen und stand vor der Unbekannten, sie verwundert betrachtend.

„Was wollt Ihr bitten?“ fragte sie erstaunt.

Digitized by Google

„Verzeiht mir, edle Herrin, ach, verzeiht!“ flehte die Knieende. „Habt Erbarmen! Ich habe schwer gelitten und gebüßt! Kennt Ihr mich nicht mehr? Haben Reue und Angst mich so verändert? Ach, edle Herrin, heute bin ich elend, krank und alt; einst war ich jung und frisch. Ihr saht mich gern, schenktet mir Vertrauen, und ich verriet Euch, ich, die Ihr geliebt, die Ihr mit Wohlthat überhäuft! Ich, o . . .“

Sie brach ab und weinte bitterlich.

„Erhebe dich“, nahm bewegt die Herzogin das Wort; „steh' auf, du bist's Emma, ich erkenne dich. Dir hatte ich die Pflege meines Kindes zugedacht; was du auch thatest, alles ist verziehen. Erzähle ruhig und getrost, was einst geschah; ich weiß, ich weiß, mein Kindlein war nicht tot, es war kein Unhold, wie man sagte.“

„Nein, Herrin, nein! Das zarte, kleine Wesen war frisch und schön, ein munterer, schmucker Knabe. Ihr aber, ach, Ihr laget vor uns in tiefer Ohnmacht hingestreckt, hilflos, wehrlos! O — und ich, Herrin, ich weiß nicht wie es geschah, wie es kam. Da stand er vor mir, Euer eigner Schwager; er bot mir Gold, viel Gold — und immer mehr, ein Dämon trieb mich — ich, ich nahm das Kleinod, das Ihr mir vertraut, gehüllt in jene Tücher, die Ihr selbst gefertigt, ich floh mit ihm, wie es Fürst Gerhard wollte. Nach England sollte ich das Herrlein schaffen, Kriegsknechte schützten mich auf meiner Fahrt, doch folgte mir die Strafe auf dem Fuße. Gott weiß, wodurch dem hohen Priester dort die Kunde kam von meinem Raub.“

Sie hielt inne.

Hochaufgerichtet stand der Greis, er hob mit feierlicher Gebärde die Hand zum Himmel auf und sprach:

„Des Ewigen Stimme hörte ich; sie rief mir zu: Du sollst die Räuber richten, die Frevelthat vernichten! Ich ging und folgte dem Gebot. Ich fand sie im Hafen von Aleth. Fromme Brüder des Klosters von St. Malo folgten mir, erschlugen die Söldner, die meine Worte nicht achteten und nahmen die Sünderin gefangen. In enger Haft hat sie die Schuld gesühnt, ihr kann Verzeihung werden, edle Frau. Den Knaben übergab ich guten Menschen; er ward getauft auf meinen Namen Bertrand, den ich seither als Abt des Klosters trug. Er lernte edle Zucht und Sitte nach Eurer Art; hier steht er vor Euch, Euer würdiger Sohn. Nur wenige Tage sind es her, da kam der Ruf an ihn, für seiner Mutter Unschuld kühn den Kampf zu wagen, da erst erfuhr er, welchen Stammes er ist. Was steht Ihr hier und schaut mich fragend an, als könntet Ihr der Worte Sinn nicht fassen?

„Es ist ein Gott, der über uns wacht,
Groß ist und herrlich seine Macht.

Digitized by Google

Klein ist der Mensch und klein sein Leid,
Und doch ist Hilfe für ihn bereit.
Sie trug ihr Kreuz, litt in Geduld,
Ihr half der Vater voll Liebe und Huld."

„Wohl half mir der Herr, der alles schafft,
Er gab mir Glauben, Mut und Kraft",

nahm leise die Herzogin das Wort,

„Und der Schmerz versank, wie Wintersnacht
Vor der Sonne Glanz, vor des Frühlings Pracht.

„Erhebe dich, armes unglückliches Weib", wandte sie sich an die Knieende, „elender als ich war, bist du noch heute. Gehe hin in Frieden, ich strafe dich nicht für das, was du an mir gethan; mein Knabe lebt, was brauche ich mehr?"

Sie zog den Sohn in ihre Arme, der Herzog aber stand seitwärts gesenkten Hauptes, als wage er den Blick nicht zu erheben, bis eine Hand die seine ergriff und eine sanfte Stimme bat: „Artus, sieh' her, sieh' unsern Sohn."

„Ich darf nicht, ich kann nicht", murmelte er dumpf, „laß mich, Hirlanda, sieh' mich nicht an voll verzeihender Liebe, ich bin des hohen Glücks nicht wert. Zuviel der Schmach fügte ich dir zu, und du Engel der Güte! — zu deinen Füßen . . ."

„Steh' auf, nicht also mein Gemahl", unterbrach sie ihn. „Sieh', dort aus den Wolken bricht hell und klar das Licht des Tages, so strahlt der Abend unsres Lebens verklärt im Glanze des neuen Glücks. Komm, komm, in unsres Schlosses Hallen wird endlich Wahrheit, was wir einst träumten. Nicht auf dem Arme, doch an der Hand unsern tapfern Sohn tret ich dir entgegen, und drinnen in der Wiege schlummert friedlich unser holdes Mädchen, dein Ebenbild. Komm, laß uns eilen; und Ihr, hochwürdiger Vater", sie wandte sich nach dem greisen Priester um, doch der war nicht zu sehen, und niemand vermochte zu sagen, wo er hingekommen sei.

„Er bedarf nicht des Dankes gewöhnlicher Menschen", meinte der junge Bertrand traurig, „er ist in sein Kloster zurückgekehrt."

So redete Bertrand; das Volk aber meinte unter sich und blieb dabei, der seltsame, fremde, heilige Mann sei ein Bote Gottes gewesen, gesendet, die Unschuld zu erretten, Neid und Bosheit zu enthüllen. Der Glaube verbreitete sich immer weiter, als man, trotz aller Nachforschungen, niemals mehr Kunde von ihm erhielt.

Im ganzen Lande war Jubel und Freude; in seinem Kerker aber auf feuchtem Stroh lag unterdessen der falsche Gerhard, gemartert von körperlicher und geistiger Qual. Ihn hatte eine furchtbare Strafe getroffen nach der grausamen Sitte jener Zeit. Das ganze Volk, hoch und nieder, alt

Digitized by Google

und jung forderte einstimmig strenges Gericht. Der Herzog vermochte das Urteil nicht zu ändern, obgleich Hirlanda mild und voll Erbarmen für den Verbrecher bat.

„Wir sind glücklich", sagte sie, „vereint mit unsern Kindern. Laß ihn, er trägt seine Strafe in sich. Höre meine Bitte."

„Ich darf nicht, Hirlanda. Das Volk fordert Sühne der Schuld", versetzte er ernst. „Bedenke, er ist deines Mitleids nicht wert. Hegst du denn niemals Groll und Haß?"

„Wie sollte ich hassen, da ich glücklich bin?" lächelte sie. „Laß ihn fliehen, Artus, er kann uns fernerhin nicht schaden."

Ihre Worte verhallten ungehört. Gerhard schmachtete Woche um Woche in der finsteren, engen Zelle, bis endlich die Richter das Urteil sprachen. Verstümmelt sollte er werden an Händen und Füßen und lebenslänglich im Kerker bleiben. Es geschah nach dem strengen Spruch. Nun wälzte er sich auf seinem Lager in hilfloser Pein, im Fieberwahn und von Gedanken gefoltert, die ihm Tag und Nacht nicht Ruhe ließen. Da öffnete sich eines Abends die Thür seiner Zelle, und hereintrat, von einer Ampel mild beleuchtet, eine zarte, lichte Frauengestalt. Mitleidig beugte sie sich über den Gefangenen, der sie mit glanzlosen Augen anstarrte.

„Bist du es, Schwägerin?" lachte er heiser. „Willst du dich an dem Anblick weiden? Ha, Tod und Hölle, mein Plan mißlang, sonst läge ich nicht hier dir zur Augenweide. Fort, fort! Was siehst du mich gütig an? Ich glaube dir nicht, du kannst nicht verzeihen. Du solltest sterben, qualvoll verbrennen, so war mein Wille; weißt du das nicht? Ich wollte selber Herzog werden, den eignen Bruder hätt' ich nicht geschont. Das alles wollte ich, und du bist hier! Hinweg, hinweg, dein verhaßter Anblick vermehrt meine Qual!"

„Was that ich dir, du armer Mann?" fragte sie sanft.

„Gethan, gethan?" fuhr er wild empor; „war er nicht Herzog, du Herzogin? Darum ließ ich dir auch den Knaben stehlen; den wollte Moses, der Jude, schlachten, um in seinem Blute den König zu baden. Überfällt dich ein Grauen? Weichst du zurück? Das Werk ist mißlungen, der Rächer lebt! Wer lacht?" kreischte er auf; „du, Moses, du? Willst du mich höhnen dort in deinem Winkel? Komm her und hilf, du bist ja bekannt im ganzen Lande als weiser Mann. Du willst nicht? Du kannst nicht, elender Prahler! Hinaus mit dem Schelm, er hat nichts gewußt. König Richard ist tot! Hu, der Rächer lebt! Der Rächer kam! Das Spiel ist aus. Komm mit zur Hölle! Hui, lustig, lustig! Ich bin bereit! Ha, ha, ha!"

Gellend schallte der Ton in dem Kerker nach; schaudernd sah Hirlanda umher; ihr war, als käme der Widerhall von Menschenstimmen, doch regte

Digitized by Google

sich nichts in dem düsteren Raum als dort an der Thür der Kerkermeister. Sie gebot demselben, Wasser herbeizubringen und kühlte sanft die brennende Stirn, die trockenen Lippen des Gequälten, der erschöpft zurückgesunken war.

Er schlug die Augen auf und sah sie an. „Noch immer du? Hast du wirklich Erbarmen? Du, der ich von allen am wehesten that? Du fluchst mir nicht, deinem bittersten Feind?"

„Armer Mann", sagte sie liebreich, „wie sollte ich fluchen! Mein Heiland gebot, den Feind zu lieben, der uns wehe gethan; ich muß ihm gehorchen, so gut ich kann."

Er lauschte ihren Worten, als rede sie zu ihm in fremder, unfaßbarer Weise, doch ward er ruhiger und ließ sich pflegen. So blieb sie bei ihm, linderte seine Schmerzen in jeder möglichen Weise, sagte ihm Worte des Trostes und des Glaubens. Sie redete von Gottes unendlicher verzeihender Liebe, bis er endlich sterbend ihre Hand ergriff und mit erlöschender Stimme sprach: „Ich habe dich gekränkt, verfolgt, wo ich konnte, du hast mich gepflegt, du hast mich gelabt. Der Gott, der dir Kraft und Mut verlieh in deiner Not, er segne dich und sei mir gnädig!"

In heiterem, ungestörtem Frieden lebte forthin das edle, schwergeprüfte Ehepaar. Herzog Artus, müde von den schweren Kämpfen, sehnte sich nach äußerer und innerer Ruhe. Sobald es anging, legte er den Herrscherstab in die Hände seines Sohnes nieder und verbrachte mit seiner Gemahlin in beschaulicher Stille noch manches Jahr. Sie blickten beide mit Stolz auf den herrlichen Sohn, der sein Herzogtum zu einem Glanz und einer Macht erhob, wie nie zuvor; sie freuten sich des heranwachsenden Töchterleins, das zur lieblichen Jungfrau erblühte, dem Vater ähnlich und doch der Mutter gleich an Sanftmut und Herzensgüte. Kein Zwiespalt störte fernerhin dieses sichere Glück; Hirlanda demütig und geduldig im Leid, war stark in Glauben, Hoffnung und Liebe, überwand die Schwachheit und errang den Sieg.

„Sie trug nicht den Heiligenschein um ihre Stirn", erzählt die Sage, „sie war und blieb nur ein sündiges Weib, wie alle andern. Darum, wer kleinmütig verzagt und klagt, der glaube, hoffe und liebe gleich ihr, so findet er Mut und Vertrauen wieder, wie die schöne Hirlanda in der höchsten Not."

So schließt die Sage ihren Bericht, mit dem mahnenden Ruf:

„Wer Gott vertraut, hat wohlgebaut,
Im Himmel und auf Erden."

J. W.

Digitized by Google

Doktor Faust.

Erstes Kapitel.

Fausts Abfall von Gott und Pakt mit dem Teufel.

Gegen Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte in Deutschland ein berühmter Schwarzkünstler, genannt Dr. Faust, von dem sich der Volksmund allerlei wunderbare Geschichten erzählt. Über seinen Geburtsort gehen die Überlieferungen auseinander. Ein Volksbuch vom Jahre 1587 gibt Roda, einen weimarischen Flecken bei Jena, an; andre nennen Soltwedel oder Sandwedel im Anhaltischen; ein Zeitgenosse, Manlius, der den Dr. Faust persönlich gekannt zu haben vorgibt, sagt, er sei in einem württembergischen Städtchen, Kundlingen, gebürtig, das jetzt Knittlingen heißt. Seine Eltern sollen arme, aber gottesfürchtige Bauersleute gewesen sein; doch hatte er angesehene Verwandte, u. a. einen reichen Vetter oder Onkel zu Wittenberg, der den talentvollen Knaben ausbilden und in Ingolstadt Theologie studieren ließ. Er that sich in den Wissenschaften baß herfür, so daß er im Examen elf oder gar sechzehn Meister der Theologie besiegte und mit dem Doktorhute geziert ward.

Er fiel aber von Gott ab, warf sich mehr auf das Studium der Medizin und verlegte sich besonders mit Eifer auf Magie und Astrologie. Dazu geriet er in böse Gesellschaft, gab sich viel mit Zigeunern ab und trieb allerhand Zauberkünste. Sein Oheim hatte ihm ein ansehnliches Vermögen hinterlassen, das er nur zur Erlernung von Afterwissenschaften verwandte. In Krakau befand sich eine Hochschule der Zauberei, auf welcher er die Kunst, Geister und den Teufel zu beschwören gründlich erlernte. Dabei fuhr ein gewaltiger Hochmut in seinen Kopf, so daß er sich etwas Besonderes dünkte als andre. So kam er denn wieder nach Wittenberg zurück, wo er sein sündhaftes Gebaren fortsetzte und seine Freude daran hatte, wenn ihn die höllischen Geister besuchten.

Digitized by Google

Eines Tages ging er zum Thore hinaus, um an einem geeigneten Platze vor der Stadt den Teufel zu beschwören; er wartete bis zum Abend, wo es einsam ward, und beschrieb dann am Kreuzwege des Spessenwaldes seine magischen Kreise. Es war aber gerade in der heiligen Osternacht, und schon erklangen die Glocken zur Ostermette. Doch Faust vernahm von all dem nichts, sondern achtete auf den hölischen Tumult und die Erscheinungen, die sich jetzt im Walde erhuben. Es schien, als wolle ihn der Teufel äffen mit allerhand Spuk: denn bald sah er feurige Drachen, glühende Kugeln flogen mit Getöse vorüber, bald heulte der Sturm in den knackenden Bäumen, daß es dem Geisterbeschwörer ganz angst und bange ward. Endlich entwickelte sich aus einer Schar tanzender Irrlichter in der Höhe eine lange Gestalt, die wie ein feuriger Komet um den Kreis wandelte. Es war Beelzebub selbst, der im Aussehen einem grauen Mönche gleich, vor ihm stehen blieb, ihn fragend nach seinem Begehr. Da kehrte dem Dr. Faust der Mut zurück, und er sagte ihm, er begehre seine Dienste. Unter allerhand Bedingungen willigte der Geist ein, auch versprach er, zur näheren Festsetzung ihres Verhältnisses ihn am andern Tage zu besuchen. Wohlgemut ging Dr. Faust wieder der Stadt zu, wo er kaum den andern Tag abwarten konnte.

Ungeduldig saß er zur bezeichneten Stunde lange in seiner Studierstube, bis er endlich hinter dem Ofen einen Schatten aufsteigen sah, den er alsbald beschwor. Sofort füllte sich der Raum mit Feuerqualm, und ein Ungeheuer gleich einem zottigen Bären mit funkelnden Augen ward sichtbar. Faust befahl ihm erschrocken, sich wieder hinter den Ofen zu ducken, oder sich ihm in einer andern Gestalt zu zeigen. Als der Geist sich weigerte, dieweil er kein Knecht, sondern ein Fürst der Geister sei, war Faust eine Weile betroffen; doch der Teufel verhieß ihm alsbald, einen seiner Diener zu schicken, wenn er einen Pakt, den er ihm diktiere, unterschreiben wolle. Faust erklärte sich bereit, und jener sagte ihm folgendes vor:

1) Ich entsage Gott und allen himmlischen Heerscharen;

2) Ich will aller Menschen Feind sein, sonderlich derer, die mir mein sündiges Leben vorhalten;

3) Ich versage den Gehorsam allen Pfaffen und hasse sie;

4) Ich gehe weder in die Kirche, noch empfange ich die Sakramente;

5) Ich werde mich nie verheiraten.

Diese fünf Artikel mußte Faust mit seinem eignen Blute unterschreiben; dafür verhieß ihm der Teufel aber auch alle sinnlichen Freuden der Welt. Obwohl dem Gelehrten nicht wohl dabei zu Mute war, blieb er doch halsstarrig bei seinem Vorsatz und suchte sich alle Gewissensbisse aus-

Digitized by Google

zureden. Der Pakt lautete auf 24 Jahre, nach Verlauf dieser Zeit sollte des Satans Dienst zu Ende sein, und er Gewalt über sein Opfer haben. Dafür versprach er ihm einen seiner dienenden Geister.

Und richtig! an demselben Tage klopfte es nach dem Nachtessen an die Thür, und als Faust öffnete, stand eine Gestalt im grauen Mönchskleide draußen, die sich zu seinem Diener bekannte. „Ich bin", so versetzte sie, „kein Teufel, sondern ein vertraulicher Hausgeist, Spiritus Familiaris genannt, der gern mit Menschen verkehrt." — „Nun gut!" versetzte Faust, „willst du mir treulich dienen?" — Der Geist bejahte es und nannte sich Mephostophiles, d. h. „Lichtfeind", oder gewöhnlich: Mephistopheles. Dieser sorgte denn nun auch für alles, was sein Herr nur wünschte, zunächst für Geld, Speise und Trank; er machte seinen Koch und Aufwärter; ebenso sorgte er für schöne Kleider. Wie er das fertig brachte, blieb freilich dem Dr. Faust rätselhaft; doch das Leben gefiel ihm; er brauchte ja nur zu bestellen, was er wünschte, geschah. Da begann er denn ein wildes Leben in Saus und Braus; an solchen, die es mit ihm genossen, fehlte es ihm auch nicht. Zur Unterhaltung mußte Mephistopheles für allerhand Gaukelwerk und Mummenspiel sorgen. Einmal war der Saal voll von Vögeln, welche das lieblichste Konzert anstimmten, so daß man glaubte, ins Paradies selbst versetzt zu sein. Ein andres Mal gestaltete sich vor ihren Augen gleichsam ein Garten von lebenden, buntfarbigen und wohlduftenden Blumen, die sich zu den anmutigsten Guirlanden verschlangen und wieder auflösten, oder wie in einem künstlichen Reigen hin und her bewegten zur angenehmsten Augenweide.

Trotzdem war dem Dr. Faust der Sinn zu ernsten Studien nicht abhanden gekommen; doch des Teufels Diener beschränkte ihn auch hierin: was auf die Dreifaltigkeit, auf die Sakramente und andre Glaubenspunkte Bezug hatte, verbot er ihm zu lesen; dafür unterrichtete er ihn in der Geschichte vom Abfall der Geister, von der Hölle und ihren Bewohnern. Dabei verfehlte er nicht, ihn seine Thorheit und Verblendung fühlen zu lassen, weil er sich des ewigen Heiles durch eigne Schuld verlustig gemacht. Darüber machte sich Faust denn zeitweilig Vorwürfe, aber es war zu spät. Dann suchte er die Stimme des Gewissens durch allerlei Lustbarkeiten zu betäuben. Er besaß ein prächtiges Haus, wovon er zwei Säle bewohnte. Darin schlugen Amsel und Wachtel, flötete die Nachtigall und schwatzte ein Papagei; die Zimmer waren mit den kostbarsten Tapeten geziert und den herrlichsten Gemälden geschmückt. Im Hofe entfalteten Pfaue ihr prächtiges Gefieder; Perlhühner und Fasanen wandelten zwischen den Büschen, die ewig grünten; an den Mauern rankten Reben mit saftigen Trauben; bunte Blumen, wie Tulpen, Narzissen, Nelken und Rosen prangten auf den Beeten. Im Obst-

Digitized by Google

garten lachten aus frischem Blättergrün die schönsten Kirschen, Birnen und Äpfel; ja Früchte, die man sonst nur in den südlichen Ländern trifft, wie Granaten, Pomeranzen, Zitronen und Datteln reiften in seltener Größe und Lieblichkeit. Auch offenbare Wunder zeigten diese Bäume: so trugen Kirschbäume Feigen und Äpfelbäume schwarze Kastanien. Oben im Dachstuhl war ein Taubenhaus, vor dem die herrlichsten Tauben sich blähten und ruckernd vor einander dienerten. Vor der Einfahrt aber lag des Doktors Zauberhund, Prästigiar oder Hexenmeister genannt, mit feuerroten Augen und schwarzem, zottigen Haar; strich ihm sein Herr über das Fell, so wechselte er die Farben wie ein Chamäleon.

Zweites Kapitel.

Fausts Zauberkunststücke.

Der Ruf von Dr. Fausts Schwarzkunst verbreitete sich gar bald im ganzen Reiche. Als daher Kaiser Karl V. gen Innsbruck kam und von der Anwesenheit des berühmten Zauberers hörte, lud er ihn zu sich zur Tafel und beschied ihn danach in sein Gemach, um sich eine Probe seiner Kunst zeigen zu lassen. Er wünschte den großen Alexander samt seiner Gemahlin zu sehen, wie sie im Leben ausgesehen. Faust besprach sich zunächst mit seinem Geiste und erklärte hierauf, den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, unter der Bedingung, daß jener nichts rede noch frage. Das sagte denn der Kaiser zu. Alsbald öffnete sich die Thür, und Alexander mit rotem Barte und Basiliskenaugen erschien; er war in vollem Harnisch und verneigte sich tief. Sodann kam seine Gemahlin im blauen Samtkleid herein, frischen, blühenden Antlitzes. Nun erinnerte sich Kaiser Karl gelesen zu haben, sie habe im Nacken eine Warze gehabt. Darum trat er neugierig hinzu, um danach zu sehen, und richtig, die Warze fand sich. So war des Kaisers Begehr befriedigt.

Am Abend desselben Tages erlaubte sich Faust noch einen Scherz mit einem Ritter, den er vom flachen Dache aus gegenüber in seinem Zimmer schlafend sah; er zauberte ihm nämlich ein Hirschgeweih auf den Kopf, zum großen Ergötzen aller, die es sahen, bis endlich Faust den Gefoppten wieder aus seiner peinlichen Lage befreite. Doch dieser schwur Rache und wollte später mit seinem Gefolge den Schwarzkünstler überfallen. Plötzlich aber sahen sich diese selbst von einer Menge geharnischter Ritter umringt und mußten um Gnade flehen. Zur Strafe hexte ihnen Faust Ziegenhörner an

Digitized by Google

die Stirn und ihren Pferden Kuhhörner an, die sie einen Monat lang tragen mußten. Doch damit war die Geschichte noch nicht zu Ende. Als Faust später gen Eisleben zog, lauerte ihm derselbe Ritter noch einmal auf. Aber Faust machte sich unsichtbar. Verdutzt machte sein Gegner auf einer Anhöhe Halt, um nach dem Verschwundenen zu spähen. Da vernahm man plötzlich im Thale einen großen Kriegslärm von Trommeln und Drommeten, und ein großes Heer rückte gegen ihn heran. Kaum hatte der Ritter das erkannt, so nahm er Reißaus. Aber ein andres Heer verlegte ihm den Weg. In seiner Angst wandte er sich seitwärts, doch es erging ihm nicht besser. So von allen Seiten bedroht mußte er sich dem Dr. Faust, der jetzt wieder sichtbar ward, ergeben; er und seine Begleiter mußten ihre Waffen ausliefern, und statt ihrer eignen Pferde führte man ihnen verzauberte zu. Als die Troßknechte mit diesen später zur Tränke ritten, verschwanden ihnen dieselben unter dem Leibe, so daß sie beinahe alle elend ertrunken wären. Naß wie begossene Pudel kamen sie zu Fuße wieder heim zu ihrem Herrn, der nun merkte, daß es wieder einer von Fausts Streichen war.

Einstmals kam Faust gen Gotha in ein Städtchen zur Zeit, als man Heu einfuhr. Da begegnete ihm ein Bauer mit einem hochbeladenen Wagen und ersuchte ihn auszuweichen. Nun war der Doktor in einer lustigen Gesellschaft, und alle hatten weidlich gezecht; in seinem Übermute weigerte er sich also, aus dem Wege zu gehen, indem er sagte: „Hast du noch nicht gehört, daß man einem Betrunkenen ausweicht?“ Darüber ward der Bauer grob, aber der Doktor zornig. „Wenn du nicht auf die Seite gehst, fresse ich dir die Pferde mitsamt deinem Wagen!“ rief er drohend. Dabei machte er den Mund weit auf, so daß es dem Bauer vorkam, als mache er Ernst. Erschreckt lief er weg, es dem Bürgermeister zu melden, ward aber von diesem gehörig ausgelacht.

Ein lustiges Stücklein führte Faust mit drei jungen Freiherren zu Wittenberg aus, welche gern das Kurfürstlich Bayrische Beilager in München mitgemacht hätten. Auf den Vorschlag des einen luden sie den Schwarzkünstler zum Bankett und trugen ihm ihr Begehr vor. Der Doktor versprach, ihnen behilflich zu sein, wenn sie während der ganzen Fahrt kein Wort redeten; auch nach ihrer Ankunft im fürstlichen Palaste sollten sie auf jede Anrede kein Wort erwidern. Das versprachen sie und hielten sich zur festgesetzten Stunde bereit. Da breitete Faust im Garten seines Hauses seinen weiten Nachtmantel aus, worauf sich dann die drei Barone setzen mußten. Sofort erhob sich ein Wind, der sie sachte noch vor Morgengrauen gen München trug bis zur Schwelle des Palastes. Dort empfing sie der Hofmarschall und geleitete sie in den oberen Saal. Sowohl ihm, wie dem sie begleitenden Hofjunker fiel es gar sehr auf, daß sie auf alle Fragen

Digitized by Google

keine Antwort gaben, sondern nur Verbeugungen machten. Doch man hatte keine Zeit, dem sonderbaren Benehmen der Fremden weiter nachzudenken; denn die Vorbereitungen zur feierlichen Handlung drängten. Nach der Trauung nahte die Stunde zur Tafel. Der Sitte gemäß gingen Diener herum, den Gästen das Handwasser zu reichen. Da fiel einer der Fremden aus der Rolle und bedankte sich. Dieser mußte zur Strafe zurückbleiben, während die beiden andern, sich an Fausts Mantel haltend, davonfuhren, wie sie gekommen. Natürlich machte die Geschichte Aufsehen, und der Zurückgebliebene sollte dafür büßen. Man hielt ihn scharfbewacht zurück, doch er hoffte, seine Verwandten würden ihn befreien. Darin täuschte er sich auch nicht. Noch ehe der kommende Tag anbrach, stand Faust vor seiner Zelle, schläferte die Wächter ein, sprengte Thür und Riegel und führte den sanft Schlafenden in seinem Zaubermantel wieder unversehrt zu seinen Vettern gen Wittenberg, worauf er reich beschenkt von dannen zog.

Obwohl Mephistopheles seinem Herrn an Speise und Trank sowie an Geld und Kleidung heimlich zur Nachtzeit zusammenholte, was dieser nur wünschte, kam es doch manchmal vor, daß es augenblicklich an etwas gebrach. Dann pflegte wohl der sonst so dienstfertige Geist zu sagen: „Ei, so gebrauch' doch deine Kunst; die wird dir schon die Mittel verschaffen!" In einer solchen Verlegenheit ging einmal Faust zu einem reichen Juden, um eine Summe Geldes von ihm zu borgen; er hatte aber nicht im Sinne, sie ihm jemals wiederzugeben. Zum Scherz verpfändete er sein Bein, falls er ihm das Geld nicht in Monatsfrist zurückzahle; doch der Jude nahm es für Ernst.

Als die Zeit um war, kam dieser mit zwei Glaubensgenossen, sein Kapital samt Zinsen zu holen; aber Faust erklärte sich für zahlungsunfähig. Da ward der Hebräer wütend und erinnerte ihn, um ihn einzuschüchtern, an sein verpfändetes Bein. „Ja, mein Mausche, du sollst dein Pfand haben!" versetzte Faust ganz gelassen. Damit streckte er sich auf eine Pritsche, reichte dem erstaunten Juden die Säge und hieß ihn das Bein abzusägen; aber er möge es sorgfältig verwahren, um es ihm nach abgetragener Schuld wieder zustellen zu können. Wütend, wie der Jude Shylock in der bekannten Geschichte vom Kaufmann von Venedig, fuhr der Gläubiger auf den verhaßten Christen los, sägte ihm das Bein ab und ließ den Schuldner, wie er meinte, halbtot liegen. Erst unterwegs reute ihn seine That, zumal ihm der Beinstumpf doch zu nichts nütze war, und er besorgte, Faust müsse an der Wunde sterben. Ärgerlich warf er darum das Bein in einen vorüberfließenden Bach, sein verlorenes Geld bejammernd.

Wie erschrak er aber, als er nach einiger Zeit eine Vorladung erhielt, das Bein seinem Herrn gegen Rückerstattung der geliehenen Summe wieder

Digitized by Google

zurückzugeben! Faust wußte gar wohl, was mit dem Pfand geschehen war. Zitternd versprach der Jude die Schuldverschreibung zu vernichten, wenn der Verstümmelte auf sein Bein verzichte. Lachend gewährte dies Faust, und als der Jude weg war, stand er wohlbehalten auf seinen zwei Füßen. Dann aber ward auf des Geprellten Kosten wacker gezecht.

In ähnlicher Weise spielte er auch einem Roßtäuscher auf einem Jahrmarkte mit. Er kam nämlich dorthin auf einem prächtigen, braunen Pferde geritten, das er zum Kaufe ausbot. Endlich trieb er einen Händler bis auf 40 fl. in die Höhe. Dieser glaubte einen vortrefflichen Kauf gemacht zu haben. Nachdem Faust sein Geld vergnügt eingestrichen hatte, befahl er dem Käufer, das Roß nicht vor zwei Tagen zur Schwemme zu reiten. Das versprach der auch, konnte es aber aus Neugier nicht halten. Als er daher heimwärts an einem fließenden Gewässer vorbeikam, ritt er hinein. Aber, o Wunder! das Pferd verschwand, und statt seiner zügelte er einen Strohwisch. Beinahe wäre er selbst dabei ertrunken. Zornig eilte er spornstreichs zum Jahrmarkt zurück, wo er denn auch im Wirtshause seinen Verkäufer schlafend auf der Ofenbank fand. Grimmig fiel er über ihn her und wollte ihn am Bein von der Bank reißen. Doch zu seinem Entsetzen fiel er heftig rücklings zu Boden und hielt das ganze Bein in Händen. Faust aber schrie Zetermordio, so daß alles zusammenlief. Da machte sich der Roßtäuscher schleunigst aus dem Staube.

Nun studierten damals zu Wittenberg einige vornehme polnische Herren, die zur Leipziger Messe wollten, wozu sie sich gern der Kunst des Dr. Faust bedient hätten. Dieser erklärte sich bereit, und am andern Tage stand vor der Stadt ein mit vier Pferden bespannter Landwagen, auf dem sie wohlgemut davonfuhren. Obgleich sie einen Hasen quer über den Weg laufen sahen, was allgemein für eine ungünstige Vorbedeutung galt, kamen sie doch gegen Abend ohne Unfall in Leipzig an. Als sie am folgenden Tage in der Stadt umhergingen, sahen sie in einem Weinkeller einige Küfer sich abmühen, ein Faß Wein heraufzuschieben; ohne damit zustande zu kommen. Höhnisch rief ihnen Faust zu: „Wie stellt ihr euch doch so einfältig! Seid eurer so viele und bringt das nicht fertig!“ Das verdroß die Weinschröter und sie gaben ärgerlich zurück, wenn er es besser könne, so möge er es doch versuchen. Ja, der Herr des Kellers, der dazukam, versprach ihm sogar das Weinfaß zum Geschenk, wenn er es allein hinaufbrächte. Da setzte sich Faust quer auf das Faß wie auf ein Roß und ritt wohlgemut darauf die Kellertreppe hinauf. Hierauf trank er es in Gesellschaft fideler Studenten, die er sich zu Zeugen geladen, im nächsten besten Wirtshause aus; denn der Wirt durfte sein Wort nicht brechen.

Die Studenten liebten überhaupt den Faust ob seiner belustigenden

Digitized by Google

Kunststücke sehr. In einer fröhlichen Gesellschaft zu Wittenberg unterhielten sich dieselben einst über die Schönheiten der Homerischen Gedichte und Heldengestalten, über Agamemnon, Menelaos, Achilles, Odysseus, Ajax u. a. Da erbot sich Faust ihnen diese Helden am andern Tage leibhaftig im Hörsaale vorzuführen; nur sollten sie dieselben nicht anreden. Voll stummer Erwartung saßen andern Tages die Studenten im Auditorium. Plötzlich klopfte der Doktor an die Wand und siehe da! es erschienen in ihrer klassischen Tracht die trojanischen und griechischen Helden mit unwilligen Gesichtern, als ob sie sich ungern citieren ließen. Nun wollte Faust seinen Zuschauern zum Schlusse noch einen gelinden Schrecken einjagen. Auf wiederholtes Klopfen erschien der greuliche Riese Polyphem, der sich bücken mußte, um zur Thür hereinzukommen, mit feuerrotem Barte und einem einzigen Auge auf der Stirn; im Maule hatte er ein halbaufgefressenes Kind, von dem noch die Beine hervorragten, so daß allen die Haare zu Berge standen. Darüber lachte Faust herzhaft; den übrigen aber war es nicht geheuer zu Mute; denn der Cyklop stieß wütend mit seiner Keule auf den Boden, indem er sich mit dem furchtbar rollenden Auge umsah, als wolle er sich einige der Zuschauer aussuchen zum Fraße. Den Studenten brach der Angstschweiß aus, und Faust winkte dem Ungetüm abzutreten. Von nun an wurde aber keine derartige Vorstellung mehr begehrt.

In der Schlossergasse zu Erfurt wohnte ein Freund Fausts im „Anker", der einmal eine lustige Gesellschaft geladen hatte. Daselbst vermißte man den beliebten Schwarzkünstler, der gerade nach Prag verreist war. Da nahm einer im Weinrausch sein Glas und trank es dem abwesenden Doktor mit dem Wunsche zu, er möchte zugegen sein. Nach einer kurzen Weile klopfte es an die Hausthür, und als man nachsah, stieg Faust gerade vom Pferde ab. Der Diener, der dies meldete, ward zuerst ausgelacht, aber als es zum zweitenmal klopfte, sah der Gastgeber selbst nach und gewahrte in der That ganz deutlich im Mondschein den befreundeten Doktor. Erstaunt ward er hereingeführt und befragt, wie denn das möglich sei. „Sehr einfach", versetzte Faust, „weil ihr so heftig nach mir verlangt habt, bin ich gekommen, muß aber bei Tagesanbruch wieder in Prag sein." — „Aber, wie wollt Ihr das machen?" riefen alle aus einem Munde. „Oh!" erwiderte lächelnd der Schwarzkünstler, „dafür laß ich mein Roß sorgen." Sie waren alle heiter und aufgeräumt; auch Faust wollte das seinige zur Kurzweil beitragen. „Wollt ihr einmal ausländische Weine versuchen?" fragte er sie, um ihnen neue Zechlust zu erwecken, „etwa spanischen, oder französischen, oder echten Rheinwein?" — „Ja, ja!" lallten die Kneipkumpane, „nur her damit! sie sind alle gut." Da ließ sich Faust einen Bohrer bringen und bohrte die Tischplatte an den vier Ecken an, die Löcher

Digitized by Google

verstopfte er mit Krahnen. Dann zog er sie heraus, und aus den Löchern sprudelten die genannten Weine, an denen sich die Zecher erlabten.

Auf einmal kam des Gastgebers Sohn mit der Meldung, des Doktors Pferd sei ganz unersättlich; es fräße mehr als zwanzig, es habe wohl den Teufel im Leibe. Darüber lachten alle unbändig, zumeist aber Faust, der ihn schließlich beruhigte, indem er sagte, er möge das Pferd nur gewähren lassen, solle ihm aber kein Futter mehr bringen, weil es nie satt werde. Der Junker aber hatte so unrecht nicht; denn das Roß war niemand anders, als Fausts dienstbarer Geist Mephistopheles. Gegen Morgen stieß das sonderbare Pferd einen Schrei aus, und Faust wollte sich verabschieden. Doch er ließ sich erbitten, noch ein Stündlein zu verweilen. Alsbald fing das Roß an laut zu wiehern. „Ich muß fort", rief da sein Herr, „ich werde gemahnt." Abermals drang man in ihn zu bleiben, und wiederum gab er ein halbes Stündchen zu, weil er gerade ein Zauberkunststück zu erzählen begonnen. Kaum hatte er es vollendet, vernahm man einen dritten Schrei. Nun riß sich Faust eiligst von seinen Freunden los und schwang sich auf sein Roß. Wie der Sturmwind stob dieses die Schlossergasse hinauf, setzte über das noch nicht geöffnete Stadtthor und war bald den Nachschauenden aus den Augen. Faust aber war noch am frühen Morgen wieder in Prag.

Ein andermal reiste der Doktor mit Kaufleuten auf die Frankfurter Messe. Unterwegs machten sie in einem Städtchen Boxberg im Odenwalde Rast. Dort wohnte auf einem Bergschlosse ein Vogt, mit dem einer der Herren befreundet war; dieser lud sie zu sich und traktierte sie aufs beste. Da meinte einer, es sehe aus, als wolle sich das Wetter ändern. „Nicht doch!" versetzte ein andrer; „am Himmel steht ja ein Regenbogen." Faust trat zum Fenster und rief aus: „Was gilt's, so erfasse ich den Regenbogen?" — Verwundert liefen alle herzu, und in der That erfaßte er denselben und zog ihn heran bis zum Fenster, ja, er vermaß sich sogar, sich auf denselben zu setzen; doch das war den Herren zu gruselig.

Auf der Frankfurter Messe angekommen erfuhr Faust von seinem Diener Mephisto, daß in einem Wirtshause in der Judengasse sich vier verwegene Gaukler aufhielten, die einander die Köpfe abschlügen, selbige dann vom Barbier waschen und säubern ließen, um sie schließlich zu aller Welt Verwunderung wieder aufzusetzen. Dies Gaukelspiel trüge ihnen viel Geld ein. Das verdroß unsern Doktor; denn er wollte gern allein den Ruhm eines Hexenmeisters haben. Deshalb ging er hin, den Schwarzkünstlern das Handwerk zu legen. Auf der Erde lag ein roter Teppich, rechts in der Ecke des Gemachs stand ein Tisch, darauf ein verglaster Topf mit Wasser, worin vier grüne Lilienstengel schwammen, sog.

Digitized by Google

Lebenswurzeln. Das Schauspiel begann. Einer der Gaukler kniete auf der roten Decke nieder, worauf ihm ein andrer mit einem breiten Schwerte den Kopf abhieb. Dieser wurde dann von einem Barbier gewaschen und rasiert, worauf ihn der Meister dem Publikum zum Beschauen hinreichte. Hierauf ward er unter allerhand Zeremonien dem auf einem Stuhle sitzenden Rumpfe aufgesetzt; zugleich sprang dann ein Lilienstengel aus dem Topfe zum Zeichen, daß der Mensch wieder heil sei. Dies trieben sie immer so fort. Als nun die Reihe wieder an den Meister selbst kam, gedachte Faust, obwohl er ihn nie zuvor gesehen, ihm das Handwerk gründlich zu legen. Er ging heimlich zu dem Topfe und schlitzte den Lilienstengel, der dem Gaukler zugehörte, auf und entfernte sich heimlich wieder. Des Meisters Kopf fiel hierauf leblos von seinem Rumpfe herab, und zu ihrem Entsetzen gewahrten seine Jünger, daß seine Lebenswurzel zerstört sei.

Einstmals schickte ein schwindsüchtiger Adliger der Stadt Braunschweig nach ihm, um ihn zu Rate zu ziehen. Der Doktor, der sich damals gerade in der Nähe aufhielt, sagte dem Boten, er werde ihm sogleich zu Fuße folgen; den angebotenen Wagen schlug er nämlich aus. Nicht weit von der Stadt hörte er hinter sich her einen leeren, aber mit 14 Pferden bespannten Wagen kommen, den ein Bauer führte. Diesen bat er, er möge ihn aufsitzen lassen, doch derselbe schlug es ihm rund weg ab. „Warte, du Flegel!“ dachte da Faust, „das sollst du gleich bereuen!“ Auf einmal flogen die vier Räder des Wagens in der Luft herum, die Pferde fielen tot zu Boden, und das Fuhrwerk stand still. Da jammerte der Bauer und bat den Fremden um Gnade. „Nun für diesmal sollst du mit einem Denkzettel davonkommen“, antwortete Faust; „wirf etwas Erde auf deine Pferde, dann werden sie dir wieder erstehen; deine Räder kannst du dir aber wieder am Stadtthor suchen!“ Der Bauer that also, seine Pferde wurden wieder lebendig; seine Räder aber wieder zu suchen, brauchte er einen halben Tag.

Auf seiner Heimreise gen Wittenberg kehrte Faust unterwegs in einem Wirtshause ein und unterhielt eine Gesellschaft Kaufleute und Reisende mit seinen Kunststücken. Hinter ihm stand der Wirtsjunge und goß ihm ungeheißen wieder sein Glas voll, weil er ihn für einen Abenteurer hielt. „Wenn du das noch einmal thust“, drohte ihm Faust, „so fresse ich dich mit Haut und Haar!“ Der Junge lachte ihn aus und schenkte ihm noch einmal voll. Da sperrte der Doktor das Maul weit auf und schluckte ihn zu aller Erstaunen in der That hinunter. „Auf einen guten Bissen gehört auch ein guter Trunk! sagte er dann, nahm einen Schwenkkübel voll Wassers und trank ihn rein aus. Der Wirt, der nicht zugegen gewesen, nahm, als er die Geschichte erfuhr, die Sache sehr übel auf und verlangte seinen Schenkburschen wieder. „Ei, so seht doch einmal hinter den Ofen“,

Digitized by Google

versetzte Faust ganz ruhig. Da saß denn auch wirklich der Junge im Schwenknapf, naß wie ein begossener Pudel und zitternd wie Espenlaub, worüber die ganze Gesellschaft ein helles Gelächter aufschlug.

Drittes Kapitel.

Faust setzt sein wüstes Leben fort.

So trieb denn der berüchtigte Schwarzkünstler sein Wesen vornehmlich in Wittenberg; doch es fehlte nicht an ernsten und gottesfürchtigen Leuten, die darob den Kopf schüttelten und sich vornahmen, ihn von seinem sündhaften Treiben abzubringen. In dieser Absicht besuchte ihn einst ein alter, würdiger Mann. Viele behaupten, es sei der getreue Eckhart gewesen, der Wächter vom Venusberge, der schon seit vielen hundert Jahren die Menschen vor den Fallstricken teuflischer Unholdinnen warne. Faust habe ihn ganz freundlich empfangen und seinen Warnungen Gehör gegeben. Als er weg war, ging er in sich und wollte Buße thun. Da aber machte ihm Mephisto Vorwürfe, er sei eid- und kontraktbrüchig, der Teufel würde sich deshalb an ihm vergreifen, sofern er sich ihm nicht von neuem verschreibe. Unter Zittern und Beben gehorchte Faust und mußte zudem geloben, an dem wohlmeinenden Ratgeber sein Mütlein zu kühlen.

Als dieser zwei Tage darauf sich nach gesprochenem Nachtgebet zur Ruhe begeben wollte, entstand ein solches Gepolter vor seiner Kammer, daß er vermeinte, der Teufel sei los. Nicht genug! die Thür öffnete sich, ein Teufelsgespenst kam herein und grunzte wie ein Schwein. Dem guten alten Manne ward es eine Weile schwül, doch er erholte sich gar bald und redete es spöttisch also an:

„Ei, was ist denn das für eine liebliche Musik! So etwas hab' ich ja meiner Lebtag' noch nicht gehört! Das klingt ja wie ein Schweinekonzert! Nun gut! halt' du die Noten und ich will den Text dazu singen!"

Damit fing er an mit lauter Stimme ein geistlich Lied zu singen, und auf einmal schwieg der Teufelsspuk. „Nicht wahr! das Lied gefällt dir?" fuhr der Alte dann fort. „Spar' du deine Katzenmusik für feierlichere Gelegenheiten, für ein Hofkonzert oder fürs jüngste Gericht im Flammensaal auf!" Das Gespenst verschwand auf Nimmerwiedersehen. Als aber Faust am andern Tage seinen Geist fragte, was er ausgerichtet habe, erwiderte dieser kleinlaut: „Dem ist nicht beizukommen, der ist geharnischt!"

Digitized by Google

Um diese Zeit nahm Faust einen Famulus an. Es was dies ein junger Schüler, der vor seiner Wohnung der Sitte gemäß im Winter das Responsorium sang. Der Doktor fand Wohlgefallen an ihm und fühlte Mitleid mit seinem dürftigen Aussehen; er ließ ihn zu sich ins Zimmer kommen und fragte ihn aus. Da erfuhr er denn, er sei eines Priesters Sohn zu Wasserburg und seinem Vater wegen übler Behandlung davongelaufen. Faust fand ihn anstellig und verschmitzt, so daß er ihn zu seinem Diener bestellte. Auch erwies er sich sehr verschwiegen, verriet seines Herrn Geheimnisse nicht, sondern teilte vielmehr seine Teufeleien, so daß Faust ihn liebgewann, ja, sogar ihn zu seinem Erben einsetzte. Nun konnte der Doktor seinen Zauberhund entbehren und schenkte ihn einem Abte zu Halberstadt, einem sogenannten Kristallseher. Aber nach einem Jahre verbarg sich das Geistertier immer winselnd vor seinem Herrn und wollte nicht recht den Grund offenbaren. „Ach, Herr Abt", so heulte er, „ich vermeinte immer recht lange in deinem Dienste verbleiben zu können; doch leider sehe ich jetzt, daß es nicht möglich ist; bald müssen wir uns trennen; binnen kurzem wirst du das erfahren!"

Acht Tage darauf verfiel der Abt in ein hitziges Fieber und starb im Wahnsinn.

Einstmals besuchte Faust wiederum mit seinen Freunden die Leipziger Messe, wo einem vornehmen Kardinal, Namens Campegius, vom Magistrat viel Ehre erwiesen ward. Diesem ging der Doktor zu Gefallen, um auch bei ihm seine Kunst zu zeigen. Er verhieß nun, ihm eine sonderbare Jagd zu veranstalten, die aber keinen Schaden anstiften sollte. Es hatte sich viel Volk versammelt, dem Schauspiel beizuwohnen. Zuerst erschien Mephisto und Faust als Jäger, von vielen Hunden begleitet. Da blies letzterer in sein Horn, und es kamen der Reihe nach Hasen und Füchse in der Luft, von den beiden Jägern verfolgt. Der Kardinal, der selbst ein leidenschaftlicher Jäger war, sah dem mit großem Vergnügen zu. Auf einmal verschwand das Gaukelwerk, und Faust fuhr aus der Luft herab zu seinen Gefährten. Da schickte Campegius einen Boten hin, sich zu erkundigen, wer er wäre. Als er erfuhr, daß es der berühmte Schwarzkünstler sei, von dem er auch schon soviel gehört, ließ er ihn zu sich zur Tafel bitten. Faust folgte der Einladung, bei Tische verhieß ihm der Kardinal, ihn zu hohen Ehren zu befördern, sich seiner als Wahrsager zu bedienen, wenn er ihm nach Rom folgen wolle. Doch Faust bedankte sich stolz, indem er sagte, er bedürfe keiner Ehren, ihm sei der höchste Fürst der Welt unterthan, damit verabschiedete er sich unter höflichen Verbeugungen.

Wie Dr. Faust einst dem Kaiser Karl V. den großen Alexander samt Gemahlin heraufbeschworen, ist bereits erzählt. Andre berichten diesen

Digitized by Google

Vorfall von Kaiser Maximilian und verbinden damit noch folgendes Zauberkunststück, welches Faust aus Dankbarkeit für das reiche Geschenk geliefert.

Als nämlich der Kaiser am andern Tage erwachte, befand er sich anstatt in seinem Schlafgemach in einem prächtigen Park voll der herrlichsten Fruchtbäume. Der Monarch wähnte sich eingewiegt in die herrlichsten Traumgebilde und wollte gar nicht aufstehen, aus Furcht, sie zu zerstören. Endlich aber erhob er sich leise und setzte sich neben sein Bett in einen Sessel. Da vernahm er lieblichen Gesang von Vögeln, die von Zweig zu Zweig hüpften; auch schneeweiße Kaninchen und Hasen sah er durchs Gebüsch huschen. Inzwischen wunderte sich die Dienerschaft, was doch den hohen Herrn solange im Bette fessele. Leise öffneten sie das Schlafgemach und staunten die seltsame Verwandlung an. Der Kaiser ließ nun seinen ganzen Hofstaat kommen, der sich ob der Zauberei nicht zu fassen wußte. Plötzlich aber welkten die Blätter und Blumen, ein heftiger Wind jagte das Laub von den Bäumen, und im Nu war die ganze Herrlichkeit verschwunden. Noch lange saß der Kaiser sinnend und gedachte unwillkürlich des berühmten Schwarzkünstlers als Urhebers. Er ließ ihn zu sich kommen, ihn darob zu befragen. Faust bekannte sich zu dem Zauberspiel, und der Kaiser lud ihn am folgenden Tage zu einem Bankett, damit er allda auch seine Kunst zeige. Daselbst ließ dieser denn alle mögliche wechselnde Himmelserscheinungen an der Decke hinlaufen, bis zuletzt ein künstliches Unwetter mit Donner und Blitz, ja mit Hagel und Regen das Publikum auseinanderjagte.

Ein andres Abenteuer, wobei Faust seine Hand mit im Spiele gehabt, hat große Ähnlichkeit mit der wunderbaren Heimkehr Heinrichs des Löwen. Ein Ritter, der sich kaum vermählt hatte, ließ sich von zwei Vettern bereden, mit ihnen nach Palästina zu reisen. Nach mancherlei Unfällen kamen nur drei von der ganzen Reisegesellschaft ans Ziel, der Ritter und seine Verwandten. Auf der Heimreise wollten diese ihren Weg über Griechenland und Konstantinopel nehmen, wurden aber als Kundschafter gefangen genommen. Fünf Jahre schmachteten sie in harter Knechtschaft. Während dieser Zeit starb der eine von den Vettern. Die Kunde von seinem Tode drang nach Deutschland und damit auch die von dem Verschwinden des Ritters. Es dauerte nicht lange, so ward die schöne junge Witwe von Freiern umworben. Nach langem Drängen gab sie nach und gelobte einem wackeren Edelmanne die Hand. Schon waren die Anstalten zur Hochzeit getroffen, da vernahm Faust von dem allem. Er bezweifelte des Ritters Tod und erfuhr durch seinen Geist denn auch, jener lebe noch, wenn auch in harter Gefangenschaft und beschloß sofort, ihn zu befreien. In einer Nacht wälzte sich in weiter Ferne der unglückliche Sklave unruhig auf seinem harten Lager, auf der blanken Erde, und sah plötzlich

Digitized by Google

Faust und des Bischofs Kellermeister. S. 273.

Digitized by Google

Digitized by Google

eine Gestalt vor sich, in der er bald seinen Freund Faust erkannte. Dieser forderte ihn auf, ihm zu folgen und verbrachte den Schlaftrunkenen mit Windeseile in seine Wohnung nach Wittenberg. Dort erzählte er ihm, was inzwischen vorgefallen und führte ihn noch zeitig genug zu seiner Gemahlin, ehe der neue Ehebund geschlossen war. Diese traute anfangs kaum ihren Augen, ließ sich aber bald von der Wahrheit überzeugen. Freudig löste sie das neue Verlöbnis, und auch das Gericht stand ihr bei Wahrung ihrer Treue bei. So mußte denn der zweite Freier mit langer Nase abziehen.

Die tollsten Streiche führte Faust zur Fastnachtszeit auf. Nachdem er seine Kneipkumpane gehörig traktiert, erweckte er ihnen die Lust nach besonders köstlichen Weinen, wie sie in dem Keller des Bischofs zu Salzburg vorrätig wären. Um dahin zu gelangen, holte er eine Leiter, hieß seine Gefährten sich auf die Sprossen setzen und fuhr mit ihnen davon. Gleich nach Mitternacht waren sie im bischöflichen Keller. Sie zündeten ein Licht an und begaben sich weidlich ans Zechen, indem sie höhnisch auf des Bischofs Gesundheit tranken. Auf einmal kam der Kellermeister herab, der ahnungslos das Gewölbe aufschloß und eintrat. Beiderseitiges Entsetzen. Endlich faßte sich der biedere Mann, schalt die Eindringlinge Diebe und drohte, Lärm zu schlagen. Da fiel den Zechbrüdern das Herz in die Schuhe, nur Faust lachte, faßte den Kellermeister am Schopf und, nachdem alle seiner Weisung gemäß wieder auf den Leitersprossen saßen, fuhr er mit ihnen davon. Unterwegs ließ er jedoch den vor Schreck halbtoten Kellermeister in die Krone einer Tanne fallen. Dort blieb er hängen, bis er endlich am Morgen zu sich kam. Er schüttelte sich vor Frost und schrie so lange, bis zwei des Wegs kommende Bauern von seiner Not vernahmen. Diese eilten denn sogleich zu Hofe, wo man ihnen anfangs keinen Glauben schenkte, bis man ihre Aussage mit der Abwesenheit des wackeren Kellermeisters und der geöffneten Kellerthür in Einklang brachte. Da holte man denn den seltsamen Vogel aus seinem Neste, er wußte indessen nicht zu sagen, wer ihm den Streich gespielt.

Faust aber und seine lustigen Gesellen waren wohlbehalten, jeder noch dazu mit dem Raub einer guten Flasche Weines, nach Hause gekommen.

Am Fastnachtsdienstag waren sie wieder alle in Fausts Wohnung zusammen Sie freuten sich schon im voraus über das gute Traktament, das sie erwarten würde, waren aber sehr enttäuscht, als nur gesottenes Rindfleisch aufgetragen ward. Einige ahnten zwar, daß dahinter eine Schalkheit stecke. In der That entschuldigte sich zuerst Faust wegen des frugalen Mahles und Trunkes, doch — wie er sagte — seine Mittel erlaubten ihm nichts Besseres; dagegen wolle er sie jetzt von hoher Herren Tisch bewirten. Hierauf ließ er mehrere riesige Flaschen von Mephisto im Garten hinsetzen und befahl, sie ihm mit ungarischem und welschem Wein zu füllen. Des-

Digitized by Google

gleichen wurden mehrere flache Schüsseln hingesetzt, die alsbald mit Wildbret und Braten gefüllt hereingebracht wurden. Daran erlabte sich denn die ganze Gesellschaft.

Das allas gefiel den Studenten so gut, daß sie am Aschermittwoch wiederkamen. Faust setzte ihnen außer andern Gerichten einen Kalbskopf vor und bat einen seiner Gäste, ihn zu zerlegen. Kaum hatte dieser das Messer angesetzt, so schrie der Kopf: „Au weh! Mordio! Was hab' ich dir denn gethan?" Die Studenten erschraken, Faust aber lachte aus vollem Halse. Da merkten sie den Jux und lachten mit. Dann belustigte er sie mit allerhand Zauberpossen. Man hörte abwechselnd verschiedene Instrumente spielen, wozu die Becher und Gläser tanzten. Wollte aber einer sein Glas fassen, aus Besorgnis, der Wein möchte verschüttet gehen, so mußte er mithüpfen, so daß es eine große Heiterkeit verursachte. Dann ließ Faust zehn irdene Töpfe lustig tanzend aneinanderstoßen, bis sie zerbrachen. Hierauf holte er einen Hahn und machte ihn betrunken, worauf derselbe gar sonderbar zu pfeifen und zu tanzen anhub. Zuletzt kam ein alter Affe, der auf einer Harfe Musik machte und sehr possierlich dazu tanzte.

Unter dieser Kurzweil war die Zeit bis zum Abendessen verstrichen. Da gelüstete es einige nach einem Gericht Vögel. Sofort hielt Faust eine Stange zum Fenster hinaus und pfiff auf einer Pfeife. Da kamen eine Menge Drosseln und Kramtsvögel geflogen, die auf der Stange haften blieben. Die ergriffen und erwürgten sie, worauf sie der Famulus rupfte und briet. Nach dem Nachtessen wollten sie zum Mummenschanz gehen. Faust hieß sie ein großes weißes Hemd anziehen und vorangehen. Da kam es ihnen vor, als hätten sie alle keine Köpfe. Der Sitte gemäß holten sie in diesem Aufzug in den Häusern Fastnachtskrapfen, worüber die Leute sehr erschraken. Wenn sie sich nun der üblichen Einladung zufolge zu Tische gesetzt hatten, erhielten sie ihre wahre Gestalt, so daß man sie erkannte, danach aber veränderten sie sich abermals gar seltsam, indem sie Eselsohren, riesige Nasen und dergleichen bekamen. So trieben sie es bis Mitternacht.

Selbst am Donnerstag setzten sie ihre Ausgelassenheit fort. Auch an diesem Tage ergötzte sie Faust mit seinem Gaukelspiel. Da es tüchtig geschneit hatte, richtete Faust einen großen drachenähnlichen Schlitten zu. Dann setzte er sich selbst auf den Kopf des Fuhrwerks, die andern ins Innere, und auf dem Schwanze gaukelten vier Affen, von denen einer die Schalmei blies. Der Schlitten aber lief unter großem Geräusch von selbst, wohin sie nur wollten.

Digitized by Google

Viertes Kapitel.

Faust wird reuig, verfällt aber dem Satan aufs neue.

Jahre vergingen, das Ende des Teufelskontraktes nahte heran, um so toller trieb Faust sein wüstes Treiben, gleich als ob er sich betäuben wollte. Mitunter kam er wohl auch in Versuchung, seinen Pakt zu brechen, besonders als er einst in der Nachbarschaft eine schöne, aber arme Magd ersehen hatte, deren Tugend und Unschuld ihn entzückte. Weil er sie sehr liebte, wollte er sie heiraten. Da aber machte ihm sein Geist Mephisto Vorhalt und erinnerte ihn an die Bedingungen seines Kontraktes. Zugleich entwarf er ihm ein Schreckbild von den Unannehmlichkeiten der Ehe, jedoch vergebens. Faust beharrte auf seinem Vorhaben trotz der Drohungen des Teufels. Mit einem Male erhub sich ein furchtbarer Sturmwind, davon alle Thüren im Hause aufsprangen, und Feuer loderte in der Stube auf. Faust stürzte die Treppe hinunter, um durch die Hausthür zu entrinnen. Doch da faßte ihn eine unheimliche Gestalt und schleuderte ihn zurück wie einen Ball, so daß er weder Hände, noch Füße regen konnte; rings um ihn loderte ein Flammenmeer. In seiner Angst schrie er um Erbarmen. Darauf erschien Luzifer selbst, schrecklich anzuschauen, so daß Faust vor Entsetzen zu Boden sank. Er sah nichts mehr, aber hörte eine furchtbare Stimme: „Sag an, wes Sinnes bist du jetzt?“ Da wimmerte Faust um Verlängerung seines Lebens, er wolle seinen Sinn ändern und hinfort dem Fürsten der Hölle gehorchen. „Wohlan, es sei!“ versetzte der Satan, „aber siehe zu, daß du nicht rückfällig werdest!“ Damit verschwand er im Feuerqualm und alles war still wie zuvor; vor Faust stand Mephisto mit lächelnder Miene und versprach ihm ein anderes Weib, die schöne Helena aus Griechenland. Er hielt Wort, am andern Tage erschien das verführerische Weib mit goldenen Locken, schwarzen Augen im Purpurkleide. Faust fand großen Gefallen an ihr und hielt sie wie seine Gemahlin. Nach Jahresfrist gebar sie ihm einen Sohn, den er Justus nannte.

Trotzdem trat sein Famulus Wagner bei ihm völlig in Sohnesrechte; ihm vermachte er Haus und Garten in der Scheergasse an der Ringmauer, item alles an Barschaft und liegender Habe. Außerdem hieß er ihn, sich noch eine besondere Gnade ausbitten. Da wünschte derselbe, in die Kunst seines Meisters eingeweiht zu werden. Faust riet ihm, besonders seine nekromantischen Bücher fleißig zu studieren; er versprach ihm auch einen dienstbaren Geist, ähnlich wie seinen Mephisto und fragte ihn, in welcher Gestalt er ihn am liebsten habe. Wagner meinte, in der eines Affen.

Digitized by Google

„Gut!“ versetzte Faust, „den sollst du haben.“ Sofort erschien ein mittelgroßer Affe, der behende auf ihn zusprang. „Dieser wird dir aber erst nach meinem Tode dienen“, sagte der Meister, „er heißt Auerhahn.“ Dann befahl er ihm noch, seine Thaten fleißig aufzuzeichnen, wobei ihm sein dienender Geist behilflich sein werde, sie aber erst nach seinem Tode zu veröffentlichen. Der Gedanke, daß sein Name auch nach seinem kläglichen Ende fortleben würde, gewährte ihm einigen Trost. Zur Erinnerung gab er auch noch den Studenten allerhand merkwürdige Prophezeiungen.

Fünftes Kapitel.

Fausts Ende.

Inzwischen lief Fausts Stundenglas seinem letzten Sandkorn zu; er hatte nur noch einen Monat vor sich. Es ward ihm immer banger zu Mute, die Angst ließ ihn nicht rasten und ruhen. Eines Tages erschien ihm denn wieder der Satan zottig wie ein Bär und erinnerte ihn an seinen Pakt. Da jammerte Faust und wollte schier verzweifeln. Umsonst versuchte sein Famulus ihn zu trösten; als alles vergebens war, bewog er einen gelehrten Geistlichen, ihm zuzusprechen. Dieser wies ihn auf Gottes Barmherzigkeit hin, die keinen, sei seine Sünde auch noch so groß, wenn er bereue, verdamme. Daraufhin ward Faust etwas gefaßter und legte sich Abends beruhigt zu Bett. Aber alsbald stand der Satan wieder vor seinem Lager mit höhnenden Worten. „Ei, bist du auf einmal fromm geworden?“ so grinste ihn das höllische Gespenst an. „Zieh' dir doch gleich die Mönchskutte über, aber es nützt dir nichts. Deiner Sünden sind zuviel und wo sind deine guten Werke? Aber, was gilt's, dich kümmert die Seligkeit minder als der Abschied von der Welt.“ Faust wußte darauf nichts zu sagen und verbrachte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen ließ er wieder den Geistlichen kommen, der ihn abermals mit Gottes unerschöpflicher Barmherzigkeit trösten wollte. Doch die Verzweiflung kehrte wieder bei dem Elenden ein, und der Geistliche mußte all seine Beredsamkeit aufbieten, ihn mit dem Hinweis auf den Heiland zu trösten, der ja selbst dem Schächer am Kreuze verziehen. Allein der Teufel ließ sein Opfer nicht mehr los, er suchte Faust die Möglichkeit seiner Begnadigung auszureden, indem er ihm klar zu machen suchte, es gäbe nun einmal vom Schicksal zum Bösen bestimmte Menschen, und daran sei nichts zu ändern.

In solch qualvollen Gedanken verbrachte Faust Tag und Nacht. Ein-

Digitized by Google

mal träumte er, er sähe mehr als 1000 böse Geister mit feurigen Schwertern in seine Kammer treten, um ihn damit zu schlagen. Einer aber davon redete ihn mit schrecklicher Stimme an: „Nun, mein Faust, kommst du bald an den Ort, den näher kennen zu lernen deine Wißbegierde so brannte. Da wirst du denn auch erkennen, was für ein großer Unterschied ist zwischen dem Aufenthalte der Seligen und dem der Verdammten.“ In Angstschweiß gebadet erwachte der Unglückliche; denn die Deutung des Gesichtes war ihm klar.

Von nun an konnte ihn auch die Gesellschaft nicht zerstreuen; vielmehr liebte er die Einsamkeit. Oft schlug er in der Bibel nach Troststellen auf; wenn er aber glaubte, eine solche gefunden zu haben, sagte er, nachdem er sie gelesen, seufzend zu sich: „Ach! das hat ja keinen Bezug auf mich!“ Manchmal wollte er auch in der Verzweiflung Hand an sich legen; doch der Teufel ließ es nicht zu; jedesmal waren ihm dann die Finger wie gelähmt. So glich er in Wahrheit einem zum Tode verurteilten Verbrecher, der in Angst sein Stündlein erwartete.

Noch zehn Tage waren es bis zum festgesetzten Termin, da ließ er wiederum seinen Famulus rufen und jammerte vor ihm in Verzweiflung. Vergebens suchte ihn dieser zu trösten; weder Gesellschaft noch geistlicher Zuspruch wollten ihm frommen. Am vorletzten Tage erschien der Satan abermals, zeigte ihm seine mit Blut besiegelte Verschreibung und hieß ihn, sich für die folgende Nacht bereit zu halten. Da winselte und jammerte Faust ganz gotteserbärmlich, umsonst versuchte ihn Mephisto mit dem Troste zu beruhigen, es müßten ja doch alle Menschen einmal sterben, und er sei ja auch der einzige Verdammte nicht.

Noch einmal ermannte sich Faust. Um von seinen Freunden und den Studenten feierlich Abschied zu nehmen, lud er sie für den letzten Abend zu einem Schmause in dem benachbarten Dorfe Riemlich ein; dort wollten sie noch einmal recht lustig sein. Als dies der Geistliche hörte, ergriff ihn ein Schauder. Die Geladenen versammelten sich denn auch alle in dem Orte und waren guter Dinge. Als Mitternacht herannahte, wollten sie sich verabschieden; doch Faust bat sie, die Nacht mit ihm zu verbringen; er habe ihnen noch wichtiges anzuvertrauen. Dadurch ließen sie sich halten und folgten ihm nach dem Schlaftrunk in eine besondere Stube. Hier legte er ihnen eine vollständige Beichte seines vergangenen Lebens ab. „Gott hatte mich,“ sagte er unter anderm, „mit reichem Verstande begabt, doch ich habe seine Gaben zur Erlernung teuflischer Künste mißbraucht; da erging es mir wie dem aus dem Himmel gestürzten Geiste Luzifer. Ich verhandelte meine Seligkeit für sündige Lust und eitle Hoffart, ich gab mich dem Satan zu eigen, der mich mit Wohlleben und Befriedigung meiner Wünsche zu kirren suchte, mich

Digitized by Google

aber doch nur zum Hohn und Spott gehalten hat. Vierundzwanzig Jahre meines Lebens hat er mich so verblendet, der Termin ist abgelaufen, nun wird er sein Opfer holen. Seid darum ruhig, was ihr auch jetzt hören möget, euch wird nichts widerfahren. Lebt wohl und behaltet mich in freundlichem Andenken! So ihr aber irgendwo meinen Leichnam findet, bestattet ihn! Nehmt euch ein warnendes Beispiel an meinem Ende und nun, — gute Nacht!" — Gerührt traten seine Freunde zu ihm und versuchten vergebens ihm Trost einzusprechen. Faust wehrte ihnen weinend ab, indem er traurig sagte: „Laßt es gut sein; es ist zu spät; für mich gibt's keine Erlösung mehr!"

Während sie noch redeten, entstand im Hause Poltern und Lärmen, so daß sie entsetzt entflohen und Faust allein ließen. Um Mitternacht tobte ein furchtbarer Sturm um das Haus, als wollte er es aus dem Fundamente heben. Zu gleicher Zeit vernahm man aus dem Zimmer, in dem Faust war, ein Zischen und Pfeifen wie von lauter Vipern und Nattern. Dann hörte man ein Hin- und Herstoßen wider die Wände und ein Wehegeheul Fausts. Plötzlich ward es leichenstill; die armen Studenten zitterten wie Espenlaub. Beim Morgengrauen öffneten sie bebend Fausts Zimmer. Die Wände und der Fußboden waren mit Blut und Hirn bespritzt, doch Faust selbst fanden sie nicht. Sie suchten im ganzen Hause, bis sie endlich seine Leiche furchtbar entstellt im Hofe in einem Winkel fanden. Da trugen sie den Toten in das Haus und beratschlagten, wie sie es machen sollten, seinen letzten Willen zu erfüllen. Sie gaben dem Wirt ein ansehnliches Geldgeschenk, wenn er den wahren Sachverhalt verschwiege und bestätige, der Doktor sei eines plötzlichen Todes gestorben. Auf diese Weise bestimmten sie auch den Schultheiß und den Geistlichen, den Leichnam zu bestatten. Dies geschah bei furchtbarem Unwetter. Aber selbst nach seinem Tode hatte Faust keine Ruhe, sondern sein Geist ging um und erschien öfters seinem Famulus. Dieser trat auch Fausts Erbschaft an; denn Helena und Justus waren verschwunden wie Nebel. Noch lange Jahre spukte Faust im Hause als kleines dürres Männchen mit einem Höcker und grauem Barte.

Digitized by Google

Sechstes Kapitel.

Ursprung und Entwickelung der Faustsage.

Dies ist die Geschichte des berühmten Schwarzkünstlers Faust, von der schon im 17. Jahrhundert Gelehrte behauptet, sie sei eine bloße Sage, in der sich viele Züge aus andern verwandten Sagen hineingetragen fänden. So wird die Geschichte von dem geprellten Roßtäuscher einem böhmischen Zauberer Zyto zugeschrieben. Auch Widersprüche und Anachronismen hat man in der Faustsage nachgewiesen. Die Erwähnung des Kardinals Campegius stimmt nicht mit der Nennung des Kaisers Maximilian; statt seiner steht in dem ältesten Faustbuch Kaiser Karl V. Die Zeugnisse der Gewährsmänner, welche einen Dr. Faust persönlich gekannt haben wollen, werden stark bezweifelt. Manche halten den Namen Faust gar nicht für einen Eigen-, sondern für den lateinischen Beinamen Faustus, das ist der „Glückliche", der dem Schwarzkünstler wegen seiner günstigen Erfolge beigelegt worden sei. Sein Aufenthalt in Wittenberg wird für eine Verwechselung mit Württemberg gehalten, wie die Erwähnung des Spesserwaldes (das ist Spessart) zeige. Wie jene obenerwähnte Geschichte vom Roßtäuscher, so sei unter andern auch die Beschwörung Alexanders des Großen und seiner Gemahlin von Trithemius, die vom schönen Sommergarten im Winter von Albert dem Großen in die Faustsage hineingetragen. Höchst merkwürdig ist auch die von vielen aufrecht erhaltene Behauptung, der Schwarzkünstler Faust sei dieselbe Person wie Johann Fust, der Gefährte Gutenbergs; die von ihnen erfundene Buchdruckerkunst sei von den Mönchen, weil sie ihnen in ihrem Beruf des Abschreibens von Handschriften soviel Schaden zugefügt, als eine teuflische verschrieen worden; nun hat ja Fust viel früher gelebt als der Schwarzkünstler Faust.

Soviel ist gewiß, daß sich um den Namen Faust eine Menge von Zaubersagen, die in der Volksüberlieferung aus alten Zeiten umliefen, gesammelt haben. Ob es nun doch einen Gelehrten des Namens oder Wesens gegeben, der wegen seiner geheimen Künste im Verruf war, ist ja an sich nicht unwahrscheinlich, und mehrere bedeutende Männer der Reformationszeit, wie z. B. Melanchthon, wollen einen solchen gekannt haben. Manche halten einen gewissen Georgius Sabellicus dafür und Faustus sei, wie gesagt, nur ein Beiname gewesen, soviel wie Fortunatus das „Glückskind". Wesentlich ist der Faustsage der Bund mit dem Teufel, die Ableugnung Gottes und ein Glück durch Zauberei. In früheren Teufels- und Zaubersagen wird wohl auch der Sünder durch seine Reue und die himmlische Gnade gerettet;

Digitized by Google

seit dem 12. und 13. Jahrhundert findet sich mehr der andre Ausgang, daß der Zauberer dem Teufel verfällt. Die Zaubersagen gehen aber in ein hohes Altertum zurück. Schon im Neuen Testamente finden wir Simon den Magier, der in einem ähnlichen Gegensatze zu Simon Petrus steht, wie die Magier des Pharao im Alten Testament zu Moses. Dann wandert die Zaubersage nordwestlich nach Sizilien; hier begegnen wir dem heiligen Leo, dem Wunderthäter, dem Zauberer Heliodorus; von dem Feuerberg Ätna aus überschreitet sie den Kanal und läßt sich an einem andern Vulkane nieder, dem Vesuv. Hier wird der Zauberer Virgilius, der Erbauer von Neapel, genannt, dessen Neffe der ältere Klingsor gewesen sein soll. Gern verweilt die Zaubersage bei gewaltigen Natur- und Kunstwerken, wie bei großen Geistern z. B. Albertus Magnus, Baco, Thomas von Aquin und den Päpsten Sylvester und Gregor.

Der Name Faustus von einem Zauberer begegnet uns zuerst 1507 in einem Briefe des gelehrten Abtes von Sponheim Trithemius (Johann von Trittenheim), der auch dem Rufe der schwarzen Kunst nicht hatte entgehen können. Obwohl er sich dagegen verwahrte und auch Albert den Großen gegen diese Nachrede in Schutz nimmt, als beschränke sich ihre Kunst nur auf die Kenntnis der geheimen Kräfte der Natur, so haben sich doch an seinen Namen viele Zaubersagen angeschlossen, die später zumeist an der Person des Faust haften blieben. Faustus war aber auch ein Beiname des bereits erwähnten Georgius Sabellicus, den Trithemius einen Landstreicher, einen Betrüger nennt, der ausgepeitscht zu werden verdiene; er sei viel eher ein Narr als ein Magister; er sei kein Philosoph, sondern ein alberner Mensch voll der übertriebensten Anmaßung. Trithemius hörte von demselben auf einer Reise in Gelnhausen, wo jener sich vor einigen Geistlichen rühmte, er könne die Werke des Plato und Aristoteles, wenn sie alle verloren gegangen wären, schöner, als man sie bis dahin habe, aus seinem Gedächtnis wiederherstellen. Als der Prahlhans von der Ankunft des Trithemius hörte, entfernte er sich schleunigst, ließ aber eine Karte für ihn zurück, worauf er sich Magister Georgius Sabellicus, Faustus junior, fons necromanticorum, magus secundus chiromanticus, agromaticus (soll wohl heißen: aëromanticus) pyromanticus, in hydra arte secundus nannte. Der Beiname Faustus junior läßt also darauf schließen, daß es einen älteren Faust in Geschichte oder Sage im 15. Jahrhundert gegeben haben muß, von dem wir leider nichts Näheres wissen. Die diesem Faust zugeschriebenen Zauberbücher gehen in ihren Daten auch auf 1459 zurück; doch sie sind erdichtet.

Dagegen erzählt uns von Georgius Sabellicus, dem „jüngeren Faust", Trithemius, daß sich derselbe in Würzburg gerühmt habe, er könne die

Digitized by Google

Wunder Christi nachahmen. Ähnliches prahlte er in Kreuznach: wo ihm auf Fürsprache Franz von Sickingens eine Schullehrerstelle angetragen ward, in der er sich jedoch bald unmöglich machte. Später taucht er in Erfurt auf, wo ihn Mutianus und Melanchthon unter dem Namen Faustus, als einen eitlen Narren, kennen lernten; er legte sich damals auch den Titel „Halbgott" bei. Um 1516 soll ein Doktor Faust seinen Landsmann und guten Freund, den Abt Johann Entenfuß im Kloster Maulbronn besucht haben. Ebenso erwähnen die Leipziger Annalen im Jahre 1525 den Aufenthalt des berühmten Schwarzkünstlers Dr. Joh. Faust, der vermittelst seiner Kunst ein mit Wein gefülltes Faß aus Auerbachs Keller auf die Gasse geritten habe. Davon handeln denn auch 2 Bilder in diesem Keller. Auf dem einen sieht man den Faust auf dem Fasse reiten, wobei er ein Zeichen mit der Hand gibt; Weinschröter, die vorher sich vergebens mit dem Fasse abgemüht, Studenten, die den Faust begleitet, der Wirt, ein Kellner und ein Laufjunge äußern ihre Verwunderung. Die Aufschrift lautet:

Doktor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist,
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind.
Solches durch seine subtile Kunst hat gethan
Und des Teufels Lohn empfangen davon."

Die Worte „zu dieser Frist" bezieht sich auf die Jahreszahl 1526, die man oben und unten liest.

Auf dem zweiten Bilde sitzt Faust mit den Studenten am Zechtische, um das gewonnene Weinfaß zu verjubeln. Man liest darunter eine lateinische Aufschrift, die man ungefähr folgendermaßen übersetzen kann:

„Trinke und lebe in Lust, doch denke des Faustus und seiner Strafe, die lahm nachkam, aber gewaltig ihm kam.

Dann erwähnt ein seltenes Werk Index sanitatis genannt, von Phil. Begardi Wormbs 1539 den Schwarzkünstler Faust. Über seinen gewaltsamen Tod berichtet uns zuerst ein protestantischer Theolog Johann Gast im zweiten Teile seines Werkes Sermones convivales um 1545.

Danach kehrt der Nekromant Faust einst in einem reichen Kloster ein, wo er einem Mönch aufträgt, ihm im Keller besseren Wein als den vorgesetzten zu holen. Der dienende Bruder aber weigert sich, dies zu thun, aus Angst vor dem Prior, der bereits schläft. Da geht Faust unter Drohungen weg und sandte einen wütenden Teufel ins Kloster, der Tag und Nacht rumort, so daß es die Mönche dem Pfalzgrafen melden. Dieser nahm das Kloster und die daraus vertriebenen Mönche in seinen Schutz.

An einer andern Stelle, wo Gast von Fausts Kunststücken zu Basel spricht, erwähnt er auch, daß ihn schließlich der Teufel erwürgt habe. End-

Digitized by Google

lich lesen wir in einer Schrift eines Schülers von Melanchthon, Manlius (1562) ein Zeugnis seines Meisters, daß er einen Mann, Namens Faust aus Kundling (das ist Knittlingen) unweit seiner Heimat Bretten gekannt habe, der in Krakau Magie studierte. Derselbe habe zu Venedig verheißen, in den Himmel zu fliegen: doch der Teufel habe ihn dabei bedenklich zur Erde fallen lassen. Ähnliches wird uns schon von dem Magier Simon erzählt zu Neros Zeit. Später erzählt er von Fausts gräßlichem Ende in einem Wirtshause. Ferner ist von seinem Hunde die Rede, in dem der Teufel gesteckt habe, ein Zug, der auch von andern Zauberern berichtet wird. Der Teufelsglauben war aber zu Luthers und Melanchthons Zeiten stark verbreitet. So erzählt Luther in seinen Tischreden eine ganz ähnliche Teufelsverschreibung von einem Studenten, wie sie uns von Faust überliefert wird.

Bei Manlius nennt Melanchthon den Faust mit Vornamen Johann; man könnte also bezweifeln, ob er den bereits erwähnten Georgius Sabellicus gemeint. Luther selbst erwähnt merkwürdigerweise einen Faust nicht, doch legen ihm andre seine Erwähnung in den Mund. Auch fehlt es nicht an Zeugnissen andrer Zeitgenossen, die den Dr. Faust gekannt haben wollen; so erzählt uns der edle Johann Wier (oder Weier) von Betrügereien desselben, wie er sich und andern verheißen, Leuten den Bart ohne Schermesser abzunehmen; er riet dann zu Einreibungen mit Arsenik, die nicht nur die Haare, sondern auch Haut und Fleisch wegbissen. Ferner soll ein Schulmeister in Goslar von Faust die Kunst gelernt haben, den Satan in ein Glas zu sperren, ein Aberglaube, der im Mittelalter sehr verbreitet war. Etwas später, um 1602, liegt uns das Zeugnis des Juristen Philipp Camerarius vor, welcher der Sohn eines Freundes von Melanchthon war. Dieser erzählt unter andern Zauberkunststücken des Dr. Faust auch jenes bekannte vom Weinstock, das von Goethe in Auerbachs Keller behandelt ist. Auf Wunsch läßt der Schwarzkünstler durch Sinnenblendung einen Weinstock wachsen, unter der Bedingung, daß alle ruhig sitzen. Als aber die Betrunkenen gegen das Verbot nach den vollen Trauben langen, verschwindet das Gaukelwerk, und jeder hat des andern Nase in der Hand. — Ein Schüler Melanchthons, Augustin Lercheimer, erzählt in einer Schrift über Zauberei (1583) dieselbe Geschichte, wie Faust einst einen Wirtsjungen scheinbar verschluckt habe, die wir zwei Jahre später im ersten Faustbuche lesen; eben so die Fahrt in des Bischofs Keller zu Salzburg; ferner den Bekehrungsversuch des Gelehrten und dessen Einschüchterung durch den Teufel sowie die zweite Verschreibung von Faust. Ohne Zweifel hat der Verfasser des ersten Faustbuchs Lercheimers Werk benutzt und auch ähnliche von andern Zauberern erzählte Sagen auf Faust übertragen. Endlich berichtet die Erfurter Chronik von dem Treiben des Dr. Faust ganz

Digitized by Google

ähnlich wie das älteste Faustbuch z. B. von seinem Citieren Homerischer Helden. Ebenso habe sich Faust anheischig gemacht, die verlorenen Komödien des Plautus und Terenz zu beschaffen. Ferner wird darin die Geschichte von seinem Geisterritt aus Prag und seinem unersättlichen Pferde erzählt. Nun wird schon 1513 von dem Auftreten des Zauberers Georgius Sabellicus berichtet. Ohne Zweifel liefen viele Zaubergeschichten an verschiedenen Plätzen Deutschlands um, welche das älteste Faustbuch gesammelt hat. Den Georgius Sabellicus finden wir in Gelnhausen, Würzburg, Kreuznach und Erfurt, einen Faust in Basel, Maulbronn, Krakau, Wittenberg, Magdeburg, Gotha, Nürnberg, Batenburg, Goslar, Erfurt, Prag, Meißen, Salzburg, bei Knittlingen und in Venedig.

Die meisten Überlieferungen lehnen sich an Wittenberg an, wohin man Fausts Hauptwohnsitz und seinen Tod verlegte. Dies thut auch das älteste Volksbuch über Faust, das zur Herbstmesse 1587 zu Frankfurt a/M. erschien unter dem Titel: „Historia von D. Johann Fausten, dem weitbeschreyten Zauberer und Schwartzkünstler, Wie er sich gegen dem Teuffel auf eine benandte Zeit verschrieben, Was er hierzwischen für seltzame Abenthewr gesehen, selbs angerichtet und getrieben, biß er endtlich seinen wolverdienten Lohn empfangen. Mehrerteils aus seinen eygenen hinterlassenen Schrifften, allen hochtragenden fürwitzigen und Gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abschewlichen Exempel und trewhertziger Warnung zusammengezogen und in Druck verfertigt. Jakobi IIII. Seydt Gott unterthänig, widerstehet dem Teuffel, so fleuhet er von euch." Vermutlich war der Verfasser ein protestantischer Theolog, der zu Wittenberg die Faustsage kennen lernte; darauf weisen die vielen lateinischen Ausdrücke hin. Das Buch, von dem Frankfurter Buchdrucker Johann Spies herausgegeben, zerfällt in 3 Teile; der erste handelt von der Verschreibung und den Gesprächen Fausts mit seinem Geiste über Hölle und Teufel; der zweite setzt letztere fort und beschreibt seine Fahrt in die Hölle und Gestirne, seine Weltreise, auf der er auch das Paradies in der Ferne erblickt; im letzten Teile sind die eigentlichen Zauberstücke und sein Ende geschildert. Der Verfasser beruft sich auf eigens von Faust aufgesetzte und zum Teil von seinem Famulus Wagner niedergeschriebene Berichte. Im Jahre 1538 erschien eine gereimte Bearbeitung des Faustbuchs und ebenso eine niederdeutsche Übersetzung von Johann Balhorn zu Lübeck. Im folgenden Jahre erschien auch eine französische Übersetzung von Victor Palm Cayet, der wie Faust der Sage nach vom Teufel geholt worden sein soll. Später ward das Faustbuch vermehrt und wanderte nach England und Holland.

Allein es ward in Deutschland 1499 durch eine pedantischere und langweiligere Bearbeitung von Georg Rudolf Widman verdrängt, die

Digitized by Google

jedoch den Anspruch erhebt auf authentischere Quellen. Davon gab 1674 Johann Nikolaus Pfitzer eine neue Bearbeitung heraus, die aber wesentlich auf der Widmanschen fußt. Ein Auszug hieraus erschien 1717 und eine freiere Bearbeitung 1726 „von einem Christlich Meynenden." Andre Bearbeitungen der Faustsage sind von keinem Belang. In unserer Darstellung haben wir die Hauptdaten und wichtigsten Ereignisse aus Fausts Leben nach der Volksüberlieferung zusammengestellt. Es sind darin außer den über Faust umlaufenden Sagen noch gar manche verwandte von andern Zauberern enthalten; der Zweck des Faustbuchs war, vor dem greulichen Laster der Zauberei zu warnen. Ein naiver Humor zeigt sich in einem Liede: „Doktor Faust", das uns in einem fliegenden Blatte aus Köln erhalten wurde. Danach hat Faust seinen dienstbaren Geist Mephistopheles zum besten, indem er ihm den Dienst recht sauer macht. Zu Straßburg berühmt durch sein Freischießen, zeigte er seine Kunst im Scheibenschießen, wobei er einmal den Mephistopheles selbst trifft, der „einmal laut aufschreit." Wenn Faust fährt, müssen ihm Geister den Weg pflastern. Am Charfreitag muß ihn der Teufel nach Jerusalem bringen, wie schrecklich ihm dies auch sein mag, da „Christus hier hänget am Kreuzesstamm ohne Unterlaß." Auf die härteste Probe aber stellt er den Mephistopheles mit dem Auftrag:

„Hör', du sollst mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz.
Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag' es frei;
Daß du nicht fehlst an dem Titul
Und den heiligen Namen sein."

Doch dem Mephisto ist es unmöglich „Herr Jesu Christ" zu schreiben, weshalb er den Faust bittet, ihn zu entlassen, wogegen er ihm seine Verschreibung zurückgeben wolle.

„Der Teufel fing an zu fragen:
Herr, was gibst du für meinen Lohn?
Hättest das lieber bleiben lassen,
Bei Gott findest du kein Pardon."

Zu seiner Bekehrung sendet Gott einen Engel, der einen Lobgesang anstimmt; doch der Teufel bekommt ihn wieder in seine Gewalt, indem er ihm ein Venusbild vormalt. Wie es scheint, wird Faust diesem Liede zufolge vom Teufel in Jerusalem geholt.

Auch in der niederländischen Faustsage wird der Teufel „Jost" von seinem Herrn sehr schlecht behandelt, so daß er um seine Entlassung bittet. Aber Faust gibt ihn nicht frei, sondern quält ihn mit allerhand Aufträgen. So verlangt er mitten im Winter reife Trauben und im Hochsommer Schnee und Eis; er muß ihm eine Kutsche mit vier unermüdlichen Rossen verschaffen,

Digitized by Google

um nach Konstantinopel zu fahren; ist Jost am Tage todmüde gearbeitet, so sät ihm sein Herr zur Plage abends einen Scheffel Korn in die Dornenhecke und verlangt von ihm, daß er alle Körner herauslese und dergleichen mehr.

Eine sehr geistreiche dramatische Bearbeitung des alten Faustbuchs bietet der englische Dichter Marlowe (1604). Hier wendet sich Faust in seinem Wissensdurste unbefriedigt vom Studium der Philosophie, Medizin, Jurisprudenz und Theologie ab zu der Metaphysik der Zauberei. Ihm erscheinen zwei Geister, der gute und der böse Engel, ersterer ihn zu warnen, letzterer ihn zu umgarnen. Doch er verschreibt sich dem Teufel Mephistophilis, dem Geiste Luzifers, ganz im Sinne des alten Faustbuchs. Trotz der Mahnworte, die das geronnene Blut in seiner Hand bilden: „Homo fuge!“ d. h.: „Mensch, fliehe!“ läßt er sich von Satans Gaukelspiel umstricken. Auch die wiederholten Versuche des guten Engels, Faust zu bekehren, machen die Höllengeister zu nichte. Es fehlt in dem Drama nicht an belustigenden Zauberkunststücken, die dem alten Faustbuche entnommen sind. Auch die Bekehrungsversuche sowie das Ende Fausts ist ganz im Sinne desselben behandelt. Der Chor des Stückes schließt mit der Warnung:

„Faust ist dahin! Betrachtet seinen Sturz,
So daß sein Mißgeschick die Klugen warne,
Verbotner Weisheit grübelnd nachzugehen;
Denn ihre Tiefe lockt vorschnellen Erdenwitz
Zu thun, was hier und dort der Seele wenig nützt.“

Freier, aber echt volkstümlich sind die Behandlungen der Faustsage im deutschen Puppenspiele. Wir finden von einer dramatischen Bearbeitung derselben in Deutschland schon vor dem Erscheinen des ersten Faustbuchs Spuren; in den Senatsprotokollen der Tübinger Universität werden zwei Studenten schon im April 1587 zum Karzer verurteilt, weil sie eine Komödie von Faust gemacht.

Im 17. Jahrhundert müssen dramatische Aufführungen der Faustsage existiert haben, aus denen sich ohne Zweifel die Puppenspiele entwickelten. Es gab eine Schütz- und Dreherische Gesellschaft, welche letztere besonders in Deutschland Stücke aufführte und sich schließlich in Potsdam niederließ; noch in den 20. Jahren sind ihre Puppenspiele in Berlin aufgeführt worden. Simrock hat ein solches in seinen „Volksbüchern“ nach eignen Erinnerungen sehr glücklich wiederhergestellt. Auch hierin sehen wir den guten und bösen Engel bemüht, Faust, der sich der Magie ergeben will, für sich zu gewinnen. Für die Komik sorgt die Figur des Kasperle, der sich mit Wagner und den Geistern spaßhaft unterhält. Von drei Studenten erhält Faust das gesuchte Zauberbuch, mit welchem er die Höllengeister beschwört. Von diesen wählt er sich den geschwindesten, den Mephistopheles, der rasch ist,

Digitized by Google

wie der Gedanke des Menschen. Dem Volksglauben entnommen ist die Erscheinung des Raben als teuflischen Vogels, der den Kontrakt im Schnabel trägt. Zu den Bedingungen, die Faust hier eingeht gehört seltsamerweise auch die, sich weder zu waschen, noch zu kämmen, noch die Nägel zu beschneiden; denn obwohl der Teufel selbst als stattlicher, mit der Hahnenfeder geschmückter Junker erscheint, liebt er doch Unreinlichkeit. Es folgen nun allerhand Zauberkunststücke am Hofe des Herzogs von Parma, und Kasperle wird schließlich Nachtwächter. Faust aber fällt trotz Anwandlungen von Reue dem Teufel ganz in die Hände, der ihn mit dem Trugbilde der schönen Helena ködert. Als er sie umarmen will, verwandelt sie sich in eine pesthauchende Schlange. Schließlich verkürzt ihm der Teufel die vertragsmäßig zubemessene Zeit von 24 Jahren, indem er ihm auch die Nächte berechnet. Kasperle bemüht sich zum Schlusse das Ende Fausts durch Späße zu mildern.

Andre Puppenspiele gefallen sich besonders in die Ausmalung unmöglicher Forderungen, die Faust an Mephisto stellt. Alle verlegen Fausts Aufenthalt nach Wittenberg, abgesehen von seinen Fahrten und Reisen.

Am tiefsinnigsten und klassischsten ist selbstverständlich die dramatische Gestaltung der Faustsage durch Goethe, der, wie er selbst sagt, auch vom Puppenspiele ausging. Schon in seiner frühesten Jugend empfing er davon die ersten Eindrücke in Frankfurt a/M; auch das Volksbuch kannte er, vermutlich in der Pfitzerschen Bearbeitung. Die Erwähnung von Auerbachs Keller, den er als Student selbst in Leipzig kennen lernte, entnahm er der Sage; den Zug von der Sinnentäuschung mit den Trauben berichtet nur Camerarius. Daß ein Dichter wie Goethe die Volkssage mit seinem eignen Geiste durchdrang und Zuthaten seiner eigensten poetischen Erfindung damit verschmolz, ist natürlich. So sind die ergreifenden Jugenderinnerungen bei den Osterklängen, der herrliche Osterspaziergang und die ganze Erscheinung Gretchens aus des Dichters innerstem Wesen entsprungen, ebenso die dem zweiten Teile zu Grunde liegende Idee, daß ein Mensch, der redlich nach Erkenntnis strebt, nicht unrettbar verloren sein kann. Der Teufel kommt nicht zu seinem Rechte; das Schreckbild des den Menschen umgarnenden Höllengeistes wird zu nichte; der wahrhaft gute Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt und irrt auch der Mensch, solang er strebt, den rastlos Ringenden werden des Himmels Mächte aus des Teufels Banden erlösen. In diesem Sinne singen die Engel: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen!“

Digitized by Google

Genoveva.

Erstes Kapitel.

Die Verleumdung.

Karl, genannt Martell (d. i. der Hammer), der Majordomus (Reichsverweser) des Frankenlandes, hatte im Jahre 732 den Mohrenkönig Abderrahman bei Poitiers aufs Haupt geschlagen. In wilder Flucht entwichen die Reste der ehemals sieggewohnten Scharen über die Pyrenäen zurück nach Spanien, während ihr Heerführer und die Mehrzahl seiner Krieger erschlagen auf dem blutigen Schlachtfelde im Tode ruhten.

Ihren Fürsten zu rächen und das Verlorene wieder zu gewinnen, drangen in den folgenden Jahren neue zahllose Schwärme des wilden Sarazenenvolkes über das Grenzgebirge in die üppigen Fluren des fränkischen Reiches ein. Verheerend, mordend und plündernd zogen sie von Stadt zu Stadt.

Nun aber erhob sich Karl Martell in seiner Macht. Er berief seine Untergebenen, Fürsten und Völker aus Nord und Süd, aus Ost und West, soweit die Oberhoheit der fränkischen Könige reichte. Und da war keiner, der dem Rufe nicht Folge leistete, galt es doch den Kampf gegen den Feind der Christenheit. In einer zweiten siegreichen Schlacht zwang Karl die Heiden zu abermaliger Flucht. Bis gen Avignon zogen sie sich zurück, dort aber in der wohlbefestigten Stadt hielten sie stand. Wohl versuchte der Frankenfürst manchen Sturm auf die festen Mauern, doch ohne Erfolg. Wochen und Monate vergingen in harter Belagerung, noch war kein Ende des Kampfes abzusehen. Immer neue Hilfsscharen zog Karl heran, denn wenn es ihm gelang, den letzten Anhaltspunkt der Sarazenen zu nehmen, war er Herr des ganzen Frankenlandes.

Fast ein Jahr hatte die Belagerung schon gewährt, bis sich Karl für stark genug hielt, einen letzten verzweifelten Angriff zu wagen. Unter dem Rufe: „Christ Kyrie!“ drangen die Christen unaufhaltsam vorwärts; wie

Digitized by Google

Hagel fielen die Geschosse der Feinde in ihre Reihen, Jammergeschrei, Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden erfüllte die Luft, aber als der Tag sich neigte, war der Sieg errungen, das Bollwerk der Heiden im Sturm genommen.

Unter denen, die sich bei der Erstürmung besonders auszeichneten, war ein junger edler Graf, Namens Siegfried. Fern in den trierischen Landen, wo die Mosel in kühnen Windungen die Gegend durchströmt, lag inmitten herrlicher Waldungen und saftiger Wiesen die Burg seiner Väter. Dort harrte seiner ein junges Weib, Genoveva, die Tochter des Herzogs von Brabant. Erst wenige Monate zuvor hatte er sie heimgeführt in das Schloß seiner Väter, als ihn der Ruf des Oberherrn aufschreckte aus dem Leben voll Frieden und Glück und ihn fortrief in die Ferne, in Gefahr und Krieg.

„Bald kehr' ich heim, mein teures Weib", sagte er beim Abschied zu der weinenden Gattin, „Gott sei mit dir!"

Dann riß er sich los und sie sank ohnmächtig in die Arme ihrer Dienerinnen. — Noch einmal zauderte der junge Graf von Schmerz und Mitleid übermannt, allein die Pflicht gebot; „Hüte sie, Golo", rief er zum letztenmale dem von ihm bestellten Hofmeister zu, „bewahre mein Kleinod, mein höchstes Gut, bis ich heimkehre, ihre Thränen zu trocknen!"

Wochen und Monate waren seitdem vergangen, ungeduldig sehnte der Graf das Ende des Krieges herbei. Er jubelte auf, als es endlich zum entscheidenden Kampfe kam. Kühn stürmte er seinen Mannen voran über Leichen und Trümmer dem Feinde entgegen, „Christ Kyrie!" rief er, da traf auch ihn ein Geschoß in die Brust, und er sank zu Boden. Über ihn drängte sich die Wucht des Gefechtes Mann gegen Mann.

Als Graf Siegfried aus seiner Betäubung erwachte, lag er in einer ärmlichen Stube auf hartem Lager. Neben ihn stand sein alter Schildknappe, der ihn mit Gefahr und Mühe hierher gerettet hatte.

„Gelobt sei Jesus Christus, Ihr lebt mein teurer Gebieter!" jubelte der treue Mann. „So Gott will, seid Ihr bald genesen von Euren Wunden, und dann kehren wir zurück in die Heimat. Dort wird die edle Herrin Eurer hegen und pflegen, daß Ihr zur alten Gesundheit erstarkt."

Mit der Genesung des Grafen ging es nicht so schnell, als der Alte meinte, der Graf war ein unruhiger Kranker und verzögerte durch seinen Unmut die Heilung.

„Wollet Euch doch gedulden, mein gnädiger Gebieter", mahnte dann der Knappe, „bald seid Ihr wieder der Alte, im Besitz" . . .

„Bald, bald!" unterbrach ihn sein Herr, „was ist bald?" Elf Monate bin ich fern von ihr, noch keine Nachricht, keine Zeile ist zu mir gedrungen.

Digitized by Google

Wie mag es ihr ergehen? Grämt und härmt sie sich um mich? Wer weiß, mir ist oft, als sähe ich ihre rosigen Wangen erblichen, die leuchtenden Augen von Thränen matt. Dein Haar ist grau, Berthold, dein Herz pocht ruhig, du magst geduldig harren; aber hier in meiner Brust, da klopft es in wilder ungestümer Sehnsucht nach ihr. O, wer mir Kunde brächte!"...

Berthold wollte reden, allein ein vernehmliches Pochen ließ sich hören, er öffnete, und ein Mann trat herein, den der Graf mit einem Freudenruf begrüßte.

„Endlich, endlich!" jauchzte er, „du bringst mir Botschaft aus der Heimat! Wie", er wollte noch weiter fragen, indes der Eingetretene überreichte ihm sich tief verbeugend einen Brief und blieb dann schweigend stehen.

„Von Golo?" murmelte Siegfried, „und nichts von ihr? Was deutet mir das?" Ungestüm riß er das Schreiben auf — dunkle Röte färbte sein blasses Angesicht beim Lesen, die Adern der Stirn schwollen an, er wollte reden und konnte nicht. Angstvoll blickte Berthold auf seinen Herrn. „Nicht gestorben", sagte der Graf heiser, „hörst du, Berthold, sie lebt, sie lebt! Himmel und Erde!" schrie er auf, „hierher zu mir du dort mit der Jammermiene. Stehe Rede, weißt du, was das Schreiben da bringt? Ist es wahr, was Golo behauptet? Hat sie, die ich liebte, die mir rein schien und schuldlos wie ein hehrer Engel, hat mein Weib mich verraten, vergessen ihrer Pflicht, ihrer Ehre? Hat Drago, der Koch, der niedere gemeine Knecht gewagt, die Augen zu ihr zu erheben? Und sie, sie, nach der ich mich sehnte .... seine Stimme brach, aber noch einmal fuhr er auf in rasender Wut: „Sterben soll er, der höllische Zauberer, hörst du Schurke? sage es Golo! Keine Marter ist genug für ihn. Und sie und — und das Kind von dem mir Golo schreibt — fort mit beiden!"

„Gnädiger Herr!" rief Berthold, „bedenkt, ohne Gericht, ohne Zeugnis"...

„Gericht!" wiederholte der unglückliche Mann, „Zeugnis?" Da lies, was hier steht, höre, was jener sagt, was bedarf ich mehr? Allein dennoch — du hast recht — ich will dir folgen. In enge Haft soll Golo sie einschließen. Kehre ich heim, dann werde ich selbst Gericht halten. Dies mein Gebot. Und nun fort mit dir, du Unheilverkünder, fort, daß ich dein Antlitz nicht ferner schaue!"

Erschöpft sank der Graf auf sein Lager zurück, indessen immer wieder erhob er sich in Wut und Schmerz, verfluchte und verwünschte sich selbst und sein Weib, die ihn so schmählich betrogen habe. Berthold, der alte treue Knappe, suchte den Aufgeregten zu beruhigen, doch umsonst! Derweil stand außerhalb vor der Pforte noch immer der Unglücksbote. Er hörte die wahnsinnigen Ausbrüche des Zornes, ein spöttisches Lächeln glitt über sein verschmitztes Gesicht, indem er sagte:

Digitized by Google

„Gut in die Falle gegangen, mein hoher Herr. Golo kann zufrieden sein, und mir — wird das lachende Gold im Beutel klirren."

Die heftige Erregung hatte des Grafen Zustand verschlimmert, Wochen vergingen, bis er sich endlich von seinem Schmerzenslager erheben konnte. Sobald als möglich betrieb er mit rastloser Ungeduld die Heimfahrt. Vergebens mahnte ihn Berthold, er möge seine Gesundheit noch schonen, er achtete nicht darauf, und so kam es, daß er in Straßburg aufs äußerste erschöpft, Aufenthalt nehmen mußte.

„Meine Kraft ist gebrochen", murmelte er finster, als ihn Berthold sorgsam auf ein Ruhebett leitete. „Könnte ich den Gram, den Zweifel bannen! Berthold", unterbrach er sich selbst, „ich kann nicht glauben an ihre Schuld, ich elender Thor. Sage du, ob es wahr sein mag, was Golo schrieb?"

Zum erstenmal richtete sein Gebieter eine derartige Frage an den Alten, zum erstenmal durfte derselbe wagen, eine Meinung zu äußern. Er sah seinen Herrn an, sah die qualvolle Unruhe in dessen Zügen und ohne Zaudern erwiderte er ernst und fest: „Nein! er lügt. Aus welchem Grunde, das weiß ich nicht, aber das weiß ich, sie, die hohe Herrin folgt nimmer der Verlockung zu Sünde und Schuld. Auf ihrer Stirn steht's geschrieben, in ihren Augen ist's zu lesen. Wie könnt Ihr zweifeln?" . . .

Er kam nicht weiter, die Thür flog auf, ohne lange zu fragen eilte ein Mann herein und sank mit dem Ausruf: „mein, edler Graf, mein Gebieter, mein Freund!" an dem Ruhelager auf die Kniee.

„Golo!" mit einem Ausruf des Entsetzens fuhr Graf Siegfried empor.

Der Ankömmling ergriff seine Hände, bedeckte sie mit Küssen. Welches Wiedersehen!" schluchzte er, „könnt Ihr das Leid vergeben, das Euch traf, durch meine Schuld traf? Könnt Ihr verzeihen, daß ich meine Pflicht versäumte, daß ich aus Unachtsamkeit geschehen ließ . . . o, wenn Ihr wüßtet! Sie schien mir so edel, so hoch und hehr, wie konnte ich ahnen?"

Schluchzen erstickte seine Stimme, er barg das Antlitz in beide Hände. Der Graf rang nach Atem.

„So beharrst du darauf, sie für schuldig zu erklären", brachte er endlich mühsam hervor. „Ist kein Zweifel, kein Irrtum möglich?"

Golo erhob das thränenüberströmte Gesicht. „Wollte Gott, ich hätte mich geirrt; gern ginge ich zum Tode, würde alles dulden, aber ich kann nicht anders, ich kann Euer nicht schonen, nicht um meinet-, sondern um Euretwillen. O ja, sie wird Euch schwören, daß ich log, sie wird Euch umgarnen mit süßem Wort mit dem Blick voll Unschuld, unter dem die Schlange der Bosheit verborgen lauert. Hättet Ihr gesehen, was ich sah, gehört, was ich hörte, Eure Zweifel würden schwinden vor der gräßlichen Wahrheit.

Digitized by Google

Ich wiederhole Euch nicht, daß sie Eurer vergaß um Drago des Kochs willen, den ich auf Euren Befehl für seine Missethat zum Tode führen ließ. Ihr glaubt meinen Worten nicht, und ich grolle Euch um deswillen nicht; wer thäte nicht also an Eurer Stelle. Wer zweifelte nicht, der ihr süßes Lächeln gesehen, die Augen, aus denen eine Welt von Liebe sprach?"

Ein dumpfer Laut entrang sich der Brust des Grafen, er hob die Hand, als wolle er den Redner unterbrechen, aber jener sprach weiter.

„Doch ich wiederhole es, die Wahrheit muß offenbar werden um Euretwillen, bevor Ihr heimkehrt, mein geliebter Gebieter. Solange die Qual des Zweifels und der Hoffnung Euch verzehrt, mögt Ihr nicht genesen von körperlichem und geistigem Weh; aber wenn Ihr klar sehet, wenn Ihr erkennt, wie sie an Euch gesündigt, dann, ich weiß es, werdet Ihr Euch losreißen von unwürdigen Banden, werdet Gericht halten nach Weise Eure Väter, die nimmer geduldet haben, was ihrem Hause Unehre brachte. Erhebt Euch, ich weiß ein Mittel, Euch zu überzeugen."

In düsterem Grübeln starrte der Graf zu Boden: „Alles Täuschung, leerer Wahn", murmelte er tonlos. „Golo, Golo, der Wahn war süß, wollte Gott . . . doch nein", fuhr er sich ermannend fort, „wo liegt der Beweis, daß es Täuschung war das Glück, das ich mein eigen nannte? Du willst den Zweifel heben? Wohlan, ich bin bereit, was soll geschehen?"

Also befragt, erklärte Golo, es wohne in der Stadt eine weise, hochheilige Frau, der sei von Gott die Gabe verliehen, in Vergangenheit und Zukunft zu lesen, Lüge und Wahrheit zu scheiden und zu offenbaren. Ihr solle der Graf seine Fragen vorlegen, er werde Antwort erhalten. Vergebens mahnte der alte Knappe seinen Herrn und bat ihn, solches Beginnen zu unterlassen, da er ja bald selbst entscheiden könne, wenn er heimkehre, der von innerer Unruhe und Krankheit tief erregte Mann hörte nicht auf ihn, sondern folgte mit einbrechender Nacht seinem Ratgeber nach dem entlegenen Hause der weisen Matrone.

In ein langes faltiges Gewand gehüllt, von schwarzem Schleier umwallt, erschien dieselbe vor den beiden Männern und sagte, bevor einer von ihnen ein Wort gesprochen: „Ich habe euch erwartet, kommt!"

„Erwartet?" wiederholte Golo erstaunt, während der Graf sie betroffen ansah, „woher, edle, hochheilige Frau, ward Euch . . . "

„Heilig!" unterbrach ihn die Matrone, und ein seltsames Lächeln spielte um ihren tief eingesunkenen Mund, „wen nennst du heilig? Ich bin ein schwaches sündiges Weib. Doch Gott ist gnädig und wunderbar seine Macht, und das, was er mir gewährte in seiner Huld, die Gabe, die er mir verlieh, um derentwillen ihr vor mir steht, die will ich verwenden nach seinem Gebot, so gut ich's vermag. Du bist, der da fragt", wandte sie

Digitized by Google

sich an den Grafen, „ich lese es auf deiner Stirn, ich sehe es in deinem Auge. Ich weiß, was dich quält; doch vernimm, nicht immer ist's gut, Wahrheit zu hören; wagst du ihr kühn ins Angesicht zu schauen, ob sie auch Schmerz und Weh dir bringt? Du bist entschlossen? Wohl, so kommt!"

Sie schritt voran durch lange enge Gänge, über winkelige Treppen hinab in einen düsteren gewölbten Raum, den eine bläuliche Flamme erhellte. In der Mitte des Gemaches, auf erhöhtem Platze, befand sich ein weites, kupfernes Becken, gefüllt mit Wasser. Vor diesem Becken zog die Alte zwei Kreise und gebot dem Grafen und seinem Begleiter hineinzutreten und in das Wasser zu sehen. „Redet nicht, bewegt euch nicht", setzte sie hinzu, „kein Laut von euch darf mein Werk unterbrechen, bis ich's gebiete."

Mit dem Stabe, den sie in den Händen trug, schrieb sie seltsame Zeichen in die Luft, sie murmelte leise und sprach endlich in singendem Tone:

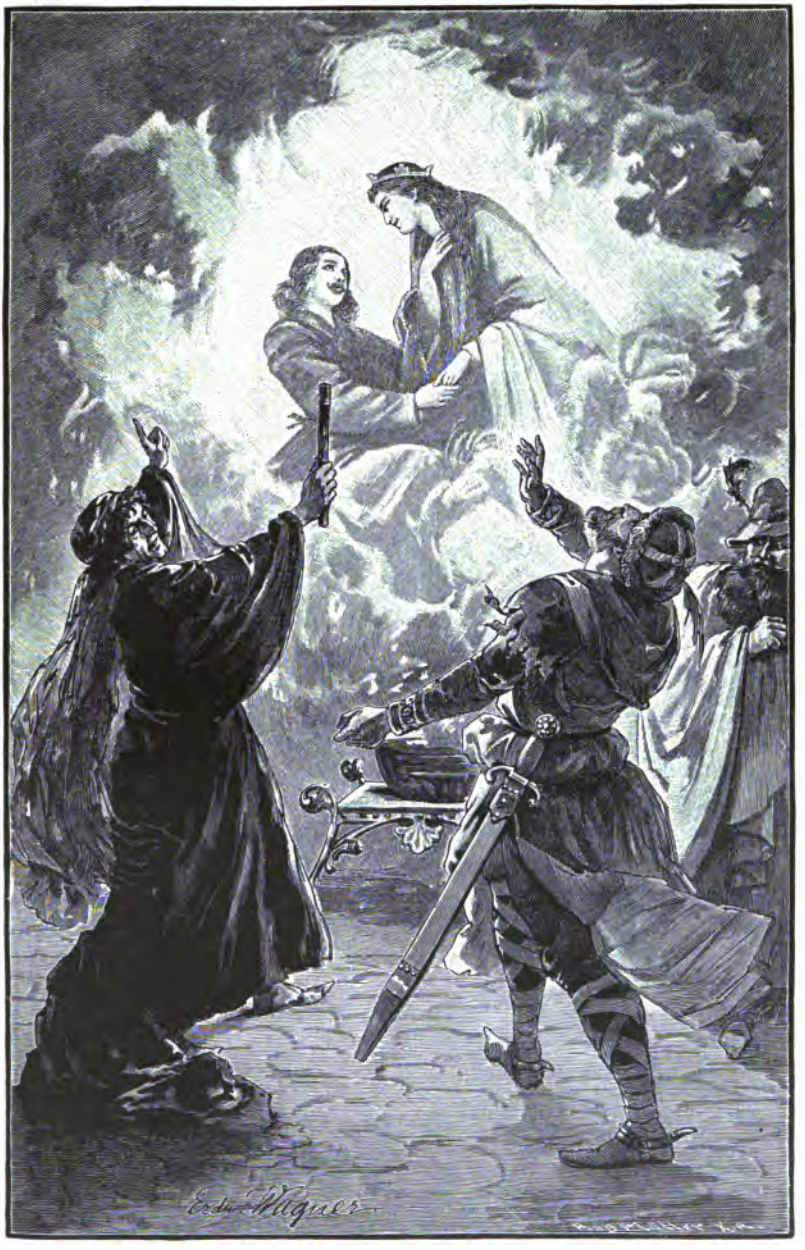
„Ich rufe euch, Geister der finsteren Macht,
Hört und gehorchet der Meisterin Macht.
Im Wasser, das silbern dem Felsen entquillt,
Gebt Antwort dem Frager im Zauberbild."

Sie tauchte den Stab in das Becken, und das Wasser zischte und brodelte hoch auf, blaue Flammen zuckten durch das Gewölbe. Ein Schauder überlief den Grafen; war das nicht Hexenwerk? Aber sieh' da! in dem allmählich sich glättenden Wasserspiegel malte sich klar und deutlich ein liebliches Frauenbild. Rosig schimmerten die Wangen, blondes Haar umwallte das schöne Haupt, und die Augen strahlten so blau wie einst — „Genoveva! Genoveva", murmelte der Graf; es war ihm, als müsse er die Arme nach ihr ausstrecken — da verschwand das Bildnis, er sah nur sich selbst in dem klaren Wasser. Mit einem Gefühl, als sei alle Last von ihm genommen, wandte sich der Graf an Golo: „Wo sind die Beweise?" fragte er lächelnd, allein die Alte sah ihn an mit einem stechenden Blick, daß er verstummte; dann erhob sie abermals den Stab. Sie murmelte, sang und schrieb Zeichen in die Luft, und es heulte und grollte wie Gewittersturm durch das Gewölbe, die Erde bebte, hoch auf sprudelte das Wasser des Beckens...

„Schau her!" kreischte die Trude, „schau, leichtgläubiger Thor, und frage nicht mehr!"

Aus dem Strudel erhoben sich von hellem Glanze bestrahlt zwei Gestalten, ein Mann in Dienertracht und ein Weib von schimmernden Locken umwallt. Er lag zu ihren Füßen, und sie beugte sich zu ihm mit seligem Lächeln — „Genoveva!" rief der Graf — ein Hohngelächter klang durch das Gemach, das Zauberbild verschwand, er selbst sank wie vom Schlage getroffen zu Boden.

Digitized by Google



Graf Siegfried bei der Bauberin. S. 292.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Schau, schau", sagte die Alte, ein häßliches Grinsen verzerrte ihr Gesicht, „mir scheint, der alberne Schwächling hat Wahrheit genug."

Golo lachte laut auf: „Du hast deine Sache vortrefflich gespielt, weiseste aller Hexen", höhnte er, „fast hat mich selbst dein Blendwerk getäuscht. Doch er kommt zur Besinnung, schnell die Heiligenmaske vor, sonst durchschaut er unser Spiel."

Der Morgen graute, als sich Graf Siegfried von seinem Lager erhob, auf dem er ruhelos die ganze Nacht verbracht hatte, nachdem ihn Golo sorgsam heimgeleitet. Berthold, der treue Knappe, blickte besorgt auf seinen Gebieter, der ihm befahl, den Schloßverwalter zu rufen. Er zauderte, aber ungeduldig winkte sein Herr ihm mit der Hand, und er that mit schwerem Herzen nach dem Befehl. Bald stand Golo in dem Gemach und fragte teilnehmend nach dem Befinden des Kranken. In finsterem Brüten starrte derselbe vor sich hin. „Wahrheit, alles Wahrheit", murmelte er, ohne die Frage zu beantworten. Dann sah er plötzlich empor: „Du hier, Golo", sagte er, „wohl, mache dich eilends auf, reite heim, so schnell du kannst, und reinige mein Haus. Sterben soll sie, hörst du? Sterben; sie und das — das Geschöpf, das Kind; es ist nicht mein, es ist...." er stöhnte auf und barg das Angesicht in beide Hände. Er bemerkte den Strahl der Freude in Golos Antlitz nicht, wohl aber sah ihn Berthold, und der warf sich an seines Herrn Lager nieder und bat und flehte, er möge nicht thun, was ihn dereinst gereuen müsse. „Wollt Ihr sie ungehört verdammen?" rief er „bedenkt..."

Er konnte nicht weiter reden, der Graf stieß ihn von sich und sprang auf. „Wahnsinniger Thor!" schrie er, „hat sie dich auch berückt? Fort, Golo, fort! Sie soll sterben mit ihrem Kind! Wehe dir, wenn du zauderst!"

Golo eilte fort; vergebens haschte der Alte nach seinem Gewande, vergebens ermahnte er ihn, nur noch auf fernere Nachricht zu warten. „Ein treuer Diener thut den Willen seines Herrn!" rief jener, schwang sich auf sein Roß und jagte davon.

„Die Bosheit trägt den Sieg davon", sagte der alte Knappe vor sich hin. „Wehe meinem unglücklichen teuren Gebieter, wenn er aus der Verblendung erwacht, wenn die Reue naht, und es ist zu spät, zu spät!"

Zweites Kapitel.

Die Dulderin.

In dem schönen Schlosse an der Mosel, fern in den trierischen Landen in einer dumpfen düsteren Zelle lag auf feuchtem Stroh eine Frauengestalt.

Digitized by Google

Neben ihr in ein Tuch gehüllt, ruht ein kleines, wenige Monate altes Kind. Es war die Herrin des Schlosses mit ihrem Knaben; sie, die Tochter des Herzogs von Brabant, die Gemahlin des reichen Grafen Siegfried, hatte nichts, um ihr Kind zu bedecken, als dies eine Tuch. Sie schienen beide zu schlafen, denn die Gräfin regte sich nicht, als das feste Schloß der Pforte klirrte, als die Thür sich öffnete. Wohl aber sprang sie mit einem leisen Laute des Schreckens empor, als eine männliche Stimme ihren Namen nannte.

„Ihr seid's!" rief sie, „Ihr Golo? Was ist Euer Begehr, nachdem...", sie hielt inne.

„Ja, ich bin's", sprach der Eingetretene.. „Noch einmal komme ich, um Gnade zu bitten, Erbarmen für Euch, Euer Kind und mich. Ihr wendet Euch von mir? Ja, ich that's, ich ließ Euch Elend und Not erdulden, um Euren stolzen Sinn zu beugen und litt doch größere Qual als Ihr. Noch einmal: nur einen Blick der Gnade, der Liebe gönnt dem, der jetzt zu Euren Füßen liegt, und die Pforten Eures Kerkers öffnen sich für Euch und Euer Kind, das jetzt in Mangel und Entbehrung zu Grunde geht. Gräfin, die Glut, die hier in meinem Herzen brennt, die löscht nur eines..."

„Zurück von mir, Versucher! Mein Sinn bleibt fest: die Treue, die ich schwur vor Gott dem Herrn, die breche ich nicht und gälte es mein Leben. Verlaß den Kerker!"

„Dein Sinn bleibt fest", fiel Golo höhnisch ein, „stolzes Weib, du weißt nicht, was ich darf, was mir dein liebevoller Gatte selbst gebot. Drago, der Koch, hat mit dem Leben seine Schuld gebüßt, und du, die ihn so heiß geliebt . . ."

„Elender", sprach die Gräfin, „verzeihe dir Gott, was du gethan. Doch meine Unschuld kannst du nicht beflecken, und mein Gemahl . . ."

„Er hört Euch nicht, hochedle Frau", lachte Golo auf. „Bevor er heimkehrt, seid Ihr längst nicht mehr. Zum Tode hat der Graf Euch selbst verdammt, denn Ihr seid Eurer Missethat überwiesen. Die Macht ist mein, ich werde sie gebrauchen, und nicht nur Ihr, das Kind dort stirbt mit Euch."

„Der Knabe auch!" Die Gräfin schluchzte leise: „Den eignen Sohn! was hat er ihm gethan?"

Sie hob das Kind empor, es schlug die Augen auf und lächelte. Sie drückte es fest an ihre Brust.

Mein einziger Trost, mein Schmerzenreich! den ich mit meinen Thränen taufte und mit Schmerzen nährte", flüsterte sie, „auch du, auch du! und keiner hat Erbarmen!"

Mit funkelnden Augen, wie ein Raubtier seine Beute, betrachtete

Digitized by Google

Golo die bleiche Frauengestalt mit dem langen wallenden blonden Haar. Geräuschlos trat er näher.

„Du kennst den Preis der Rettung", sagte er heiser, „o komm!"

Sie stieß ihn zurück, daß er taumelte.

„Unseliger Mann", sprach sie, „laß ab von deinem Wahn. Du zwingst mich nicht; die Tugend einer Frau steht über deiner Macht. Thue, was du magst, nimm unser Leben, meines und das des Knaben, mehr kannst du nicht, nun geh'!"

„So stirb mit deiner Brut!" schrie Golo wütend und stürzte aus der Zelle; doch vor der Pforte blieb er noch einmal lauschend stehen: still blieb es drinnen, kein Ruf klang ihm nach: „Sie oder ich", knirschte er zwischen den Zähnen, „da ist die Wahl nicht schwer." Er rannte fort zu der Kerkermeisterin der Gräfin, einer ihm völlig ergebenen alten Frau, und sagte ihr, wie der Graf befohlen habe, daß man die Gefangene mit dem Knaben hinrichte, und wie er morgen in aller Frühe dem Befehle folgen werde. Im eifrigen Gespräch merkten beide nicht auf ein kleines Mädchen, die Enkelin der Alten. Leise verließ es das Gemach und lief weinend und schluchzend nach dem Gefängnisse der Gräfin.

Genoveva lag in ihrer Zelle in heißem Gebet, als die Stimme des Mädchens ihr Ohr traf. Sie trat an das enge vergitterte Fenster, zu hören, wer also klage. Das betrübte Kind erzählte alles, was sie vernommen hatte, so gut sie konnte.

„Gottes Wille geschehe!" sprach die Frau. „Weine nicht um mich, mein Kind, ich bin rein von Schuld; weine um die Lebenden, um meinen Gemahl, der einst vielleicht erkennt . . . höre mich", unterbrach sie sich selbst, „du sollst mir helfen, meine Unschuld zu beweisen, wenn du willst."

Sie gab dem begierig aufhorchenden Kinde die Schlüssel ihrer Gemächer, die sie noch bei sich trug und bat sie, ihr Feder, Tinte und Papier zu holen. Flüchtigen Fußes eilte das Mädchen davon und brachte bald das Gewünschte. In der dunklen Zelle auf ihren Knieen schrieb die Gräfin an ihren Gemahl. Thräne um Thräne fiel auf die Blätter, die sie sorgsam zusammenfaltete, nachdem sie geendet hatte, und dem außen wartenden Kinde dnrch das enge Fenster übergab. „Nimm", sagte sie, „lege es in mein Zimmer und sorge, daß niemand davon erfährt. Es ist mein Abschieds- und Sterbebrief, nur mein Gemahl darf ihn finden.

Das kluge Mädchen versprach, alles wohl zu besorgen und ging weinend fort.

Genoveva blieb schlaflos die ganze Nacht; sie rang in heißem Gebet zu Gott um Kraft, und Mut für das, was kommen sollte.

Der Morgen graute, Schritte nahten ihrer Thür, sie erhob sich

Digitized by Google

gefaßt, hüllte das Kind eng in ihr Gewand und gehorchte schweigend, als zwei Männer eintraten und ihr rauh geboten, ihnen zu folgen. Sie ließ es geschehen, daß man ihr Antlitz verhüllte, damit niemand sie erkenne, sie drückte das Kind, das erwacht war, an sich und flüsterte ihm zu, wie ja bald alles Leid, alle Qual ein Ende habe, und wie sie beide schuldlos eingingen durch den Tod zum ewigen Leben.

Die Männer machten endlich Halt. „Wir sind zur Stelle", sagte der eine, „bereitet Euch zum Tode, Ihr müßt sterben."

„Sterben!" wiederholte sie, „den Tod der Verbrecherin! Herr Gott erbarme dich! Herr Gott dein Wille geschehe!"

Sie sank auf die Kniee, das Kind schlummerte friedlich im Grase, einer der Henker zog sein Messer und streckte die Hand aus . . .

Mit einem Aufschrei riß die Mutter das Kind an sich: „Erbarmen!" stöhnte sie, „ich kann es nicht morden sehen! Was that euch das schuldlose Geschöpf? Was that ich euch, die niemals Böses verübte. Ich gehe zum Tode, weil mein Gemahl es begehrt, doch schont mein Kind, und ich will euch, meine Mörder, segnen."

„Wir thun nach des Herrn Befehl", sagte finster der eine der Männer, „seid Ihr unschuldig, was kümmert's uns?"

„Ich weiß", sprach die Gräfin, „ihr könnt nicht anders, und doch und doch! Bedenkt, was ihr thut! Das Blut der Unschuld fällt auch auf euch; Gott, der Barmherzige, sieht euer Thun; er wird euch vergelten nach euren Werken. Stoßt zu, wenn ihr dürft!" . . . .

Sie blickte zu ihnen auf mit den Augen voll Thränen.

„Alle Wetter, Hans", rief der erste Sprecher wieder, „mach' ein Ende!"

Der Angeredete hob das Schwert und ließ es wieder sinken. „Ich kann nicht!" sprach er heiser, „thu du's!"

„Ich?" murmelte der erste, „warum ich? Gott sei uns gnädig, Hans! Verflucht ist meine Hand, wenn ich die Frau berühre! Geht, geht, schwört nimmer heimzukehren, edle Herrin geht, Ihr seid frei! Lebt wohl, so gut Ihr könnt. Komm, Hans."

Die Schritte verhallten in der Ferne, Genoveva erhob sich von den Knieen, ihr Kind ans Herz gepreßt, und sah umher.

„Allein", flüsterte sie, „in öder Wildnis allein, ohne Hilfe, als bei Gott."

Drei Tage irrte sie umher, nährte sich spärlich von Wurzeln und Beeren und schlief unter Bäumen, bis sie endlich in einem Felsen eine Höhle fand. Hier wollte sie bleiben, dachte sie, hier war ein Obdach für sie und ihr Kind, eine klare Quelle, die in der Nähe rann, spendete labenden Trank.

Digitized by Google

Laub und Moos bildeten das Lager; sie sammelte sich kärgliche Mahlzeit von Wurzeln, Beeren und Kräutern. Unter Mühsal und Entbehrungen vergingen Tage um Tage. Ihre Kräfte nahmen ab; das Kind, der kleine Schmerzenreich, wie sie ihn nantne, siechte hin aus Mangel an passender Nahrung. Sein Weinen und Schreien ward zum kläglichen Wimmern, das der unglücklichen Mutter das Herz zerriß. Sie konnte ja nicht helfen, sie konnte nur beten, beten zu dem, der Rat und Trost verleiht.

So lag sie in Schmerz vergehend auf ihren Knieen, da schritt, als habe Gott ihr Flehen erhört, aus dem Waldesdickicht eine Hirschkuh hervor, sah sie zutraulich mit klugen Augen an und kam langsam näher, als wisse sie, daß ihr hier nichts Übles widerfahre. Zitternd vor Freude erhob sich Genoveva. Sie reichte dem Wild eine Handvoll saftiger Kräuter, die es furchtlos nahm und ihr ruhig zu dem fast verschmachtenden Knaben folgte. Geduldig blieb es stehen und litt es, daß die Mutter das hungrige Kind mit seiner Milch tränkte, zutraulich leckte es die allmählich sich rötenden Wangen des Kleinen, der endlich gesättigt in tiefen Schlaf fiel. Als sei nun seine Pflicht erfüllt, wandte das Tier sich dem Waldesdickicht zu, sah aber noch einmal nach der glücklichen Mutter zurück, als wolle es sagen: „sei nur getrost, ich komme wieder!“ Von nun an erschien die Hindin täglich zweimal, den Hunger des Kindes zu stillen. Genoveva pries in brünstigem Gebet, den Geber alles Guten, der ihr einziges Glück so wunderbar erhalten hatte.

Der Sommer verging und der Herbst, der Winter brach herein mit voller Macht; Eis und Schnee deckte die hartgefrorene Erde, spärlich rann das Brünnlein, mühsam mit erstarrten Fingern mußte Genoveva, die hochgeborene, zartgewöhnte Frau, ihre armselige Nahrung aus dem Boden graben. Sie zitterte vor Kälte in ihren dünnen Gewändern und nahm doch, was sie irgend entbehren konnte, um ihr armes frierendes Kind einzuhüllen. Wenn dann nachts die Winterstürme brausten, das Gebell und Geheul der Wölfe und andrer wilden Tiere von allen Seiten hörbar wurde, dann saß sie auf ihrem Lager zagend und verzweifelnd in bitterem Jammer. „Erbarme dich, mein Gott“, flehte sie, „ich kann nicht mehr; meine Seele ist müde und matt zum Tode.“

Da erhellte einstmals ein lichter Glanz die dunkle Höhle, sie wußte nicht, war es ein Strahl der aufgehenden Sonne, oder eine Erscheinung aus Himmelshöhen; ihre matten verweinten Augen schlossen sich geblendet von dem wunderbaren Schein, und es war ihr, als höre sie eine Stimme, die mit melodischem Tone die Worte sprach:

„Dein Heiland starb für dich; Kleinmütige, schau zu dem Kreuz empor und zage nicht!“

Digitized by Google

Eine Weile dauerte es, bis Genoveva die Augen wieder aufschlug; wohl war es dunkel um sie her, nur ein mattes Dämmerlicht erhellte die Höhle, aber in dem trüben Schimmer erblickte sie unweit von ihrem Lager auf erhöhtem Platze, kunstvoll aus Elfenbein geschnitzt ein Kreuz, das Symbol des christlichen Glaubens, mit dem Christusbild.

Sie erhob sich, sie wankte näher in dem Wahne, es sei eine Sinnestäuschung; allein das Kruzifix stand fest auf seiner Stelle, und wie sie betend auf ihre Kniee sank, war es ihr, als sähe sie den Heiland vor sich in lebender Gestalt und er lege segnend seine Hand auf ihr Haupt und spräche: „Verzage nicht, siehe, ich bin bei dir alle Tage, bis an der Welt Ende!“

Mut und Geduld zogen wieder ein in ihr verzagtes Herz, ob auch Mühsal und Not fortwährten wochen- und monatelang. Der Frühling kehrte endlich wieder, milde Lüfte wehten, der Schnee zerschmolz, die Bäume wurden grün; Schneeglöckchen und Anemonen sproßten empor, und die Vögel sangen und jubelten von Lust und Liebe und seliger Zeit, da kam auch zu ihr, der Schwergeprüften, heimliche Hoffnung mit leisem Schritt. Ihr war, als müsse auch ihr Leid jetzt enden, als dürfe sie nun ruhen nach hartem Streit. Doch der Frühling entschwand, der Sommer kam und ging, der Herbst brach an, es wurde abermals Winter, Genoveva blieb einsam in ihrer Höhle, fern von den Menschen, ohne Hilfe als bei Gott.

Ein Jahr um das andre zog langsam dahin, endlos lange für die Verlassene, ihr einziger Trost war das Kruzifix und ihr Sohn, der kleine Schmerzenreich. Der Knabe wuchs frisch und fröhlich heran, sein heiteres Lachen, sein fröhliches Plaudern und Kosen war ihr Glück. Er ergötzte sich im Sommer an dem Spiele der Blätter im Winde, sie lehrte ihn beten zu dem Vater im Himmel und erfreute sich an seinen klugen Fragen, sie sagte ihm indes nie von der Welt da draußen, er sollte nichts wissen von dem, was ihm fehlte. Seine Spielgefährten waren die Tiere des Waldes; er scherzte und sprang mit ihnen um die Wette, und keines von allen that ihnen ein Leid. Die Höhle schien geheiligt für das wilde Getier, Hirsche und Rehe, selbst der furchtsame Hase, weilten vertraulich neben dem grimmigen Wolf, der zahm wie ein Hund dem kleinen Schmerzenreich als Reitpferd diente. Einst bei grimmiger Kälte, als die arme Mutter kein Mittel mehr wußte, das halb erstarrte Kind zu erwärmen, ihre eignen Gewänder waren fast unbrauchbar, trabte jener Wolf aus dem Dickicht hervor. Er trug ein Schaffell in seinem Rachen, warf es vor ihr nieder und bellte heiser, als wolle er sagen: „nimm das für dein Kind!“

Seitdem kam er öfter, spielte mit dem Kleinen, ließ sich von ihm zausen und rupfen nach Belieben, zahm und sanft wie ein treuer Hund.

Digitized by Google

Genoveva und der Wolf. S. 298.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Vögel des Waldes blieben auch nicht fern; sie setzten sich auf des Knaben Kopf und Schultern und zeigten ihm oft, wo süße Beeren sich vorfanden.

Jahre kamen, Jahre gingen, Genoveva wußte nicht wie viele. Sie litt ergeben und trug geduldig ihre Prüfung, denn sie dachte, mein Erlöser litt mehr als ich. Zu ihm wandte sie sich im Gebet vor dem Kreuze, das sie auf so wunderbare Weise erhalten hatte und fand stets neue Kraft und neuen Mut. Oft schien es ihr, als sähe der Heiland sie an, mit dem Blicke voll Liebe und himmlischer Milde und rede mit lebender Stimme: „Verzage nicht, halte aus, mein Kind!"

Der Geist blieb stark und unverzagt, doch der schwache Körper erlag der Mühsal. Genoveva erkrankte; sie war nicht mehr im stande, sich Nahrung zu suchen. Der kleine Schmerzenreich weinte bitterlich bei ihrer Not. Da rief sie ihn zu sich und sprach: „Mein Sohn, mein Liebling, ich muß dich verlassen, Gott will es so, darum murre nicht! Sieh, wir sind nicht die einzigen Menschen auf Erden, es gibt ihrer viele, doch du kennst sie nicht."

Und nun erzählte sie ihm, von dem Schloß seines Vaters, wo er hingehen solle, wenn sie gestorben sei. Sie sagte ihm, wie sie selbst in die Wildnis gekommen sei, wie Heimtücke und Bosheit sie hierher gebracht hätten.

„Zu deinem Vater gehe mein Kind; Gott wird dich schützen auf deinem Pfad. Lebwohl, mein Sohn, mein einzig Glück! wie gleichst du ihm, der mich einst geliebt! Er wird nicht zweifeln, wenn er dich sieht. Nun will ich ruhen, gute Nacht! gute Nacht!"

Ihre Hand sank matt auf das Lager zurück; Schmerzenreich schluchzte laut auf und schmiegte sich an sie: „was soll ich bei andern Menschen? Ich liebe nur dich!"

„Gottes Wille geschehe!" flüsterte sie wie im Schlafe; „ich will nun ruhen, gute Nacht, gute Nacht! Der Vater droben hält treue Wacht. —

Du hier mein Gatte? wie schön der Traum!
Gib deine Hand, nimm unsern Sohn.
Engel schweben vom Himmelsraum,
Tragen mich sanft zu des Höchsten Thron.
Da bin ich genesen von allem Weh —
Lebt wohl, lebt wohl! . . ."

Sie schloß ihre Augen mit seligem Lächeln und antwortete nicht, als Schmerzenreich sie fragte: „Mütterlein, schläfst du? Ich bin auch müde, ich will ruhen wie du, bis du wieder erwachst."

Wie süße Harmonie klang es um sie her; waren es Engel, die sie umschwebten? sangen sie von Tod und Schlafengehen, von seligem Erwachen und Auferstehen?

Digitized by Google

In der Höhle war es stille, feierlich stille; Schmerzenreich schlief vom Weinen ermattet, den Kopf an der Mutter Brust gelehnt: die Hirschkuh lag daneben und senkte das Haupt mit den treuen Augen, als schlummere sie auch, nur ein Vogel saß seitwärts auf dem Kruzifix und zwitscherte leise sein Frühlingslied.

Drittes Kapitel.

Reue und Sühne.

Im Schlosse zu Trier auf seidenem Pfühl wälzte sich ruhlos der Herr des Landes. Der Morgen graute, er erhob sich sich endlich mit finsterem, gramvollem Angesicht.

„Der alte Zweifel, die alte Qual", murmelte er, „wann kommt das Ende?"

Da trat Berthold, sein treuer Knappe, herein mit freundlichem Gruße und fragte ehrfurchtsvoll, wie sein Gebieter in der Nacht geruht habe.

„Geruht! geruht!" wiederholte der Graf. „Wie mag ich ruhen, wenn es täglich, stündlich mir in den Ohren gellt: Wehe dir Mörder! dein Weib hast du erschlagen ohne Urteil und Recht!"

„Mein teurer Herr", sprach Berthold sanft, „quält Euch nicht länger; noch fehlen die Beweise ihrer Unschuld."

„Berthold, Berthold", versetzte der Graf, „dein Trost ist schwach. Weißt du nichts mehr von dem Briefe, den ich in ihren Gemächern fand? Sie hat ihn in der Sterbestunde geschrieben, mir zum Abschiedsgruße, geängstigt von den Schatten des Todes. Glaubst du, wie Golo, der falsche Verräter, mir versicherte, daß sie log vor Gottes Angesicht? Und weißt du nicht mehr, wie Dragos Geist mit klirrenden Ketten vor mir erschien, bis wir seine Leiche fanden, an dem Ort, den er mir zeigte, und den Toten in geweihter Erde begruben. Was bedarf ich noch Zeugnis? Berthold, du hast mich gewarnt, du hast mir's gesagt: die Reue wird kommen, und es ist zu spät. Genoveva, mein Weib, was habe ich gethan?" Ein Schluchzen erstickte seine Stimme, er wendete sich ab und winkte dem Diener zu gehen. Zögernd folgte der Alte dem Geheiß und der Graf blieb allein den ganzen Morgen. Erst gegen Mittag kam er aus seinem Gemache, finster und rauh, daß die Dienerschaft ihm scheu aus dem Wege ging.

So trieb er es schon seit Jahr und Tag, seitdem sein erster Zorn vergangen, Ruhe und Überlegung wieder Macht gewonnen hatten über ihn.

Digitized by Google

Der falsche Golo war längst entflohen; er fühlte sich nicht mehr sicher auf der Burg, seitdem sein Herr Genovevas Abschiedsbrief gefunden hatte. Lange noch suchte der Graf sich selbst zuweilen zu überreden, er wollte die Überzeugung von Genovevas Schuld festhalten, es gelang ihm nur selten. Eines Tages kam die Nachricht aus Straßburg, man habe eine elende Zauberin um vieler Verbrechen willen zum Tode verurteilt, vor Vollstreckung des Richterspruchs habe sie noch bekannt, wie sie auch die Schuld trage an dem Tode einer edlen hochgeborenen Frau und ihres unschuldigen Kindes. Sie habe, von Golo veranlaßt, durch ihre Gaukler-künste und Trugbilder den Grafen Siegfried, den Gemahl der Dame, berückt und verblendet, daß er die Gattin für falsch und treulos hielt und erschlagen ließ. Man solle dem Herrn sagen, was sie hier im Angesicht des Todes gestehen müsse, um die schwere Last von ihrer Seele zu wälzen.

Siegfried las die Botschaft, das Blatt entsank seiner Hand: „Unschuldig gerichtet", sprach er dumpf. „Die Reue kommt — zu spät, zu spät." Dann stand er auf, ging nach seiner Kammer und schloß sich ein. Berthold stand voll Angst lauschend vor der Thür, er vernahm keinen Laut. Am andern Tage erst erschien der Burgherr, finster wie immer, ohne ein Wort der Erwiderung auf alle teilnehmenden Fragen.

Verschlossen, alle Freuden und Freunde meidend, brachte er seine Tage hin sieben ganze Jahre lang. Was er in seiner Seele erwog, wußte niemand, was er litt, sah man in seinem Angesicht, an seinem Haar, in dem sich lichte Fäden zeigten wie Silberschein. Seine Diener, besonders Berthold staunten deshalb nicht wenig, als er eines Tages erklärte, er gedenke eine große Jagd zu halten, er habe seine sämtlichen Verwandten und Freunde zur Feier der heiligen drei Könige zum Schmaus geladen. Noch mehr verwunderte sich Berthold, als kurz vor der anberaumten Zeit auch Golo erschien. Graf Siegfried hatte demselben ein gar freundliche Einladung gesandt, und so meinte denn der listige Mann, des Herrn Zorn sei wohl vergangen. Er wurde in der That mit großer Freude begrüßt und als werter Freund willkommen geheißen. Der alte Berthold stand daneben und schüttelte den grauen Kopf: war das wirklich sein gramgebeugter Gebieter, der da so fröhlich lachte und scherzte? Er konnte es nicht fassen und traute seinen Augen nicht, als gegen Mittag der glänzende Jagdzug das Schloß verließ, allen voran der Graf auf seinem Rappen, den er seit langer Zeit nicht mehr bestiegen hatte. „Das Menschenherz ist ein seltsam Ding", murmelte der Alte, „wandelbar wie die Zeit. Meine edle unglückliche Herrin ist vergessen."

Die Hifthörner klangen durch Wald und Feld, das aufgescheuchte Wild

Digitized by Google

floh aus seinen Verstecken, hierhin und dorthin zerstreute sich die Gesellschaft. Graf Siegfried, nur von seinem Hunde begleitet, trabte allein durch das Dickicht. Er ließ dem Rosse die Zügel und atmete tief auf, wie von schwerer Last befreit. Alle Heiterkeit war aus seinen Zügen verschwunden, starr und düster blickte er vor sich hin. „Endlich", sprach er halblaut, „endlich ist mein Ziel erreicht. Der Verräter ist in meiner Gewalt. Wehe dir, Golo, deine Stunde ist nahe!"

Der Hund schlug an und unterbrach sein Selbstgespräch. Er blickte auf und sah eine prächtige Hindin vor sich, die ihn furchtlos mit klugen Augen anblickte, bevor sie im Sprunge über das Gebüsch setzend entfloh. Des Grafen Jagdlust erwachte; er gab dem Rosse die Spören und jagte nach. Immer hitziger wurde die Verfolgung, immer dichter das Gestrüpp und Gehölz, da verschwand das Tier in einer Felsenspalte.

Der Graf sprang von dem Rappen, um nachzueilen, doch er wich betroffen zurück, es war ihm, als habe er in der Öffnung eine menschliche Gestalt neben der Hirschkuh erblickt. Er schalt sich über seine Thorheit und kam abermals näher, allein eine Stimme, schwach klanglos und dennoch vernehmbar, drang aus der Höhle hervor: „Warum störst du den Frieden der Waldeinsamkeit? Weiche von hinnen. Hier ist keine Stätte für deine Mordbegier."

„Wer redet hier?" fragte der Graf bestürzt, „wer du auch seist, Mensch oder Geist, laß dein Angesicht schauen!"

„Ich bin ein Menschenkind, sündig und schwach", versetzte die Stimme. „Soll ich vor dir erscheinen, so gib mir ein Gewand, mich damit zu verhüllen."

Graf Siegfried riß den Mantel von seinen Schultern und warf ihn in den dunklen Raum. Einige Sekunden verstrichen, dann erschien in der Felsenspalte in den Mantel gewickelt eine abgehärmte, von Mangel und Entbehrungen aller Art verzehrte, geisterhaft bleiche Frauengestalt, von langem goldschimmerndem Haare umwallt.

Abermals wich der Graf zurück.

„Noch einmal, wer bist du?" rief er. „Was treibst du hier in dem wilden Wald? Wie nennst du dich?"

„Wer ich bin, weiß der Vater im Himmel droben, dem ich diene in Treuen, so gut ich kann", versetzte sie. „Lange bin ich hier, viele Jahre schon; Haß, Bosheit und die Rachbegier eines Menschen trieben mich hierher in die Waldeinsamkeit. Gott war mir Schutz in meiner Not, die Tiere der Wildnis, von ihm gesandt, sind meine Gefährten."

Sie legte die Hand auf den Kopf des Wildes, das sich traulich an sie schmiegte. „Du fragst, wie ich mich nenne?" fuhr sie fort, „hier

Digitized by Google

kümmert sich niemand um Namen und Stand, mein Name ist verklungen seit langer Zeit. Forsche nicht weiter, kehre wieder hin in deine Welt, mir laß meinen Frieden!"

Sie wollte sich zurückziehen, doch der Graf streckte die Hände aus.

„Weiche nicht von dannen!" rief er, „deine Stimme, deine Züge gleichen der, die ich ..... Bist du ihr Geist, der Schatten meines unglücklichen Weibes, die ich in wahnsinniger Verblendung ermorden ließ, dann sage du mir, wie ich meine Missethat sühnen und büßen kann."

Ein seliges Lächeln, ein Abglanz früherer Zeiten, verklärte das todbleiche Angesicht, ein leuchtender Strahl brach aus den eingesunkenen Augen:

„So weißt du nun, wer vor dir steht? Siegfried, mein Gatte, ja, ich bin Genoveva. Gott hat mich errettet, ich lebe!"

Wie vom Blitz getroffen, sank der Graf zu ihren Füßen nieder.

„Genoveva, mein Weib! du lebst! du lebst!" Der starke Mann weinte laut wie ein Kind. „Ich finde dich hier, verlassen, von allem entblößt durch meine Schuld! Vergib! vergib mir! o, Gott im Himmel, kann sie mir denn verzeihen, was ich gethan?"

Sie beugte sich zu ihm, eine Thräne rann aus ihren Augen in sein ergrautes Haar:

„Du hast gesühnt in bitterer Reue", sagte sie mild. „Ich grollte dir nie. Erhebe dich; sieh', Gott hat mich behütet. Ich sehe dich wieder, mein geliebter Gemahl, und unser Kind ....

„Ei, Mütterlein, da bin ich endlich", rief eine frische Stimme; „ich habe Wurzeln und Kräuter genug. Hopp, hopp, mein Wölfchen!"

Aus dem Gebüsch trabte lustig auf dem Rücken des Wolfes der kleine Schmerzenreich. Er hielt sein seltsames Reittier an und betrachtete erstaunt den fremden Mann, der seine Mutter umschlungen hielt.

„Wer ist denn das?" fragte er, „ist es ein Mensch? Was will er Mutter? He, du? was willst du? Thu meiner Mutter kein Leid, sie ist noch krank."

„Der Mann thut mir nichts", sprach Genoveva; „komm her, mein Liebling, gib ihm die Hand, er ist dein Vater."

Der Knabe sprang von dem Wolfe herab, der eilig im Dickicht verschwand, legte zutraulich seine kleine Hand in die des Grafen und ließ es geschehen, daß ihn derselbe emporhob und zärtlich herzte und küßte. Er schlang seine Arme um des Vaters Hals.

„Du gefällst mir", sagte er lächelnd. „Dich habe ich lieb, beinahe wie Mutter. Bleibst du nun bei uns im grünen Wald? Bei unsern Hirschen und Rehen, den lieben Vögeln, die so fröhlich singen, den drolligen Hasen mit den langen Ohren und dem guten Wolf, der mir das Fell gebracht hat, mein warmes Kleid, und mich reiten läßt?"

Digitized by Google

„Ich nehme euch mit mir", erwiderte der Vater. „Ich führe euch in ein schönes Haus mit großen Sälen und Prunkgemächern, da wird es dir wohlgefallen, mein Sohn."

„Besser als hier im grünen Wald?" meinte Schmerzenreich zweifelnd. „Sieh' doch die Bäume, sieh' das Getier! Mütterlein, wollen wir fort von hier?"

Freundlich beugte sich die Mutter zu dem Knaben, sagte ihm, wie der Vater sich um sie härme, wenn sie ihn nicht begleiteten, wie dort nicht Tiere, sondern Menschen sie umgeben würden und Blumen blühten in den Gärten, schöner als im Walde.

Schmerzenreich hörte staunend zu; er hatte ja nie von dergleichen vernommen, und während die Eltern miteinander redeten, setzte er sich seitwärts zu der Hirschkuh und plauderte mit ihr von all den Herrlichkeiten. Sie nickte mit den Kopfe und sah ihn an, als ob sie das alles wohl verstände.

Genoveva indessen erzählte dem Gemahl von Golos Verfolgung, wie er sie von Anfang an geängstigt mit seiner Liebe und, weil sie auf keine Verlockung hörte, sie in enger Kerkerzelle mißhandelte und sie endlich zum Tode führen ließ. Sie berichtete ihm, von der Barmherzigkeit der gedungenen Mörder, von ihrem Elend, ihrer Verlassenheit, ihrer Verzweiflung.

„Gott übte Gnade an dem verzagten Weibe", schloß sie endlich. „Er achtete nicht meinen Kleinmut, hörte nicht mein Murren, er sandte mir Hilfe, wo ich ihrer bedurfte. Seine schützende Hand war über mir; die Tiere des Waldes wurden mir dienstbar, die Hindin dort nährte mein verschmachtendes Kind. Engel des Himmels schwebten hernieder, brachten mir ein Kreuz mit dem Bilde des Erlösers. Es war mein Trost in der höchsten Drangsal. Engel des Himmels umschwebten mich in lichter Glorie, als ich krank und schwach, dem Tode nahe auf dem Lager ruhte. Sie sangen von der Liebe in Ewigkeit, von heiliger Wonne und Seligkeit. Dann legten sie segnend die Hände auf mein Haupt und sprachen: Genoveva, du sollst nicht sterben, es ist Gottes Wille! und ich genas."

Ihre Augen strahlten in überirdischem Glanze, wie sie also sprach. Der Graf sah sie an in stummer Verehrung, es war ihm, als müsse er anbetend knieen vor ihr.

Die Hifthörner klangen durch den Wald; die Leute des Schloßherrn suchten ihren Gebieter. Sie hörten seinen Jagdruf in weiter Ferne und drangen dem Tone folgend immer tiefer in das Dickicht. Jetzt erscholl das Horn immer näher und näher, sie stürmten vorwärts, und einer nach dem andern blieb verwundert stehen. Dort graste friedlich des Grafen Pferd neben einer Hirschkuh; der treue Hund lag still zur Seite, ihr Gebieter selbst hielt einen Knaben auf dem Arm mit dunklen Locken und blitzenden

Digitized by Google

Augen, fast wie er selbst. Das seltsamste aber war eine Frauengestalt mit langem, blondem, wallendem Haar und geisterhaft bleichem Angesicht. Wer war die Fremde? Mit strahlendem Lächeln winkte der Graf sie alle heran. „Seht hier, was ich fand", sprach er. „Berthold, alter Knappe, erkennst du sie nicht? Genoveva ist's, mein verlorenes Weib, und der Knabe, mein Sohn, mein Schmerzenreich!"

Ein Aufschrei des Erstaunens ließ sich vernehmen; dann drängten sie sich um die edle Frau, die teure, lange vermißte Herrin, sie küßten ihre Hände, ihr Gewand, aus manchen Augen rannen Freudenthränen. „Gott sei gelobt", sagte der greise Berthold, „ich habe diese Stunde erlebt!"

Zwei Diener eilten den säumigen Golo herbei zu holen, Berthold, auf des Grafen schnellem Rappen jagte fort nach einer Sänfte für die schwache Gräfin.

Golo kam widerwillig und murrend mit finsterem Gesicht, als ahne er, was seiner warte.

„Wo ist das wunderseltene Wild, das Ihr gefangen, wie mir die Diener berichteten?" forschte er grimmig.

Der kleine Schmerzenreich versteckte scheu das Köpfchen: „Wer ist der dort?" fragte er ängstlich. „Den mag ich nicht!"

Beschwichtigend strich Siegfried ihm über die Locken: „Sei ruhig, mein Kind! Golo komm her", wandte er sich an diesen, „sieh' hier diese Frau, ahnst du, wer sie ist?"

Ein Zittern überlief den Körper des Bösewichts — „die bleiche Frau!" — er wollte entfliehen, doch kräftige Fäuste hielten ihn fest.

„Elender Verräter, du entrinnst mir nicht", rief der Graf in lange verhaltenem Groll. „Deine Frist ist um, Gottes Langmut zu Ende. Mein schuldloses Weib, das du morden wolltest, sie lebt und steht vor dir."

Mit dumpfem Laut sank der Verbrecher zur Erde; Graf Siegfried winkte seinen Leuten, ihn fortzuschaffen. Dann bat er, Genoveva möge auf seinen Arm sich stützend, diese Stätte der Not und Mühsal verlassen. Sie zog ihn noch einmal hinein in die Höhle; vor dem Kruzifix sank sie betend nieder und nahm Abschied für immer von dem traurigen Orte.

Die Vögel sangen und flatterten in den Zweigen, wie sie heimwärts wanderten, als wollten sie sagen: lebt wohl, lebt wohl! die scheuen Tiere des Waldes blickten ihnen traurig nach, der Wolf rannte vorüber mit heiserem Geheul, die Hirschkuh aber folgte getreulich nach auf Schritt und Tritt. Sie kümmerte sich nicht um die Menschenmenge, die immer mehr anwuchs, je näher sie dem Schlosse kamen, sie ging neben der Sänfte, die Berthold mit andern Dienern brachte, als sei das ihr Recht.

Im Schlosse herrschte große Freude und Jubel; die Verwandten kamen

Digitized by Google

von allen Seiten, die Heimgekehrte festlich zu begrüßen und Gott zu loben, der sie errettet und ihre Unschuld endlich ans Licht gebracht hatte.

Als der erste Freudenrausch verflogen war, kam das Gericht über den falschen Golo. Wohl bat Genoveva in christlichem Erbarmen für den zerknirschten Verbrecher, doch man hörte sie nicht.

„Er leidet die Strafe, die er verdient", sprachen die Richter. „Man soll nicht in späteren Zeiten sagen: die Unschuld der Gräfin war wohl nicht erwiesen, sonst hätte man den Verräter nicht verschont."

Mit Golo zugleich fielen durch das Schwert alle, welche ihm beigestanden hatten, dagegen erhielten die, welche es treu mit der Herrin gemeint, reichen Lohn.

In den Hallen des Schlosses waltete wieder die Gräfin, sanft und freundlich wie sie immer gethan. Ihr Gatte umgab sie mit sorglicher Pflege, man suchte ihr zu dienen in jeglicher Art, und sie lächelte so mild, sie klagte nie. Doch die bleichen Wangen wollten sich nicht mehr röten, ihre Kräfte schwanden mehr und mehr und endlich, nur wenige Monate nach ihrer Heimkehr erhob sie sich nicht wieder vom Lager. Vergebens berief Siegfried alle Ärzte von nah und fern, vergebens versuchten sie alle ihre Kunst, es kam ein Tag, da rief sie den Gemahl und auch ihren Knaben zu sich ans Lager.

„Ich will Abschied nehmen", sagte sie sanft, „und will euch segnen, bevor ich scheide. Klage nicht, mein Siegfried", fuhr sie fort, als er sich nicht fassen konnte im Schmerz, „sieh! ich bin müde, müde von dem Gang; doch bliebe ich noch gern hier bei dir, um deinetwillen und für mein Kind. Es soll nicht sein, Gott ruft mich heim, darum weine nicht!"

Sie strich ihm sanft über das Haar. „Weißt du, mein Siegfried", redete sie weiter, „die Himmelskönigin erschien vor mir, begleitet von ihrer Jungfrauenschar in weißen Kleidern mit Himmelsblumen. Sie selbst hielt in den Händen eine leuchtende Krone und sprach: die sollst du tragen, du hast sie erworben; harre, mein Kind, bald ist sie dein! Die Krone seh ich über mir schweben, mein Heiland steht und winkt mir zu! Ich kann nicht bleiben! Gott segne euch alle! mein Haus, mein Gesinde, dich und mein Kind! Lebt wohl! lebt wohl!" . . . .

Sie sank zurück mit verklärtem Lächeln und schloß die Augen.

„Weine nicht, Vater, die Mutter schläft", flüsterte Schmerzenreich; „sie wird genesen."

„Genesen, ja, genesen für alle Zeit", stöhnte der Mann und sank über ihr hin in wildem Schmerz, in dumpfer Betäubung.

Aus dem Schlosse bewegte sich ein Trauerzug, man brachte die sterblichen Reste der Gräfin zur Gruft. Der Graf folgte nach, ein gebrochener

Digitized by Google

Mann, neben ihm ging Schmerzenreich in heißen Thränen, er verstand jetzt, daß er die Mutter auf Erden nicht mehr sehen werde. Tiefbetrübt kam auch das Hofgesinde, der Herrin die letzte Ehre zu erweisen, doch dicht hinter dem Sarg schritt mit kläglichem Jammern die Hindin. Sie blieb auch zurück auf der Stätte, wo die Tote ruhte, man fand sie verendet auf ihrem Grab.

„Im Tode getreu", sagte düster der Graf, „könnte ich ihr folgen, was soll mir mein Dasein voll Reue und Pein!"

Er wanderte ruhelos im Schlosse umher, er ging zur Gruft, um zu beten und zu klagen, er besuchte die Höhle, wo sie einst geduldet und kniete vor dem Kruzifix in bitterem Jammer:

„Genoveva, mein Weib, ich habe gesündigt an dir und vor Gott, wie soll ich büßen? Warum ließest du mich einsam in meiner Qual?" Er blickte empor — und siehe, sie stand vor ihm in verklärter Gestalt und lächelte ihn an.

„Hier findest du Frieden: hier baue ein Kirchlein und diene dem Vater voll Gnade und Huld."

Die Erscheinung verschwand, doch sein Entschluß war gefaßt. Er baute eine Kapelle mit einer Gruft und eine Siedelei für reuige Sünder. Dann ließ er den toten Leib der Verklärten nach der Grabstätte bringen, dort, wo sie gelitten, sollte sie auch ruhen. Als der Trauerwagen durch den Wald hinfuhr, rauschten die Bäume, wie vom Winde geschüttelt, und neigten ihre Äste tief herab, das scheue Wild schritt langsam mit, die Vögel setzten sich auf den Sarg, als trauerten alle um die Tote.

Nun war alles vollendet; der Graf berief seine Getreuen und auch seinen Bruder, er nahm Abschied von allen, sie sollten seines Knaben sorgsam pflegen. Allein Schmerzenreich faßte des Vaters Hand: „Nimm mich mit dir", sprach er, „was soll ich hier? Ich will beten wie du zu dem da droben, ich will auch sein, wo meine Mutter ruht. Die Wildnis war meine Heimat, mein Vaterhaus, dort will ich leben, dort will ich sterben."

Vereint zogen Vater und Sohn zum Walde, und alle seine Gespielen, Hirsche und Rehe, der wilde Wolf, die fröhlichen Sänger in den Zweigen, erkannten den Knaben und sammelten sich um ihn ohne Furcht und Scheu wie in früherer Zeit.

In stillem Wirken, in frommen Gebeten, im heiligen Erinnern an die Verstorbene verbrachten Vater und Sohn ihr Leben und sind, wie die Sage schlicht berichtet, endlich gottselig dem Herrn entschlafen.

J. W.

Digitized by Google

Till Eulenspiegel.

Erstes Kapitel.

Eulenspiegels Jugend.

Till Eulenspiegel, der größte aller Schalksnarren, war im Dorfe Kneitlingen, unweit Schöppenstedt im Braunschweigischen als der Sohn eines Bauern geboren. Schon bei seiner Taufe passierte etwas Komisches, wie wenn man geahnt hätte, daß das Kind ein Spaßvogel werden sollte. Als nämlich die Taufgöthe, die den Täufling aus der Kirche trug, einen Steg passierte, fiel sie, weil sie etwas zu viel getrunken hatte, herunter in eine Lache, so daß sie mitsamt dem kleinen Till über und über mit Schmutz besudelt ward. Nachdem man ihnen wieder herausgeholfen hatte, ward das Kind in einem Kessel mit lauwarmem Wasser gewaschen. Also ward es, wie die Leute sagten, an demselben Tage dreimal getauft, mit Weihwasser in der Kirche, mit Jauche in der Pfütze und mit lauwarmem Wasser in der Badewanne.

Sehr frühe entwickelte sich der kleine Till als ein loser Schalk, so daß die Nachbarn häufig Klagen über seine Streiche führten. Da sprach einmal der Vater zu dem vierjährigen Knaben: „Du Schelm, was machst du nur eigentlich, daß jeder über dich zürnt?“ Till antwortete: „Lieber Vater, ich mache gar nichts. Ich will Euch beweisen, daß sich die Leute aufhalten, wenn ich gleich ganz still hinter Euch auf dem Pferde sitze!“ Der Vater war neugierig und that, wie ihm Till vorgeschlagen. Als sie nun so durch die Gassen ritten, hob sich manchmal der kleine Schalk nur etwas in die Höhe. Da deuteten die Leute mit Fingern nach ihm hin und lachten aus vollem Halse. Warum wohl? Till hatte hinten einen großen Riß in der Hose, und wenn er sich erhob, „blitzte“ es, wie die Leute zu sagen pflegen. Jetzt nahm ihn der Vater vor sich auf das Pferd, aber die Vorübergehenden lachten abermals; denn Till hing die Zunge heraus, soweit er konnte. Der Vater, der das nicht sehen konnte, rief aus: „Es scheint

Digitized by Google

in der That, als ob du in einer unglücklichen Stunde geboren wärest; denn die Leute lachen über dich, auch wenn du ganz still sitzest."

Deshalb verließ er den Ort und siedelte sich im Magdeburgischen an der Saale an, starb aber bald, ohne seinem Weib und Kind etwas zu hinterlassen. Till hatte nichts gelernt außer Schelmereien und wagehalsigen Streichen. So war es sein Hauptvergnügen, auf dem Seile zu laufen, wie sehr das auch die Mutter verdroß. Er übte es heimlich auf dem Heuboden; die Mutter aber kam dahinter, nahm einen Knüppel und wollte ihn auf frischer That züchtigen, doch er entwischte zum Dachfenster hinaus und spottete ihrer Drohung. Eine Zeitlang schien es, als wolle er es lassen, indes bald wandelte ihn die Lust von neuem an. So spannte er einst ein Seil vom Hintergebäude über die Saale nach einem Nachbarhaus. Die Leute sahen voll Verwunderung zu, wie er darauf spazieren ging, als es aber die Mutter gewahr ward, schnitt sie das Seil ab, daß er ins Wasser fiel. Als er dadrein plätscherte wie ein Pudel, ward er sehr ausgelacht. Das verdroß ihn mehr, wie das unfreiwillige Bad, deshalb nahm er sich vor, sich an den Buben, die ihn so sehr verspottet, zu rächen. Also lud er einmal das Volk zu einer Seiltänzervorstellung an einem andern Orte ein. Alsdann erbat er sich von den Jungen jedesmal den linken Schuh zu einem Kunststück. Auf diese Weise sammelte Till ungefähr 120 Schuhe, die er alle in eine Schnur zog und ging damit aufs Seil. Dann machte er allerlei Sprünge und ließ auf einmal die Schnur fahren, so daß alle Schuhe kunterbunt durcheinander zur Erde flogen. „Jetzt sucht einmal eure Schuhe!" rief er höhnisch den Buben zu. Da gab es große Balgerei; sie stießen tüchtig mit den Köpfen zusammen, bis jeder seinen rechten Schuh hatte. Schließlich mischten sich noch die Alten hinein, so daß ein großer Tumult entstand. Eulenspiegel aber, der es vom Seile aus zusah, wollte sich fast totlachen; doch machte er sich noch zeitig aus dem Staube aus Angst, er möchte auch Prügel abbekommen.

Er hielt sich jetzt der Vorsicht halber eine Zeitlang zu Hause und beschäftigte sich mit Schuhflicken. Darüber freute sich seine Mutter, weil sie meinte, er wolle ein ehrlich Handwerk erlernen; doch das Stillsitzen hielt bei Till nicht lange vor. Nun klagte sie über seine Faulheit und jammerte, sie hätten nichts zu beißen und zu brocken. Da sann der lose Schalk auf eine List, wie er einen Bäcker um ein Brot bringen könne. Er ging mit einem Sack, der ein Loch hatte, zu einem Bäcker in die Stadt und gab vor, er wolle für einen Herrn, dessen Namen er auch angab, ein Brot holen. Er bat den Bäcker, er möge ihm einen Jungen mitgeben, der von seinem Herrn das Geld in Empfang nehmen solle. Der Bäcker fand darin nichts Auffallendes und gab ihm den Jungen mit. Unterwegs ließ nun Till das

Digitized by Google

Brot durch das Loch im Sack in den Straßenstaub schlüpfen und that darüber sehr ungehalten und betrübt. „Nein!“ rief er, „das besudelte Brot darf ich nicht ins Haus bringen. Lauf schnell, hole ein andres; ich warte hier auf dich.“ Der Junge gehorchte; als er jedoch wieder zur Stelle kam, war Till mit dem staubigen Brote davon. Von dem Herrn aber, den er angegeben hatte, war nichts zu erfahren. Inzwischen war Till zu seiner Mutter gekommen und rief: „Iß, wenn du etwas hast und faste mit St. Niklas, wenn du nichts mehr hast.“

Nun lebte in seinem Orte ein Geizhals, der den Nachbarskindern die Metzelsuppe, zu denen er sie einladen mußte, weil er ein Schwein geschlachtet hatte, verleiden wollte. Er schnitt in eine Schüssel recht viel harte Brotkruste und nötigte die Kinder über not, davon zu würgen; ja, wenn eines übersatt weggehen wollte, nahm er eine Peitsche und zählte ihnen tüchtige Hiebe auf mit den Worten: „Wollt ihr euch wohl etwas schämen und sauber auffessen!“ Da hatten sie sich den Appetit für alle Zeit verdorben; aber Eulenspiegel sann auf Rache.

Er band eine Reihe von Fäden in der Mitte zusammen und befestigte an jedes Ende ein Stück Brot und warf es den Hühnern vor. Es war nun sehr possierlich anzusehen, wie die Tiere an den Brocken hin- und herzogen und sich fast zu Tode würgten.

Ein andermal ging Eulenspiegel mit seiner Mutter auf die Kirchweihe und sprach dem Gläschen etwas zu viel zu. In seiner Trunkenheit suchte er sich ein stilles Plätzchen zum Schlafen und fand im Hofe mehrere Bienenkörbe, darunter einige leere. Er kroch in einen solchen hinein und gedachte seinen Rausch auszuschlafen. Aber auf einmal vernahm er ein Geräusch, das von zwei Dieben herrührte, welche einen vollen Bienenstock stehlen wollten. „Wir wollen den nehmen, der am schwersten ist“, sagte der eine, „da haben wir am meisten davon.“ So faßten sie schließlich den, in welchem Eulenspiegel stak, denn es war so finster, daß man die Hand nicht vor den Augen sehen konnte. Während sie den Korb davon trugen, langte Till mit der Hand vorsichtig heraus und zauste den Vordersten tüchtig an den Haaren. Da meinte dieser natürlich, sein Hintermann habe ihm den Schabernack gethan und schimpfte auf denselben. „Was fällt dir ein?“ antwortete der, „wie soll ich das machen? Hab' ich doch beide Hände voll.“ Nach einer Weile zupfte Eulenspiegel nunmehr den Hintermann. Jetzt ward der aber wütend und rief: „Vorhin hast du behauptet, ich zöge dich an den Haaren und nun machst du es mir so!“ — „Ich glaube, du bist verrückt, wie soll ich das anstellen?“ gab jener zurück. — So trugen sie unter Zanken und Fluchen den Korb weiter, bis Till wieder den Vordersten so heftig an den Haaren zog, daß er mit dem

Digitized by Google

Hinterkopf an den Bienenkorb stieß. Jetzt riß dem aber doch die Geduld; rasch ließ er den Bienenstock fallen und schlug seinen Gefährten gehörig mit den Fäusten. Der war aber auch nicht faul, sondern wehrte sich ganz gehörig, derart, daß sie sich im Finstern nach Kräften bearbeiteten, bis sie einander ganz verloren. Till wollte sich fast totlachen über den Spaß und schlief dann endlich ein. Am andern Morgen kroch er heraus, wanderte in die weite Welt hinein und verdingte sich endlich bei einem Hofjunker als Bursche, hielt es aber nicht lange bei demselben aus.

Zweites Kapitel.

Eulenspiegels Lehr- und Wanderjahre.

Hierauf trat er bei einem Pfaffen in Dienst, der eine einäugige Haushälterin hatte. Der würdige Herr befahl ihm alles zu thun, was die Frau ihn heißen würde, er solle dann so gut essen, wie sie beide. Till bemerkte wohl, daß sie nur ein Auge hatte, und sann sich eine Schalkheit aus. Als er nämlich auf ihr Geheiß zwei Hühner am Spieße drehte, verzehrte er eins,weil er glaubte, er würde am Ende doch zu kurz kommen, da es ihrer nur zwei wären. Als die Köchin nachsah, fragte sie erstaunt, wo denn das andre Huhn hingekommen sei. „Ei! so thut doch Euer ander Auge auf, Jungfer", versetzte Eulenspiegel, „dann werdet Ihr es schon sehen." Darauf ward sie zornig und meldete die Sache dem Herrn. Der Pfaffe kam, dem Schelm seine Ungebühr zu verweisen und sich nach dem andern Huhn zu erkundigen. „Das ist ja das andre", erwiderte Till, „ich hieß Eure Haushälterin beide Augen aufmachen, allein sie ward zornig." — „Das kann sie nicht", entgegnete lachend der Pfaffe, „aber wo ist das eine fehlende Huhn?" — „Ja, das habe ich gegessen", antwortete ganz ruhig Eulenspiegel, „um nicht zu kurz zu kommen; Ihr sagtet ja, ich solle so gut essen, wie Ihr." Der Pfaffe nahm den Scherz nicht übel, sondern sprach: „Nun, meinetwegen, es kommt mir auf ein Huhn nicht an."

Doch der Schalk fuhr fort, alles nur halb zu thun, was ihn die Köchin hieß, weil er meinte, sie sähe mit dem einen Auge nur die Hälfte. Das ärgerte diese so sehr, daß sie nicht ruhte, bis sie ihn aus dem Hause vertrieb. Doch verhalf ihm der Geistliche zu einer andern Stelle, er machte ihn zum Glöckner. Als solcher stiftete er aber soviel Unheil an, daß ihm der Pfarrer bald den Laufpaß gab. Alsdann begab er sich nach Magdeburg, allwo er sich berühmt zu machen gedachte.

Digitized by Google

Er verhieß den Bürgern, von der Dachluke des Rathauses herabzufliegen. Dies Schauspiel zu sehen versammelte sich eine große Menge Volkes auf dem Markte. Till stand auf dem Dache, indem er mit den Armen gewaltig in der Luft herumfuchtelte, als wolle er fliegen. Die Leute aber sperrten Augen und Mäuler auf, das Wunder zu schauen. Eulenspiegel lachte laut; dann aber rief er hinab: „Bisher habe ich geglaubt, ich sei der größte Thor; nun sehe ich, daß ihr alle noch größere seid, weil ihr geglaubt habt, ich könne fliegen.“ Damit kletterte er lachend herab; das Volk aber schimpfte oder sagte: „Er ist ein Schalksnarr; indes hat er uns die Wahrheit gesagt.“

Eines Tages kam Eulenspiegel gen Nürnberg, wo er an die Kirchtürme und das Rathaus große Plakate anschlug, es sei ein berühmter Arzt angekommen. Nun hatte der Spitalmeister sein Spital voll Kranke, deren er gern ein paar losgeworden wäre. Deshalb kam er zu Till, ob er ihm seine Patienten nicht heilen wolle. „O ja, recht gern“, versetzte dieser, „für 200 Gulden.“ Das war der Spitalmeister wohl zufrieden und gab ihm 20 Gulden im voraus. Hierauf ging Till zu den Kranken und nahm ihnen das Wort ab, nichts von seiner Kur zu verraten, „denn“, fuhr er fort, „ich kann euch nur helfen, wenn ich einen von euch zu Pulver verbrenne und es den andern eingebe; ich will den dazu nehmen, der am schwächsten auf den Füßen ist. Morgen komme ich mit dem Spitalmeister vor die Thür eines jeden und rufe: „Wer sich nicht krank fühlt, komme heraus!“ So geschah's, und alle konnten gehen und liefen eiligst davon. Erfreut bezahlte der Spitalmeister dem Till seinen Lohn, der sich still davon machte, denn nach drei Tagen kamen alle Patienten wieder.

Till war nach Braunschweig gewandert und verdingte sich als Bäckerknecht. Zwei Tage war er bei seinem Meister, da hieß ihn dieser für den Abend backen. „Was soll ich denn backen?“ fragte er. „Das ist einmal dumm gefragt“, sagte der Bäcker mürrisch. „Was pflegt man denn zu backen? Eulen oder Meerkatzen?“ Damit ließ er seinen neuen Knecht stehen. Till machte den Teig und formte daraus lauter Eulen und Meerkatzen. Als dies der Meister am andern Morgen sah, ward er wütend und fuhr ihn an: „Was hast du denn da gemacht?“ — „Was Ihr mich geheißen habt“, versetzte Till, „Eulen und Meerkatzen.“ — „Du Schafskopf!“ schrie der Bäcker, „was soll ich mit dem Zeuge machen? Bezahl mir meinen Teig, oder ich drück' dir die Kehle zu!“ — „Wenn dann auch die Ware mein ist“, erwiderte Till. — „Fort damit!“ rief der Bäcker, „ich kann sie doch nicht brauchen.“ Till packte seine Eulen und Meerkatzen auf und ging. Nun war es gerade St. Nikolasabend, und er kam auf die Idee, sie feilzubieten. In der That fand die Ware reißenden

Digitized by Google

Absatz, was den Bäcker sehr verdroß. Er wollte deshalb seine Backkosten heraus haben, doch der Schalk war mit dem Gelde auf und davon.

Nun verdingte er sich im Dorfe Ülzen bei einem andern Bäckermeister, machte aber auch dumme Streiche. So hieß ihn dieser einmal des Nachts Mehl beuteln. Als Till ein Licht verlangte, sagte er: „Kannst du nicht im Mondschein beuteln?" Da reckte der Knecht den Beutel zum Fenster hinaus und streute das Mehl in den Hof dahin, wo der Mond hinschien. Als ihn der Meister deshalb verklagen wollte, machte er ihn und den Richter durch seine Albernheiten lachen, und so ließ man ihn laufen.

Überhaupt unterschied er sich von andern Leuten durch seltsame Gewohnheiten. Jeden Morgen segnete er sich vor gesunder Speise, vor großem Glück und vor starkem Getränke: unter gesunder Speise verstand er Pflanzenkost; er äße aber lieber Fleich; großes Glück sei es, wenn ein Schieferdecker vom Dach fiele und bräche nur ein Bein; davor möge ihn der Himmel bewahren; unter starkem Getränke verstand er Wasser, weil es Mühlräder und Schiffe treibe. Wenn er bergab ging und alle Welt lustig hinab sprang, schnitt er ein grämliches Gesicht, als ob ihm die Hühner das Brot weggepickt hätten, dieweil es ja doch später wieder einmal bergauf gehe; stieg man aber hinan, so war er fröhlich, indem er sich zum voraus aufs Hinabgehen freute.

Einmal trat er in die Dienste des Grafen von Anhalt als Turmwächter. Weil man ihn aber einst vergaß mit Essen zu versorgen, blies er nicht Alarm, als die Feinde nahten. Deshalb zur Rede gestellt, sagte er: „Vor dem Essen kann ich weder gut blasen, noch tanzen." Als er nun wieder vergessen ward, und ihm der Bratenduft des Biwaks in die Nase stieg, blies er zum Alarm, so daß alles vom Tische weglief. Schnell eilte Till vom Turme herab und machte sich hinter die leckere Kost. Der Graf kehrte ärgerlich zurück und fuhr ihn an: „Bist du toll? Wer hieß dich das?" „Der Hunger", versetzte der Schalk ruhig. Der Graf setzte ihn deshalb ab, indem er ihn zwang, als Fußsoldat mit in den Krieg zu ziehen. Das schmeckte ihm nun gar nicht, und man sah ihn stets beim Ausmarsch zu hinterst, beim Heimweg aber voran. Als ihn deshalb der Graf zur Rede stellte, schützte er seine Schwächlichkeit vor, weil er früher immer zuletzt zu essen bekommen. Da gab ihm sein Herr den Abschied.

Ein ander Stücklein lieferte er beim König von Dänemark, der ihm verhieß, wenn er etwas recht Seltsames zeige, sein Pferd mit dem besten Hufschlag zu versehen. Till nahm ihn beim Wort, führte sein Roß zu einem Goldschmied, ließ es mit goldenen Hufeisen und silbernen Nägeln beschlagen. Der König mußte gute Miene zum bösen Spiele machen und den teuren Hufbeschlag mit 100 Mark bezahlen. Daraufhin ließ Eulen-

Digitized by Google

spiegel heimlich das Gold und Silber an den Hufen abreißen, behielt es für sich und ersetzte es durch gewöhnlichen Beschlag.

Ein andermal ritt er auf einem grüngefärbten Esel aus, um den Leuten recht viel zu lachen zu geben.

Einen der tollsten Streiche aber beging er in Lüneburg, wo ihm der Herzog das Land verboten hatte mit der Drohung, ihn zu hängen, wenn er ihn auf seinem Grund und Boden fände. Eulenspiegel scherte sich wenig darum und ließ es darauf ankommen. Eines Tages aber sah er den Herzog selbst mit seinem Gefolge scharf auf ihn zureiten. Er war zwar selbst auch zu Pferde, doch stand zu befürchten, daß sie ihn mit ihren besseren Rossen überholten. Was thun? Schnell besann er sich auf eine List, sprang ab und schlitzte seinem Pferd den Bauch auf. Nachdem er dann die Eingeweide herausgeholt, setzte er sich hinein. Als nun des Herzogs Knechte herankamen, riefen sie verwundert: „Ei seht doch, da sitzt der Eulenspiegel in seines Pferdes Bauch!" Da ritt auch der Herzog zornig herzu und fuhr ihn an: „Hab' ich dir nicht gedroht, wenn ich dich in meinem Lande träfe, würde ich dich aufhängen?" Doch der Schalk versetzte: „Ich sitze ja in meinem Eigentum, gnädiger Herr, nicht auf Eurem Grund und Boden." Da mußte der Herzog lachen und ließ ihn in Ruhe. Till bedankte sich bei seinem Pferde, das ihn gerettet, und machte sich zu Fuß von dannen.

Ein andermal kaufte er einem Bauern einen Schubkarren voll Erde ab und setzte sich mitten hinein. Also saß er auch in seinem eignen Grund und Boden.

Zu Prag gab sich Eulenspiegel für einen großen Gelehrten aus und vermaß sich öffentlich über die schwierigsten Streitfragen Auskunft zu geben. Das verdroß die dortigen Professoren und sie luden ihn zu einer Beweisführung ein. Zuerst stellte der Rektor an ihn das Ansinnen, die Wassertropfen im Meere zu zählen. Till versetzte: „Wenn Ihr mir alle Gewässer einhaltet, die ins Meer fließen, will ich es Euch ausmessen!" Der Rektor schwieg verlegen still. Bald darauf stellte er die zweite Frage: „Wieviel Tage sind vergangen seit Adam bis heute?" Kurz gefaßt erwiderte der Schalk: „Immer nur sieben; sobald die herum waren, fingen wieder sieben von vorne an und das geht so bis ans Ende der Welt weiter." Die dritte Frage lautete: „Wo ist die Mitte der Welt?" Eulenspiegel anwortete: „Genau hier, wo wir stehen. Wenn Ihr's nicht glaubt, meßt es mit der Schnur aus." Zornig that nun der Rektor die vierte Frage: „Wie weit ist es von der Erde bis zum Himmel?" — „Das ist gar nicht so weit", entgegnete der Schalk. „Was man im Himmel spricht, kann man auf Erden hören und ebenso umgekehrt. Ihr könnt euch selbst überzeugen: steigt

Digitized by Google

einmal hinauf in den Himmel, dann will ich Euch zurufen, und Ihr werdet ganz gut hören." Jetzt merkte der Rektor, daß er ihm nicht gut beikommen könne, that aber doch noch folgende Frage: „Wie breit ist der Himmel?" Auch dies brachte unsern Till nicht in Verlegenheit. „1000 Klafter breit", erwiderte er rasch, „und 1000 Ellbogen hoch; wenn Ihr's nicht glaubt, nehmt Sonne, Mond und Sterne zusammen und meßt!" Da machten die gelehrten Herren dumme Gesichter, Eulenspiegel aber lachte.

In ähnlicher Weise pries er auf der Hochschule zu Erfurt seine Gelehrsamkeit an. Da gaben sie ihm einen Esel in die Lehre; denn an solchen gebrach es da nicht, alten wie jungen. Der Pakt ging auf 20 Jahre; deshalb dachte Till: „Was ist dabei zu riskieren? In der Zeit kann der Rektor, oder ich, oder der Esel sterben." Er nahm also den jungen Esel in die Lehre, um ihn zunächst lesen zu lehren. Dazu nahm er einen alten Psalter und streute zwischen die Blätter einzelne Haferkörner. Nun suchte der hungrige Esel gierig das Futter, warf dabei mit der Schnauze die Blätter herum und, wenn er die Körner gefunden hatte, schrie er laut: „I-A!" Sofort rief Till den Rektor und ließ den Esel sein Kunststück machen. „Seht", so rief er, „er kennt schon die beiden Vokale I und A; das andre wird er auch noch lernen." Glücklicherweise starb bald darauf der Rektor; so konnte er seinen Schüler seiner Natur wieder zurückgeben. Er machte sich mit dem vorgeschossenen Gelde aus dem Staube, indem er dachte: „Solltest du alle Esel in Erfurt gescheit machen, würde es dich viel Schweiß kosten."

In Nigestetten im Thüringischen vollführte er folgendes Schelmenstück. Er verhieß den Weibern ihre alten Pelze zu waschen und warf sie alle in einen Kessel voll heißer Milch. Nachdem er sie eine Weile herumgerührt, hieß er die Weiber, sie sollten ihm noch Lindenholz holen. Als sie wiederkamen, war der Schalk fort, ihre Pelze aber vollständig zerkocht. So hatte ihnen der Gauner die Pelze bös gewaschen.

Einen schlimmen Streich spielte er zu Nürnberg den Nachtwächtern, die er wie ein Strolch alarmierte, nachdem er zuvor die Brücke über die Pegnitz schadhaft gemacht; er sprang nun über die Löcher weg, die Wächter aber, die ihn verfolgten, kamen zu großem Schaden, und manche mußten ein unfreiwilliges Bad nehmen.

In Bamberg verhalf er sich zu einem billigen Mittagsessen. Als ihm die Wirtin auf sein Befragen sagte, er könne entweder für 24 Pfennige am Herrentisch speisen, oder für 18 am bürgerlichen oder für 12 am Gesindetisch, da sagte er: „Ei, dann will ich doch lieber fürs meiste Geld essen", und setzte sich an die vornehme Tafel. Dort aß und trank er denn für drei, als wenn es ihm noch dazu bezahlt wrrden sollte. In der That

Digitized by Google

stellte er sich sehr erstaunt, als die Wirtin ihr Geld verlangte. „Was fällt Euch ein?“ sprach er, „ich bekomme noch 24 Pfennige von Euch; Ihr sagtet mir doch, ich könne für 24 Pfennige essen.“ Was wollte die Wirtin machen? Sie ließ den Wortklauberer laufen.

In Halberstadt spielte er einer Bauersfrau übel mit, welche Hühner feil bot. „Wieviel gilt der Korb?“ fragte sie Till, auf einen deutend, in dem ein Hahn mit Hühnern saß. Sie anwortete: „zwei Stephansgroschen.“ Eulenspiegel erwiderte: „Wollt Ihr sie nicht billiger geben?“ Als sie es verneinte, packte er den Korb auf und wollte damit weg. „Oho!“ rief die Frau, „so mir nicht; erst bezahlt!“ — „Habt keine Angst“, versetzte der Schalk, „ich bin der Schreiber der Äbtissin!“ — „Das ist mir gleich“, rief die Bäuerin, „ich will keine Händel mit den Pfaffen und ihrem Anhang; davor hat mich schon mein Vater gewarnt.“ — „Seid Ihr so bang“, entgegnete Till, „nun dann nehmt den Hahn zum Pfande zurück, daß ich Euch das Geld mit samt dem Korb sicher wieder bringe!“ Die dumme Frau ließ sich wirklich übertölpeln, nahm den Hahn zurück, wartete aber lange vergeblich auf Geld, Korb oder Hühner.

In Rostock verdingte sich Eulenspiegel bei einem Schmied als Knecht. Dieser sagte ihm eines Tages bei der Arbeit: „Folg' mit den Bälgen!“ und ging hinaus in den Hof. Da nahm Till einen Balg und folgte ihm buchstäblich nach. „Wo soll ich ihn hin thun, Meister?“ fragte Till. — „So war's nicht gemeint“, sagte der Meister, „trag den Balg wieder an seine Stelle!“ Eulenspiegel gehorchte, der Meister aber überlegte, wie er seine Gesellen mehr zur Arbeit anhalten sollte und beschloß, sie gleich nach Mitternacht zu wecken. Das behagte aber unserm Till gar nicht. Deshalb fragte er den Meister, warum er sie so früh wecke. Der Meister erwiderte: „Es ist so meine Gewohnheit, meine Knechte in den ersten acht Tagen nur eine halbe Nacht schlafen zu lassen.“ In der folgenden Nacht ließ nun Eulenspiegel zuerst den einen Knecht hinuntergehen, band sich das Bett auf den Rücken und kam damit herunter zum Amboß. „Bist du toll? warum läßt du dein Bett nicht oben?“ fragte ihn der Schmied. Eulenspiegel sprach: „Es ist so meine Gewohnheit, daß ich die eine halbe Nacht auf dem Bett liege, die andre Hälfte liegt es auf mir.“ Da ward der Meister zornig und rief: „Trag das Bett wieder hinauf und hebe dich aus dem Hause!“ Till gehorchte, nahm eine Leiter, stieg damit auf den Dachfirst, brach sich durch und hob sich hinauf auf die Ziegel. Der Meister lief auf das Geräusch hin nach oben und erblickte den Schalksnarren stillvergnügt auf dem Dache sitzen. Wütend wollte der Schmied mit einer Stange nach ihm stechen, aber Till rief ihm entgegen: „Was fällt Euch ein? Ich habe ja doch Euren Befehl buchstäblich befolgt.“

Digitized by Google

Ein andrer Schmiedegeselle, der auch hinzugekommen war, sagte: „Jawohl, Meister, er hat nur gethan, was Ihr ihm geheißen habt.“ Was wollte der Schmied machen? Er brummte etwas in den Bart und hatte noch obendrein den Schaden dazu; denn er mußte das Loch im Dache wieder ausbessern lassen.

Zur harten Winterszeit verdingte er sich einmal in einer Dorfschmiede als Knecht und that, weil die Not ihn zwang, gar demütig, er wolle auch essen, was sonst niemand möge. Nun war der Meister ein Geizhals und ein Schalk dazu; er führte den Till zur Essenszeit an eine Düngergrube, indem er sprach: „Da iß dich satt! Das mag ja doch sonst niemand.“ Er selbst aber ging ins Haus und ließ dem Eulenspiegel den Bratenduft in die Nase steigen. Dieser verbiß den Ärger, indem er bei sich dachte: „Warte, ich werde dich schon mit deinen eignen Waffen schlagen!“ Er ließ sich aber nichts merken, sondern arbeitete, obwohl er noch nüchtern war, den ganzen Tag weiter. Das stimmte den Meister so um, daß er ihm des Abends zu essen gab. Beim Schlafengehen hieß er ihn des andern Morgens früh aufstehen mit den Worten: „Hau einstweilen Hufnägel ab und arbeit' eins ins andre, was du hast, bis ich komme!“ Eulenspiegel dachte; „Halt, jetzt kommt meine Rache.“ Also er stand früh auf, machte ein riesiges Glühfeuer, hieb sämtlichen Nägeln, die er finden konnte, die Köpfe ab und schweißte alle möglichen Werkzeuge in eins zusammen, den Sandlöffel an die Zange, den Feuerspieß an den Schürhaken und zwei Hämmer aneinander. Sobald er hörte, daß der Meister aufstand, machte er sich aus dem Staube. Als dieser merkte, was der Schalksnarr für Arbeit geschafft, ward er wütend und fragte die Magd, wo Till sei. Sie antwortete: „Er hat etwas an die Thür gemalt und ist dann fortgegangen.“ Da erblickte der Schmied als Zeichen des Schalksnarren eine große Eule an die Pforte gemalt, worunter die Worte standen: „Hic fuit“ d. h. dagewesen. Ärgerlich wischte er es weg.

In Wismar ging Eulenspiegel bei einem Schuhmacher in die Lehre, welcher ihn eines Tages hieß, das Leder zu schneiden. Als er ihn fragte, in welcher Form er es wünsche, antwortete dieser brummig: „Dumme Frage! groß und klein, wie es der Sauhirt zum Dorfe hinaus treibt.“ Eulenspiegel nickte und schnitt aus dem Leder Figuren, wie Schweine, Ochsen, Kälber, Schafe, Ziegen, kurzum allerhand Vieh. Als der Meister des Abends heimkam, um zu sehen, was sein Geselle geschafft hätte, fand er zu seinem Verdruß die wunderlichen Figuren. Wütend fuhr er ihn an: „Was hast du denn da gemacht?“ — „Was Ihr mich geheißen habt“, versetzte Till, „groß und klein, wie's der Schweinehirt zum Dorf hinaustreibt.“ — „Ach, so hab ich das nicht gemeint“, erwiderte ärgerlich der

Digitized by Google

Meister, „es sollen große und kleine Schuhe sein; die solltest du zuschneiden und nähen, durcheinander. — „Ja, wenn Ihr mich das geheißen hättet, hätte ich es gern gethan; nun, ein andermal will ich es besser besorgen.“ Er befolgte später denn auch dies Gebot nach dem Wortlaut, indem er einen kleinen Schuh durch einen großen hindurch nähte. Das war aber nun wieder falsch verstanden; denn der Meister meinte, er solle nach der Reihe erst große und dann kleine Schuhe fertigen. Als der Schuster die Arbeit sah, ward er wieder zornig, indem er rief: „Du mußt nicht nach dem Wort, sondern nach dem Sinn handeln. Schau her! Hier hast du andres Leder; jetzt schneide einmal Schuhe zu über einen Leisten!“ Aber auch dies machte Eulenspiegel wieder verkehrt, indem er es buchstäblich befolgte. Er schnitt nämlich alle Schuhe über den linken Leisten. Als der Meister das sah, schrie er: „Du Einfaltspinsel! Gehört denn nicht zu einem linken Schuh auch ein rechter?“ Eulenspiegel antwortete ruhig: „Ihr habt mich's geheißen, alle Schuhe über einen Leisten zu schlagen.“ — „Zum Henker auch! wenn du es so weiter treibst, bringst du mich an den Bettelstab. Wo krieg' ich nur all das Leder her, das du mir ruinierst? Bezahle mir's, oder schere dich zum Teufel!“ — „Ei“, versetzte trocken Eulenspiegel, „der Gerber hat ja noch mehr!“ und wandte sich der Thür zu. Ehe er hinaus ging, drehte er sich noch einmal herum, indem er sprach; „Wenn ich nicht wiederkommen sollte, gehabt Euch wohl und sagt den Leuten, ich wäre dagewesen!“

Nun verdingte er sich bei einem andern Schuhmacher zu Stade. Derselbe kaufte eines Tages ein Fuder Holz und wollte dem Bauern, der es ihm vor die Thür fuhr, eine Suppe anrichten lassen. Aber seine Frau und Magd waren ausgegangen; nur Eulenspiegel saß daheim und flickte Schuhe. Weil er nun wieder eiligst weggehen mußte, ließ er den Till nehmen, was er im Schrank fände, um dem Bauern eine Suppe zu machen. Eulenspiegel fand in dem Schranke Schwarzbrot, das er in Stücke schnitt, und suchte dann weiter noch Fett. Weil er aber nichts fand, außer stinkendem Fischschmalz, so begoß er damit die Suppe. Dem Bauern schmeckte zwar das Gericht sehr sonderbar, aber weil er hungrig war, aß er es doch auf. Der Schuster kam noch dazu und fragte ihn, wie ihm die Suppe geschmeckt hätte. Der Bauer sprach: „Ei, gerade so wie neue Schuhe!“ Da lachte der Schuster und fragte, als der Bauer weg war, den Gesellen, wie er denn die Suppe angerichtet hätte. „Je nun“, erwiderte dieser, „Ihr hießt mich nehmen, was ich fände; nun fand ich nichts als Thran und hab' ihm die Suppe damit geschmalzt.“ — „Prosit die Mahlzeit!“ rief der Meister lachend, „wahrlich ein Bauernmagen kann alles vertragen.“

Digitized by Google

Drittes Kapitel.

Eulenspiegels lose Schalksstreiche.

Weil es nun aber Eulenspiegel den Leuten so zu machen pflegte, ward er wohl mitunter auch geäfft, hat sich dann aber immer an ihnen böse gerächt. So wollte er sich einmal bei einem Schuster seine eignen Stiefel schmieren lassen und gebrauchte dabei den üblichen Ausdruck, indem er von „spicken" sprach. Nun hatte der Schuster einen Gesellen, der ein Schalk war. Dieser sprach zu seinem Meister: „Wißt Ihr, wer das war? Niemand anders als Eulenspiegel, der alle Welt foppt, indem er buchstäblich thut, was man ihn heißt. Eigentlich sollte man ihn auch einmal so äffen und seine Stiefel wie einen Hasen spicken." Das leuchtete dem Meister ein, und so wurden Tills Schuhe mit Spickspeck präpariert. Als er sie abholen wollte, deuteten Meister und Geselle lachend auf die so gespickten Schuhe. Eulenspiegel lachte mit und sagte: „Wie habt Ihr doch meinen Wunsch so präzis erfüllt! Was kostet's?" — „Na", sagte der Meister lachend, „einen alten Groschen." Den gab ihm Till und ging, während ihm die andern tüchtig nachlachten. Nach einer Weile aber klirrten die Ladenfenster in Scherben in die Stube herein, Eulenspiegel fuhr mit dem Kopf hindurch, indem er scheinbar neugierig fragte: „Ei, sagt doch, Meister, war's Speck von einer Sau oder einem Waz, mit dem Ihr meine Stiefel gespickt habt?" Zornig wollte der Schuster ihm ein Scheit Holz an den Kopf werfen, doch Till fuhr eilig zurück, indem er noch eine Scheibe einstieß und höhnisch rief: „Wer zuletzt lacht, lacht am besten." Da fuhr der Meister seinen Gesellen an: „Siehst du, so geht's einem, wenn man sich mit Schalksnarren einläßt! Den guten Rat hast du mir gegeben; jetzt kannst du mir auch die Fenster bezahlen." Als sich der Geselle für unfähig erklärte, warf er ihn zum Haus hinaus.

Inzwischen war Eulenspiegel weiter gewandert ins Braunschweigische nach Eimbeck, wo es das gute Bier gibt; dort verdingte er sich als Brauersknecht. Sein Meister hieß ihn einst, weil er selbst verreisen wollte, mit der Magd Bier brauen und vor allem den Hopfen wohl sieden. Als es nun ans letztere ging, sagte die Magd, die gern zum Tanze gehen wollte: „Ich denke, den Hopfen kannst du wohl allein sieden!" Damit ging sie, Eulenspiegel aber führte einen von seinen Narrensstreichen aus. Der Brauer hatte einen schönen großen Hund, der „Hopf" hieß. Diesen lockte Till an sich und warf ihn in den siedenden Kessel, daß ihm Haut und Haar absengten. Nach einer Weile kam die Magd mit rotem Kopfe

Digitized by Google

vom Tanzplatz und rief ihm entgegen: „Till, jetzt ist's mit Hopfen genug, schlag ab!" Hierauf fuhr sie mit einer Stange in den Kessel hinein, rührte herum und sprach: „Ich verspüre ja noch garnichts von Hopfen; hast du ihn wirklich hineingethan?" — „Jawohl", versetzte Till, „er liegt auf dem Grunde." Da fischte die Magd mit einer Schaufel herum und brachte das Hundegerippe zum Vorschein. „Um Gotteswillen! Was hast du gemacht?" schrie sie, „was ist das für Bier!" — „Ich that, was Ihr mich geheißen habt", antwortete Till, „ich habe des Herrn Hofhund, den Hopf, gesotten." Indem kam der Brauer betrunken nach Hause und lallte: „Nun, meine Kinder, was habt ihr geschafft?" — „Das weiß der Teufel!" erwiderte die Magd, „ich ging ein Weilchen zum Tanzen; inzwischen hat der Narr Euren Hund, den Hopf, abgesotten." — „Jawohl", fiel Till ganz trocken ein, „ich that, was man mich hieß, aber Euch kann man nichts zu Danke machen." Während der Brauer noch wie versteinert vor sich hinstierte, machte sich der Schalksnarr von dannen.

Er ging nach Berlin zu einem Schneider in die Lehre; auch da trieb er es nach seiner gewohnten Weise. So hieß ihn der Meister einst, so fein zu nähen, daß man es nicht sähe. Da kroch Till mit seinem Zeug unter eine Bütte. „Was soll das?" fragte jener erstaunt. „Ei", versetzte der Schelm, „Ihr hießt mich ja so nähen, daß es niemand sähe. Unter der Bütte kann mich niemand sehen." — „So meinte ich's nicht", entgegnete der Schneider, „du sollst so fein nähen, daß man die Naht nicht sieht." Eines Abends warf er ihm einen grobwolligen Flaus mit den Worten hin: „Da, mach' den Wolf zurecht und geh' dann auch zu Bette!" Damit nahm er ein Licht, um sich zur Ruhe zu begeben. Nun schnitt Till aus dem Zeug ein Ungetüm zu wie ein Wolf, dem er mit Sperrhölzern den Rachen aufsperrte. Wie erschrak der Schneider, als er am andern Morgen das seltsame Ungetüm sah. „Du Narr!" rief er, „so einen Wolf meinte ich doch nicht; ich meinte damit den haarigen Flaus." — „Ach so!" sagte Till ganz dumm, „wenn ich das gewußt hätte, das wäre viel einfacher gewesen." Ein andermal befahl ihm der Schneider vorm Schlafengehen, noch die Ärmel in einen Rock zu werfen. Auch dies erfüllte Eulenspiegel buchstäblich, indem er den Rock an einen Haken hing und mit den Ärmeln danach warf bis zum hellen Morgen. Bei dieser vergeblichen Arbeit fand ihn der Meister noch, als er des andern Morgens in die Butike herunterstieg. „Zum Teufel!" schrie er ihn an, „was machst du denn da?" — „Ja, das ist keine Kleinigkeit", erwiderte Till, „schon die ganze Nacht werfe ich, wie Ihr mich geheißen habt, die Ärmel in den Rock hinein, aber die verfluchten Schelme wollen nicht drin sitzen bleiben. Ihr hättet mich auch etwas Gescheiteres heißen können, als so

Digitized by Google

meine Mühe umsonst verschwenden; ich habe jetzt die ganze Nacht kein Auge zugethan." — „Du Narr", versetzte der Schneider, „so hab' ich's ja auch nicht gemeint; annähen solltest du die Ärmel!" — „Den Teufel auch!" rief nun Eulenspiegel in verstelltem Zorn, „das hätte ich bald geschafft und dann noch ein gut Teil schlafen können. So mögt Ihr jetzt für mich bei Tage schaffen, ich will den Schlaf einholen; denn zum Nachtwächter hab' ich mich Euch nicht verdingt." — „Da wird nichts daraus", schrie zornig der Meister, „zum Tagschläfer hab' ich dich auch nicht in Lohn genommen und was hast du denn in der Nacht geschafft? Narrenspossen! Und dabei hast du vier Lichter verbrannt; die kannst du mir auch bezahlen oder dich zum Teufel scheren!" Till zog das letztere vor und ging.

Zuvor aber rächte er sich noch an drei Schneidergesellen in der Nachbarschaft, die seiner stets gespottet hatten, indem sie ihm beim Vorübergehen Lappen nachwarfen. Er sägte heimlich die Pfosten der Theke beinahe durch, auf der sie nach der Straße zu saßen und nähten. Als nun des Morgens der Schweinehirt blies, liefen die Schweine herbei und rieben sich gewohnheitsgemäß an den Pfosten. Auf einmal gaben diese nach, das Gerüst stürzte ein, und die Schneidergesellen purzelten in den tiefen Schmutz. „Ei, seht doch", rief lachend Eulenspiegel, „der Wind hat drei Schneidergesellen heruntergeblasen!" Da liefen die Leute zusammen und lachten sie tüchtig aus.

Eines Tages schrieb Eulenspiegel eine Versammlung der Schneider aus in den wendischen Städten und in dem Lande Sachsen, nämlich in Holstein, Pommern, Stettin und Mecklenburg sowie zu Lübeck, Hamburg, Stralsund und Wismar, sie möchten zu ihm nach Rostock kommen, er wolle sie eine Kunst lehren, die ihnen und ihren Kindern zu gute kommen sollte. Die Schneider waren neugierig und kamen in Scharen zusammen. Nun führte sie Till auf eine große Wiese, stieg auf ein Haus und hub an zu reden: „Ehrsame Männer des Schneiderhandwerks hört mich an! Ihr bedürft jetzt einer Schere, einer Elle, eines Fadens, einer Nadel und eines Fingerhuts, weiter nichts. Nun aber lehre ich euch meine Kunst: vor allem fädelt die Nadel fein ein und vergeßt nicht am Ende des Fadens einen Knoten zu machen; sonst habt ihr manchen Stich umsonst gethan!" Als er schwieg, sahen die Schneider verdutzt einander an, indem sie sprachen: „Diese Kunst kannten wir schon lange; dazu braucht uns niemand extra zu entbieten; das übten unsre Vorgänger schon vor 1000 Jahren." Eulenspiegel antwortete: „Aber 1000 Jahre ist eine lange Zeit her; seitdem ist manches wieder in Vergessenheit geraten. So ihr aber meine Lehre mit Undank aufnehmt, geht hin, von wannen ihr hergekommen!" Da wurden

Digitized by Google

sie zornig und wären ihm gern auf den Leib gerückt, er aber stand auf dem Dach des Hauses und sie gingen endlich schimpfend und fluchend von dannen; die andern aber, die daheim geblieben waren, empfingen sie mit Hohn, indem sie sagten: „Wußtet ihr nicht, daß ihr es mit einem Schalksknecht zu thun hattet?“

Eulenspiegel versuchte es mit allen Handwerkern. So verdingte er sich auch zur Winterszeit, weil ihn die Not dazu trieb, bei einem Kürschner, aber der Geruch der Pelze drang ihm gar arg in die Nase. „Das wird sich schon machen“, sagte der Meister, „wenn du erst einmal vier Nächte dabei geschlafen hast.“ Was that nun Till? Er holte sich eine Partie Häute von den Stangen, wo sie zum Trocknen hingen, und andre, die bereits ausgetrocknet waren, schmiß sie zusammen und kroch hinein zum Schlafen. Als der Meister dies gewahr wurde, ward er so zornig, daß er einen dicken Knüppel ergriff, um ihn zu schlagen; er aber lief hurtig die Treppe hinab. Da kamen des Kürschners Weib und Magd auf den Lärm hin herbei und wollten ihn festhalten; doch er rief ihnen zu: „Laßt mich los! Ich muß schnell den Arzt holen; der Meister hat ein Bein gebrochen.“ Beinahe wäre es auch wirklich soweit gekommen, denn dieser stürmte wütend die Treppe herab, so daß er die Weiber über den Haufen rannte und selbst hinabstürzte. Eulenspiegel jedoch war fort.

Da er kein Glück mit den Kürschnern hatte, wollte er ihnen einen bösen Streich spielen. Nun waren ihrer viele zum Fastnachtsabend in Leipzig versammelt, einen Wildbretschmaus zu halten. Eulenspiegel nähte eine lebendige Katze in einen Hasenbalg ein, so daß sie für einen Hasen gelten konnte. Dann verkleidete er sich als Bauer und hielt sein Wildbret feil. Richtig kam auch ein Kürschner und handelte ihm seinen vermeintlichen Hasen für vier Silbergroschen ab. Darauf rief er seine Zunftgenossen zusammen und ließ das Tier im Garten laufen, um eine Art Hasenjagd zu veranstalten; sie hetzten die Hunde hinterher und schrieen: Hussa. Der Pseudohase aber sprang alsbald auf einen Baum, indem er ganz kläglich Miau! schrie. Jetzt merkten die Kürschner den Spaß und wollten an dem betrügerischen Bauern Rache nehmen; der war aber nicht mehr zu finden.

Danach verdingte sich Till bei einem Gerber zu Braunschweig, der den Schustern das Leder gerbte. Dieser war einmal auswärts zu Gast geladen und sprach vor dem Weggehen zu dem Gesellen: „Mach' in der Zeit das Leder gar!“ — „Meister, was soll ich für Holz dazu nehmen?“ versetzte dieser. „Dumme Frage!“ erwiderte jener, „als wenn es je an Holz fehlte! Wenn die Not an den Mann geht, hab' ich doch immer noch Tische und Stühle genug im Hause.“ Kaum war der Gerber weg, so stellte Eulenspiegel den Kessel bei, hieb Tische, Bänke und Stühle klein und schob sie

Digitized by Google

unter den Kessel. Als er die Arbeit so bestellt, ging er weg. Der Meister kam des Abends betrunken nach Hause und legte sich gleich zu Bette. Am andern Morgen fand er wohl sein Leder gesotten, aber nirgends Stühle, Tische und Bänke. Da merkte er, wer Geselle gewesen, begehrte aber trotz des Drängens seiner Frau nicht, auf ihn zu fahnden.

In Lübeck war im Ratskeller ein Weinzapfer, der die Redensart an sich hatte, wer ihn betrügen wolle, müsse früher aufstehen als er. Das reizte unsern Eulenspiegel, ihm einen Possen zu spielen. Er nahm zwei ganz gleich große Kannen; die eine war voll Wassers, die andre leer; die volle trug er unter dem Rock verborgen, die andre offen. Damit kam er in den Weinkeller und ließ sich seine leere Kanne füllen. Unversehens zog er dann die mit Wasser gefüllte Kanne hervor und stellte sie statt der andern vor sich auf die Bank; die mit Wein gefüllte Kanne aber nahm er heimlich unter den Rock. Ganz unbefangen fragte er darauf den Küfer: „Was kostet der Wein?“ — „40 Pfennige“, erwiderte der. „Das ist mir zu teuer“, versetzte Till, „ich habe nur 24; mehr geb' ich Euch nicht.“ — „Dann sucht Euch einen billigeren Trank“, versetzte der Küfer mürrisch, nahm die Kanne und goß dan vermeintlichen Wein wieder oben zum Spundloch hinein. Dabei brummte er etwas wie „Esel, der sich Wein messen lasse, ohne ihn bezahlen zu können.“ Eulenspiegel aber nahm die leere Kanne, indem er sprach: „Wer weiß, wer der größte Thor ist. Es ist niemand so klug, daß er nicht betrogen werden könnte und wenn's auch ein Weinzapfer wäre.“ Damit wollte er sich entfernen. Dem Küfer aber gingen die Worte im Kopfe herum; darum lief er ihm nach und fand die volle Weinkanne und die leere. Daraufhin ließ er den Schalk als Dieb ins Gefängnis werfen, wiewohl einige sagten, ihm sei recht geschehen, er hätte sich besser vorsehen sollen. Andre dagegen, die dem Eulenspiegel gram waren, meinten, der Schelm habe den Galgen verdient. Dies Urteil ward denn auch über ihn verhängt und er hinausgeführt auf dem Richtplatz. Er gebärdete sich ganz demütig und bat nur den Rat um Gewährung einer Bitte, bevor er den Tod erleide. Sie glaubten ihm das nicht abschlagen zu dürfen, als er aber seinen Wunsch aussprach sahen sie wohl, daß derselbe unausführbar war, und ließen ihn lieber laufen.

Bald darauf spielte er einem Taschenmacher zu Helmstedt einen ärgerlichen Streich; er bestellte sich bei demselben eine große härene Tasche, wie sie damals Mode waren. Als sie fertig war, fand er sie jedoch viel zu klein. Da nahm der Taschenmacher eine ganze Kuhhaut und machte daraus einen Sack, daß man hätte ein Kalb hineinstecken können. Trotzdem meinte Till, sie sei immer noch viel zu klein; er bot zwei Gulden zum voraus, wenn man ihm endlich eine genügende Tasche machte Der Meister nahm

Digitized by Google

nun drei Ochsenhäute und machte daraus einen Behälter für einen Scheffel Korns; doch Eulenspiegel war immer noch nicht damit zufrieden. „Sie muß so groß sein", sagte er, „daß ich stets einen Pfennig daraus nehmen kann und noch zwei darin bleiben, ich aber doch nie auf den Boden greife; dann werde ich sie Euch abkaufen." Damit ließ er den Fabrikanten stehen, der sicherlich für 10 Gulden Leder verschnitten hatte.

Zu Erfurt ging er einst an den Fleischbänken vorbei, da rief ihm ein Metzger zu: „Kommt her und nehmt Euch etwas mit nach Hause!" — „Was meint Ihr denn?" fragte Till. „Je nun, einen Braten!" sagte der Mann. „Nun gut!" erwiderte der Schalk, packte einen Braten ein und wollte damit fort. „Halt! so mir nicht!" rief der Metzger wieder, „erst zahlen!" — „Das habt Ihr nicht gesagt", entgegnete Till, „hier Eure Zunftgenossen sind Zeugen. Nun traf sich's, daß die andern alle den Fleischer haßten, weil er immer in aufdringlicher Weise die Kunden anlockte. Deshalb halfen sie Eulenspiegel, indem sie bestätigten: „Nein, von Bezahlen war keine Rede." Darüber erhob sich großer Lärm und Streit und während sie sich noch herumzankten, eilte der Schalk mit seinem Braten davon.

Bald darauf kam er wieder vorbei, und derselbe Fleischer rief ihn wie gewohnt an. Gelassen wollte er wieder einen Braten aufpacken, da legte aber der Eigentümer die Hand auf das Fleisch und rief; „Diesmal geht es nicht ohne Geld." „Nun ja", sprach Eulenspiegel dabei lächelnd, „ich will ja auch zahlen; indes, was meinst du, soll der Braten mein sein, wenn ich ein paar Worte sage, die dir gefallen?" — „Meinetwegen!" versetzte jener. Nunmehr zog der Schalk seinen Geldbeutel und sprach: „Thu dich auf, mein Beutelchen und bezahl' die Leute." Dann wandte er sich zu dem Metzger mit den Worten: „Nun, Meister, gefällt's Euch so?" — „Ja natürlich!" sagte dieser. „Habt ihr's gehört, ihr Umstehenden?" fragte jetzt Till die andern. „Ihr seid Zeuge, jetzt ist der Braten mein?" — „Jawohl!" riefen die Umstehenden lachend, und so war der dumme Kerl zum zweitenmal gefoppt.

In Dresden ward Eulenspiegel später Schreinergesell. Eines Tages sprach der Meister zu ihm: „Mein lieber Till, ich bin zur Hochzeit geladen, sei hübsch fleißig und leime mir hier die vier Bretter genau zusammen!" Damit legte er ihm vier Bretter übereinander hin. Gerade so eins auf das andre leimte sie der Schalk auf einander und machte dann Feierabend. Als der Meister des Abends heimkam, freute er sich sehr, daß die Arbeit geschafft sei und lobte bei seiner Frau seinen fleißigen Gesellen. Wie aber ärgerte er sich, als er am andern Tag die verkehrte Leimerei sah! Knall und Fall jagte er den albernen Knecht zum Haus hinaus.

Digitized by Google

Zu Hildesheim in der Straße, die zum Neumarkt führt, wohnte ein reicher Kaufmann; der ging einst vor das Thor der Stadt in seinen Garten. Da fand er Till am Wege liegend und fragte ihn, wes Standes er sei. „Ich bin Küchenjunge", versetzte der Schalk, „aber augenblicklich ohne Dienst." — „Wie heißt du denn?" fuhr der Kaufmann fort. „Bartholomäus", antwortete Eulenspiegel. „Sapperment!" rief jener, „das ist aber ein langer Name; ich würde ihn abkürzen und dich „Toll" nennen." — „Auch gut!" erwiderte Till, „wollt Ihr mich in Euren Dienst nehmen?" — „Ja, wenn du alles pünktlich besorgst, was ich dich heiße", versicherte der Kaufmann. Das gelobte jener und folgte ihm auf sein Geheiß in den Garten. Hier mußte er helfen Suppenkräuter rupfen; denn der reiche Herr hatte ein großes Festmahl vor. Dann hieß er ihn mit nach Hause gehen. Dort schnitt die Frau ein grämliches Gesicht, als sie den sonderbaren Kostgänger gewahrte; doch ihr Mann beruhigte sie, der Bursche, sagte er, sei ein sehr anstelliger Koch. „Der sieht mir nicht danach aus", meinte mißtrauisch die Frau. „Nun, du wirst schon sehen", entgegnete der Mann, „gib einmal acht!" Damit rief er Till zu: „Toll, komm mit zum Metzger, Fleisch und Braten holen!" Eulenspiegel gehorchte, und bald kamen sie damit zurück. „Toll!" rief nun der Herr, „richte morgen das Fleisch zu und laß den Braten kühl abbraten!" Eulenspiegel nickte, setzte des andern Morgens die Speisen ans Feuer, den Braten aber steckte er am Spieß zwischen zwei Fässer Bier, damit er ja recht kühl läge. Inzwischen kamen die Gäste, und der Kaufmann erkundigte sich nach dem Essen: „Toll, wo ist der Braten?" — „Der liegt im Keller zwischen den Bierfässern", sagte Till, „einen kühleren Ort gibt's im ganzen Hause nicht." — „Ja, ist er denn gebraten?" fragte der Herr. „Das habt Ihr mich nicht geheißen", versetzte Till. „Da hast du's nun, mit deinem geschickten Koch", fiel die Frau ein, „ein Narr ist's." Die Gäste lachten, und der Kaufmann machte gute Miene zum bösen Spiel. „Laß gut sein", sagte er seiner Frau, „ich bedarf seiner noch zu einer Reise nach Goslar, dann will ich ihn verabschieden."

Am Vorabend zu dieser Reise hieß er den Knecht den Wagen ordentlich schmieren. „Was soll ich dazu nehmen?" fragte Eulenspiegel dienstfertig. „Geh und kaufe Karrensalbe und laß dir von der Frau altes Fett dazu geben." Damit warf er ihm einen Schilling zu. Till that nach dem Gebot, schmierte aber den Wagen inwendig, auswendig an allen Seiten, besonders da, wo die Sitzplätze waren. Am andern Morgen kam der Kaufmann mit einem Pfaffen, der auch mitfahren wollte, und hieß Till anspannen. Es geschah, und sie stiegen ein. Kaum saßen sie, so hub der Pfaffe an: „Potz Blitz, was ist das hier so fettig! Wo man hingreift, bleibt man kleben."

Digitized by Google

Dem Kaufmann ging es nicht besser, daher befahl er dem Kutscher zu halten. Der klärte ihnen denn auf Befragen den Thatbestand auf. Was war da zu machen? Sie kauften unterwegs von einem Bauern Stroh und wischten das Innere des Wagens ab. Ärgerlich rief dabei der Kaufmann ein über das andre Mal: „Du verfluchter Schelm, fahr' zum Galgen!" Das befolgte Till buchstäblich nach seiner Weise. Erstaunt blickten die Insassen des Gefährtes zum Kutschenfenster hinaus, als sie gerade unter dem Galgen hielten. Was wollten sie mit einem so ausgesuchten Schalk anfangen? Sie mußten beide lachen. „Häng wieder vor, du Narr!" rief der Kaufmann, „zieh' aus, was du kannst und sieh' dich nicht um!" Auch dies befolgte Till wörtlich, er zog alle Nägel aus, so daß bald darauf der Wagen mitten auseinander ging. Er jagte ohne sich umzusehen, mit dem Vorderteil des Wagens weg, während die andern mit dem Hintergestell im Felde zurückblieben. So mußten sie die Reise zu Fuß vollenden. Als sie alle wieder daheim waren, sagte der Kaufmann zu Till: „Iß und trink dich heute noch einmal satt, morgen aber räumst du mir das Haus." Der Schalk folgte aufs Wort, er ließ es sich weidlich schmecken und räumte hierauf das ganze Haus aus, indem er alles, was nicht niet- und nagelfest war, auf die Gasse trug. Mit großer Verwunderung sahen die Nachbarn dem sonderbaren Gebaren zu. Der Kaufmann war in der Kirche gewesen, als der zurück kam, merkte er die neue Tollheit und fuhr den Schalksnarren grimmig an. — „Ach Herr, verzeiht, daß ich noch nicht ganz fertig bin", bat Till, „die Tonne da war mir allein zu schwer; wenn Ihr mit anfassen wollt, kriegen wir's fertig." — „Zum Henker auch", schnaubte der Herr wütend, „laß stehen und fahre zum Teufel!" — „Es thut mir leid, daß ich Euch nichts recht machen kann", erwiderte scheinheilig Till, „ich kann Euch nichts zu Danke thun; so müßt Ihr Euren Hausrat selbst einräumen." Damit ließ er den Kaufmann unter dem großen Gelächter der Nachbarn stehen und ging.

Einen andern ergötzlichen Schabernack vollführte einst Eulenspiegel an einem Roßtäuscher zu Wismar, der die Gewohnheit hatte, alle Pferde am Schwanze zu ziehen, um daraus auf ihre Lebensfähigkeit zu schließen. Eulenspiegel verstand sich ein wenig auf die schwarze Kunst, putzte ein Pferd ansehnlich heraus, kam damit auf den Roßmarkt. Dem Roßtäuscher gefiel das schmucke Tier wohl, er wollte seine gewohnte Probe machen, ahnte aber nicht, daß der Schweif künstlich eingesetzt war und hielt alsbald zu seinem Schrecken den Schwanz in der Hand. Darüber erhob Tille in Zetergeschrei, verlangte Schadenersatz, so daß dem Roßtäuscher angst und bange ward. Er zahlte gern 10 Gulden, um den Geschädigten zu beruhigen. Von der Zeit an zog er indes kein Pferd mehr am Schwanze.

Zu Lüneburg lud einmal ein Pfeifendreher den Till mit folgenden

Digitized by Google

Eulenſpiegel foppt den Hildesheimer Kaufherrn. S. 326.

Digitized by Google

Digitized by Google

Worten zu sich ein: „Komm morgen Mittag und speise mit mir, wenn du kannst.“ Demgemäß sprach Eulenspiegel des andern Tages bei dem Pfeifendreher vor, fand aber das Haus verschlossen. Als er ihm bald darauf begegnete, fragte er ihn, ob er es immer so zu machen pflege, wenn er Gäste einlade. Der Pfeifendreher lachte. „Habe ich dir nicht gesagt: „Iß mit mir, wenn du kannst?“, meinte er, „du fandest die Thür verschlossen, also konntest du nicht.“ Eulenspiegel erwiderte ruhig: „Ei, sieh' doch, ich kann immer noch etwas lernen.“ Der Pfeifendreher aber sprach wieder: „Ich will dich nicht zum besten haben; gehe jetzt in mein Haus, so findest du die Thür offen und noch Gebratenes dazu. Ich komme gleich nach; außer dir will ich keinen Gast mehr haben; du sollst der einzige sein.“ Dies gefiel Eulenspiegel, er ging und fand alles, wie jener gesagt. Die Magd wendete gerade den Braten, die Frau richtete an. Da sprach der Schalk zu den Weibern, sie sollten zu dem Pfeifendreher auf den Markt kommen, derselbe habe einen großen Stör gekauft; den sollten sie ihm heimtragen helfen; er, Till, wolle inzwischen den Braten wenden. Die Frauenzimmer glaubten den Worten und liefen dem Herrn entgegen. Als sie ihn trafen, waren sie gegenseitig erstaunt über die Lüge. „Dahinter steckt eine Schalksstreich“, sagte der Pfeifendreher und ging eilends nach Hause. Inzwischen hatte Eulenspiegel das ganze Haus verschlossen und ließ die Ankommenden lange klopfen. Endlich rief er hinaus: „Ich lasse niemand herein; der Hausherr hat mir gesagt, er wolle niemand außer mir zu Gast haben, ich solle der einzige sein. Geht nur fort und kommt nach dem Essen wieder!“ Der Pfeifendreher sprach ärgerlich: „Ja, ja, ich habe allerdings so gesagt, aber ich meinte es anders.“ Es blieb ihm jedoch nichts andres übrig, als den Schalksnarren gewähren zu lassen. Dieser war denn auch nicht faul, aß und trank sich satt und verließ dann das Haus. So war der Pfeifendreher mit seiner eignen Schelmerei gestraft, und wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Von guter Mahlzeit war Till ein großer Freund; deshalb suchte er sich den Genuß zu verschaffen, wo und wie er konnte. So sah er einmal auf dem Jahrmarkt zu Ülzen einen Landmann ein Stück grünes Tuch kaufen. Gleich überlegte er, wie er ihn darum prellen könne. Er verabredete sich deshalb mit einigen andern losen Schelmen, sie wollten dem Bauern in Zwischenräumen auf seinem Heimweg begegnen und ihn dann immer anreden, was er wohl da für blaues Zeug habe. Zuerst stellte Eulenspiegel selbst die Frage. „Ei, das Tuch ist ja doch grün“, sagte der Bauer. — „Könnt Ihr nicht blau von grün unterscheiden?“ entgegnete Till. „Da wett' ich doch 20 Gulden, daß der nächste, der des Weges kommt, es auch blau findet.“ Inzwischen kam der zweite, der mit ihm im Bunde

Digitized by Google

war. Er sollte nun Schiedsrichter sein. Natürlich sagte er, das Tuch sei blau. Der Bauer, etwas mißtrauisch, sprach: „Es scheint mir, Ihr steckt alle zwei unter einer Decke.“ Eulenspiegel aber entgegnete: „Nun, mein Freund, damit du siehst, daß wir recht haben: da kommt noch ein dritter. und dazu ein geistlicher Herr; dem wirst du doch gewiß glauben.“ Vor dem frommen Aussehen des Pfaffen hatte der Bauer Respekt, er war mit dem Vorschlag zufrieden. Sobald der Pfarrer, der auch seine Freude an lustigen Einfällen hatte, näher kam, redete ihn Eulenspiegel ehrfurchtsvoll an: „Ew. Hochwürden, sagt uns doch, was für eine Farbe dieses Tuch hat.“ Der Pfaffe sah sie scheinbar verwundert an und sprach: „Das seht Ihr doch wohl selber, daß es blau ist.“ — „Hörst du's nun?“ sprach der Schalksnarr. „Ihr habt die 20 Gulden verloren; gebt mir dafür das Tuch; es ist ungefähr so viel wert.“ Der Bauer gab es kopfschüttelnd hin, indem er sprach: „Wenn es mir nicht ein Geistlicher versichert hätte, so wollte ich wohl sagen, ihr wäret alle drei durchtriebene Schelme und Lügner dazu.“ Eulenspiegel aber teilte sich mit seinen Spießgesellen in den Raub.

In Bremen spielte er einmal mehreren Milchweibern einen ärgerlichen Possen. Er kaufte ihnen alle ihre Milch ab und schüttete sie zusammen in eine große Bütte. Dann ließ er die Frauen sich rings herum setzen und warten, bis der Zuber voll wäre. Hierauf sprach er zu ihnen: „Wer nicht warten kann, bis ich wiederkomme, das Geld zu holen, der mag sich seine Milch wieder aus der Bütte schöpfen.“ Damit ging er lachend weg Nun erhub sich aber ein großes Geschrei unter den Weibern. Jede wollte zuerst ihre Milch wieder haben, die eine behauptete, sie hätte so viel dazu geliefert, die andern soviel. — Zuletzt plantschten sie sich die Milch ins Gesicht und warfen sich die Eimer an die Köpfe. Darüber entstand unter den Umstehenden großes Gelächter, und alle freuten sich über den gelungenen Einfall.

Nach einer Weile kam Eulenspiegel gen Hannover, wo er sich einen Scherz mit zwölf Blinden erlaubte. Diese hielten ihn, weil er zu Pferde saß, für einen vornehmen Herrn und baten ihn um ein Almosen. Da sprach der Schalk: „Hier habt ihr zwölf Gulden, da geht in die Stadt in die Herberge zum goldenen Löwen und laßt euch gehörig traktieren.“ Dabei that er, als wenn er einem von ihnen das Geld in die Hand gedrückt hätte. Da sie aber blind waren, glaubte jeder, der andre hätte das Geld. Sie gingen daher getrost in das Wirtshaus und bestellten sich Zehrung für 12 Gulden. Der Wirt schlachtete sofort einen Ochsen und setzte ihnen reichlich zu essen vor. Hierauf verlangte er sein Geld. Da stellte es sich heraus, daß es keiner erhalten hatte. Die Blinden kratzten

Digitized by Google

sich verlegen hinter den Ohren, der Wirt aber ward zornig und warf sie in den Schweinestall. „So", sprach er, „jetzt könnt ihr Heu und Stroh fressen." Inzwischen ließ es Eulenspiegel keine Ruhe, er wollte doch sehen, wie es seinen Blinden gegangen sei. Er ging deshalb in Verkleidung nach dem Gasthaus, und als er hörte, daß die armen Männer in dem Schweinestalle lägen, machte er dem Wirt Vorhalt. Der aber sagte: „Ich lasse sie nicht eher wieder heraus, als bis ich mein Geld habe." — „Nun", begütigte ihn Till, „ich will Euch einen Bürgen schaffen." Hierauf ging er zu dem Pfarrer und redete mit ihm folgendermaßen: „Lieber Herr Pastor, wollt Ihr mir einen Gefallen erweisen?" Als ihm der Geistliche solches zusagte, fuhr er fort: „Mein Wirt ist diese Nacht von einem bösen Geist heimgesucht worden; wollt Ihr ihn vielleicht durch eine Beschwörung wieder davon befreien?" Der Pfarrer antwortete: „Ja, aber Ihr müßt Euch noch eine Weile gedulden; das geht nicht so schnell." — „Wohl", versetzte Eulenspiegel, „ich will Euch die Frau des Wirtes bringen, damit Ihr es ihr versprecht." Dann kehrte er zu dem Wirte zurück und veranlaßte dessen Frau, mit ihm zu gehen, damit sie die Zusage des Pfarrers als Bürge aus seinem eignen Munde vernehme. Der Schalk fragte den Pfarrer indes nur kurz, ob er der Frau bestätigen wolle, was er ihm versprochen, und der antwortete: „Ja, liebe Frau, ich werde Eurem Manne helfen." Als der Wirt diese Botschaft hörte, ließ er die Blinden los, sie und Eulenspiegel machten sich aus dem Staube. Als die Frau aber später den Pfarrer an die 12 Gulden mahnte, entgegnete dieser: „Ja, ja, das ist so die Manier der bösen Geister, daß sie immer Geld haben wollen." Die Frau versetzte erstaunt: „Nicht doch, Herr Pfarrer; mein Mann will nur sein Geld haben, für das Ihr Euch seiner Zeit verbürgt habt." Der Pfarrer sprach: „Was redet Ihr? Ich habe gehört, daß Euer Mann von einem bösen Geist besessen sei; bringt mir ihn her, ich will ihn davon befreien." — „Wohl", rief die Frau zornig, „Ihr werdet den bösen Geist kennen lernen." Damit rannte sie weg und erzählte alles ihrem Manne. Dieser nahm wütend einen Spieß und lief nach dem Pfarrhof. der Pastor sah ihn kommen, bekreuzte sich und rief voll Angst die Nachbarn zu Hilfe, da liefen alle zusammen, als sie hörten, der Mann sei vom Teufel besessen. Der Wirt aber schrie: „Verlogener Pfaffe, bezahle mich!" Damit stieß er heftig nach dem geistlichen Herrn, der ihn mit dem Weihwasserwedel besprengte. Mit Mühe hielten die Bauern den erbosten Wirt zurück, aber die Feindschaft und das Mißverständnis zwischen beiden währte fort. —

Zu Hamburg auf dem Hopfenmarkt verdingte sich Eulenspiegel bei einem Barbier als Geselle. Der Meister deutete auf ein Gebäude und sprach: „Siehst du das Haus mit den hohen Fenstern? Da geh' gerade

Digitized by Google

hinein, ich werde gleich nachkommen." Eulenspiegel ging an den bezeichneten Ort und stieg mitten zum Fenster des Ladens hinein, daß die Scheiben klirrten. „Gott grüß' das Handwerk!" sprach er zu der Frau des Barbiers, die in der Stube saß. „Seid Ihr des Teufels!" rief diese erschreckt, „wo kommt Ihr her, wer seid Ihr?" — „Seid mir nicht böse, liebe Frau, ich bin der neue Geselle Eures Mannes." — „So?" erwiderte die Frau, „kommt ein Geselle in das Zimmer seines Meisters, indem er ihm die Fensterscheiben zerbricht?" Inzwischen war auch der Barbier nach Hause gekommen, bemerkte den angerichteten Schaden und fuhr den Till grimmig an: „Wer hieß dich also thun?" — „Ihr selbst" antwortete Eulenspiegel, „Ihr hießt mich ja gerade da hinein gehen, wo die hohen Fenster seien." Der Meister verbiß seinen Ärger; denn er hatte gerade einen Gesellen sehr nötig. „Meine Kunden mögen mir den Schaden ersetzen", dachte er bei sich. Am andern Tage hieß er seinen neuen Gesellen die Schermesser schleifen: „Schleife sie glatt auf dem Rücken gleich der Schneide." Eulenspiegel befolgte dieses also, daß er die Rücken so scharf schliff wie die Schneiden. Als dies der Barbier sah, ward er zornig und rief: „Scher' dich zum Haus hinaus, woher du gekommen bist!" Da sprang Eulenspiegel wie ein Seiltänzer mitten durch die Scheiben hinaus. Auf diese Weise hatte er ihm zweimal die Fenster ruiniert.

Zu Eisleben heilte er gründlich einen prahlerischen Wirt von seiner Großthuerei. Daselbst kehrten einmal zur Winterszeit gleichzeitig mit Eulenspiegel drei sächsische Kaufleute ein und erzählten viel von einem Wolfe, der sie in Schrecken gejagt hätte. „Seid Ihr Helden!" rief der Wirt, „Ihr seid zu dreien und fürchtet euch vor einem einzigen Wolf! Ich wollte mich allein vor dreien nicht fürchten." Diese Rede verdroß die Kaufleute. Als sie sich mit Eulenspiegel in einer Kammer schlafen legten, unterhielten sie sich, wie sie dem großmäuligen Wirt den Mund stopfen könnten. „Will ich bald besorgen", sprach Eulenspiegel vergnügt. Das gefiel den Kaufleuten, sie versprachen ihm eine Belohnung, wenn er Wort halte. Am andern Morgen ritten sie zusammen verabredetermaßen aus der Herberge, um später wieder dahin zurückzukehren. Höhnisch rief ihnen noch der Wirt nach: „Sorgt nur, daß euch der Wolf nicht beißt." Sie steckten einstweilen den Spott ein. Eulenspiegel wußte sich indes einen ausgestopften Wolf zu verschaffen, den er unvermerkt in das Wirtshaus brachte. Die Kaufleute waren auch da, und der Wirt begann wieder mit seinen Spötteleien: „Hat Euch der Wolf wieder gebissen? Wo ist das grausame Tier?" Da sagte Eulenspiegel: „Habt Sorge, daß Euch nicht einmal selbst der Wolf beißt!" Der Wirt lachte, und bald darauf ging man zu

Digitized by Google

Bette. Kaum war es still geworden, so stellte Till seinen Wolf in die Hausflur und steckte ihm noch ein Paar Kinderschuhe in das Maul. Gleich darauf zog er die Klingel und rief: „Wirtschaft!" Der Wirt, der noch nicht eingeschlafen war, hieß die Magd nachsehen. Diese ging mit einem Lichte hinauf und erblickte zu ihrem Schrecken den Wolf. Als sie die Kinderschuhe im Rachen desselben sah, ließ sie vor Entsetzen das Licht fallen, weil sie meinte, das Untier hätte die Kinder des Wirts aufgefressen. Inzwischen lärmten Eulenspiegel und die Kaufleute wiederholt und schrieen immer lauter: „Wirtschaft, Wirtschaft", so daß der Wirt den Knecht hinaufschickte. Auch dieser kam mit einem Lichte, aber sobald er den Wolf erblickte, flüchtete er sich mit Geschrei in den Keller. Die Kaufleute hielten sich den Bauch vor Lachen, aber Till rief immer toller: „Wirtschaft!" Jetzt ward es dem Wirt doch zu bunt, er meinte, Knecht und Magd seien wieder eingeschlafen, und machte sich selbst auf die Beine. Sowie er aber den Wolf sah, schrie er aus Leibeskräften: „Helft! Mordio!" Bleich und mit schlotternden Knieen rettete er sich zu den Schelmen in die Kammer und brachte kaum mit zitternder Stimme die Worte heraus: „Ach Gott! im Hausgang steht ein fürchterlicher Wolf, der hat Knecht und Magd und meine Kinder gefressen; die Schuhe hat er noch im Maule." Inzwischen war das ganze Haus lebendig geworden, weder Knecht, noch Magd, noch die Kinder waren gefressen. Eulenspiegel ging ruhig auf das vermeintliche Untier los und warf es mit einem Fußtritt um, indem er ausrief: „Was macht Ihr ein Geschrei um einen toten Wolf und habt Euch gerühmt, ihrer drei lebendige aus dem Felde zu schlagen, Ihr albernes Großmaul!" Der Wirt sah auf den steifen Wolf, der kein Glied regte, und merkte wohl, daß er genarrt war. Die Kaufleute lachten ihn gründlich aus und zahlten Eulenspiegel gern den versprochenen Lohn für seinen gelungenen Spaß. Der Wirt aber nahm von der Zeit an nie mehr den Mund voll mit seinen Heldenthaten.

Einen andern Wirt strafte er für seine Unverschämtheit. Derselbe ließ nämlich zu lange mit dem Mittagessen warten, und als sich Eulenspiegel darüber beklagte, brummte er mürrisch, der Gast möge in die Küche gehen und sich einstweilen am Bratendufte sättigen. Till nahm stillschweigend eine Semmel und ging hinaus. Endlich ward angerichtet, aber er blieb hartnäckig beim Herde sitzen. Weil nun doch der Wirt seinen Mittagstisch per Kopf berechnet hatte, ging er nach dem Essen mit seinem Sammelteller herum, das Geld einzustreichen. So kam er auch zu Eulenspiegel. „Wie?" fragte dieser erstaunt, „ich soll zahlen und habe doch gar nicht mitgespeist?" — „Ei, was!" brummte ärgerlich der Wirt, „Ihr seid ja vom Geruche satt geworden!" — „So", versetzte ruhig der

Digitized by Google

Schalk, nahm ein Geldstück, warf es auf den Tisch, steckte es aber gleich wieder ein, indem er fragte: „Habt Ihr den Klang gehört, Herr Wirt?“ — „Jawohl!“ erwiderte der Wirt. „Was soll's damit?“ — „Nun“, antwortete Till, „sowie Ihr mich gesättigt habt mit dem bloßen Geruche, so zahle ich Euch mit dem bloßen Klange!“ Der Wirt ward zornig und drohte mit Verklagen, sah aber bald ein, daß er nichts ausrichten würde.

Zu Staßfurt kam er einmal zu einer Wirtin, die ein Schoßhündchen liebkoste, ihm Bier zu trinken und Brot zu essen gab. Nachdem sich Eulenspiegel das Gleiche bestellt hatte, drängte sich das Tier auch zu ihm heran. „Ach, gebt ihm doch etwas!“ sagte die Wirtin. Till that's und sättigte den Hund. Als die Wirtin, die inzwischen hinausgegangen war, wieder hereinkam, redete er sie also an: „Sagt einmal, liebe Frau, wenn jemand Eure Kost ißt, wollt Ihr dem borgen?“ Die Wirtin dachte nicht daran, daß er damit den Hund meinen könne und sprach: „Nein, hier muß ein Gast bezahlen oder ein Pfand geben.“ Daraufhin lockte Eulenspiegel den Hund an sich, nahm ihn mit hinaus und zog ihm das Fell ab. Dieses steckte er unter seinen Rock und kam damit wieder herein; dann fragte er nach seiner Zeche. Als sie ihm die Wirtin zusammengerechnet hatte, zahlte er nur die Hälfte, indem er sagte: „Für die andre Hälfte muß der andre Gast aufkommen.“ Die Wirtin sprach: „Wen meint Ihr damit?“ Till versetzte: „Er kann nicht bezahlen, also muß er ein Pfand geben. Hier ist sein bester Rock!“ Damit zog er das Hundsfell unter seinem Rocke hervor. Als es die Wirtin erkannte, erschrak sie, dann aber überhäufte sie den Schelm zornig mit Scheltworten. Der aber half sich, indem er sich auf ihre eignen Worte berief. „Geht mir aus dem Hause, Ihr nichtsnutziger Schelm!“ schrie die Wirtin. „Ich will lieber reiten“, entgegnete kühl Eulenspiegel, sattelte sein Roß und ritt von dannen.

Bald darauf kam er in dasselbe Wirtshaus zurück, legte sich langen Wegs auf ein Rad, das da im Hofe lag, und rief der Wirtin zu: „Guten Tag, Frau Wirtin! Habt Ihr lange nichts von Eulenspiegel gehört?“ Diese, die seine Stimme nicht erkannte, ihn auch nicht von Angesicht sehen konnte, erwiderte giftig: „Der Spitzbube hat mich mit dem Felle meines Hundes bezahlen wollen.“ — „Beruhigt Euch, gute Frau, er hat seine Strafe, er liegt auf dem Rade.“ — „So“, antwortete diese, „das geschieht ihm recht.“ — „Wirklich?“ sprach der Schalk, „es thut ihm aber nichts; ich bin's selbst. Adieu, Frau Wirtin!“

Gründlich kurierte er einmal einen unverschämten Holländer, der ihm bei Tische ein paar Eier, die er sich hatte extra sieden lassen, austrank mit den Worten: „Hier ißt man nichts Besonderes, sondern das, was die an-

Digitized by Google

dern Gäste auch essen. So, jetzt leck' das Faß aus; der Dotter ist heraus!" Darüber ward Till von den übrigen weidlich ausgelacht. Er ließ sie lachen, bereitete indes einen Apfel so zu, daß derselbe inwendig voller Mücken, auswendig aber mit Zucker bestreut war. Diesen legte er sich des andern Tages auf den Teller und entfernte sich, als wolle er noch mehr holen. Sofort ergriff ihn der Holländer, um ihn gierig hinunterzuschlucken. Aber kaum hatte er ihn im Munde, als er mit vor Ekel verzerrtem Gesicht aufsprang und fortrannte. Dem Wirt und den Gästen ward es bange, weil sie glaubten, er habe Gift geschluckt, aber Eulenspiegel, der zurückkam, beruhigte sie, indem er sagte: „Es schadet ihm nichts, es ist kein Gift, es waren nur Fliegen darin; es putzt ihm ein wenig den Magen; in die Eier von gestern konnten keine Mücken hinein!" Allmählich kam der Holländer zu sich, vergriff sich aber nie mehr an fremdem Eigentum.

Zu Bremen belustigte Eulenspiegel den Bischof mit seinen Streichen aufs beste. Dieser glaubte nicht an seine Frömmigkeit, hänselte ihn immer, wenn er in der Kirche gewesen war. Das verdroß Eulenspiegel, er nahm sich vor, dem geistlichen Herrn einen Possen zu spielen. Er verabredete sich mit einer Marktfrau, versprach alle ihre Töpfe zum voraus zu bezahlen, wenn sie dieselben vor den Augen des Bischofs auf ein von ihm gegebenes Zeichen zerschlüge. Dann wettete er bei diesem, daß die Topfhändlerin ihren Kram von selbst entzweischlüge, wenn sie ihrer ansichtig würde. Das glaubte der Bischof natürlich nicht und wettete dagegen um 30 Gulden. So kamen sie zum Markte, und richtig! die Frau that, wie Eulenspiegel gesagt. Die Leute lachten, aber der Bischof wunderte sich sehr, deshalb fragte er ihn zu Hause ganz erstaunt, wie er es denn fertig bringe, daß die Frau solches thue. Der Schalk gestand ihm alles, und das Stücklein gefiel dem hohen Herrn so gut, daß er ihm einen feisten Ochsen zusagte, wenn er es verschweige. Eulenspiegel versprach's, und der Bischof rühmte sich nun einmal bei Tafel vor seiner Umgebung, er verstünde die schwarze Kunst. Natürlich wollten alle eingeweiht sein. „Ja, wenn Ihr mir einen feisten Ochsen versprecht", sagte der ehrwürdige Herr, „will ich sie Euch lehren." Sie erklärten sich bereit, und so kamen 16 Ochsen zusammen, von denen jeder wohl gut seine 4 Gulden wert war. Darüber kam Till hinzu und sprach: „Davon kommt mir eigentlich die Hälfte zu." Der Bischof antwortete: „Halte du mir, was du mir versprochen, so halte ich auch mein Versprechen!" Damit gab er ihm einen Ochsen. Hierauf eröffnete er seiner Umgebung die sogenannte schwarze Kunst. Da machten sie große Augen, da sie wohl merkten, daß sie geäfft worden seien. Eulenspiegel aber hatte seinen Hauptvorteil davon.

Ein andermal prellte er einen Roßtäuscher, indem er ihm ein stör-

Digitized by Google

risches Pferd aufschwatzte. Als dieser das Tier nämlich von allen Seiten besah und dann fragte: „Wenn du einen Fehler weißt, mußt du es mir redlich sagen; dann zahl' ich dir, was recht ist", versetzte Till: „Es hat nur den einen Fehler, daß es nicht über die Bäume geht." — „Nun, das schadet nichts", sagte lachend der andre, „ich will ja keinen Kunstreitersgaul." Daraufhin wurden sie handelseinig, der Käufer zahlte einen hohen Preis und wollte über eine hölzerne Brücke, die in der Nähe war, zur Stadt hinaus reiten; doch das Pferd versagte den Gehorsam. Der Roßtäuscher verklagte Till wegen Verhehlung von Fehlern, aber der Schalk verteidigte sich, indem er sagte: „Ich hab es ihm ja offen mitgeteilt, daß das Pferd nicht »über die Bäume« gehe, ist die Brücke nicht von Bäumen gemacht." Das Gericht ließ die Spitzfindigkeit nicht gelten, sondern verurteilte ihn zum Schadenersatz; Eulenspiegel aber legte Berufung ein und machte sich aus dem Staube.

Noch gröber spielte er einem andern Händler zu Hildesheim mit, der ihm ein Pferd für 24 Gulden verkaufte. Er bezahlte ihm 12 Gulden bar, indem er dabei sagte, er wolle ihm die andre Hälfte schuldig bleiben. Nach drei Monaten kam der Roßtäuscher, seine Schuld einzutreiben, aber der Schalk antwortete trocken: „Ich will sie dir noch immer schuldig bleiben." Das dauerte allmählich dem Händler zu lange und er verklagte den Schuldner. Da verantwortete sich Eulenspiegel vor Gericht folgendermaßen: „Wenn ich ihn bezahlte, hielte ich ja mein Wort nicht: ich habe ihm gesagt, ich wolle ihm die Summe schuldig bleiben." Das Gericht vertagte das Urteil, aber der Roßtäuscher kam nie zu seinem Gelde.

In Braunschweig verschaffte er sich viel Geld auf folgende Weise. Er verdingte sich beim Herzog als Hirte umsonst auf zehn Jahre. Dann schrieb er überall aus im Lande, bald dieser Stadt, bald jener, er habe gehört, sie hätten so schöne Weideplätze, er wolle kommen, seines Herrn Vieh darauf zu treiben. Da ward es den Städten bange und sie schrieben ihm, sie wollten ihm viel Geld schicken, wenn er sie verschone. So kam er zu Geld, kaufte sich einen prächtigen Rock von Fuchspelz, in dem er überall herumstolzierte. Erstaunt fragte ihn der Fürst, wie er das angestellt habe. „Ja", sagte der Schalk pfiffig, „es gibt ein Sprichwort, gnädiger Herr, das heißt: es ist kein Ämtchen so klein, es bringt was ein. Und ein andres sagt: Es ist kein Ämtchen so klein, es ist Henkens wert."

Zu Erfurt betrog er eine Schustersfrau um ein Paar Schuhe. Nachdem er sie nämlich anprobiert hatte, wollte er sich, ohne zu zahlen, aus dem Staube machen, aber die Frau schrie hinter ihm her: „Ihr Leute, helft, haltet den Dieb!" Als man ihn fassen wollte, machte er sich mit den

Digitized by Google

Worten los: „Laßt mich gehen; es gilt eine Wette zwischen uns, wer am schnellsten laufen kann gewinnt ein Paar Schuhe umsonst.“ Und so lief er fort.

Auch mit dem Teufel hatte Eulenspiegel selbst zu thun. Dieser gesellte sich einmal zu ihm, als er von Amtswegen mit einem Spieß in der Hand Schulden eintreiben sollte. „Wir wollen Gemeinschaft machen und alles, was wir bekommen können, teilen; du kassierst jetzt Gelder ein, ich gehe auf Hebung verborgener Schätze aus“, also redete der Satanas ihn an. Das letztere leuchtete unsrem Till besonders ein, und er war es zufrieden. Also gingen sie selbander fürbaß. Da hörten sie ein Kind schreien und die Mutter ärgerlich rufen: „Hol' dich der Teufel!“ — „Das ist etwas für dich“, sprach Till zu seinem Genossen. „Ach was!“ erwiderte dieser, „das ist der Mutter doch nicht ernst.“ Nach einer Weile begegneten sie einem Schweinetreiber, dem eine Sau durchging. „Daß dich der Teufel hol'!“ fluchte dieser hinterher. „Hörst du?“ versetzte Till, „das ist wieder etwas für dich! Nimmst du sie jetzt nicht, so sage ich dir die Gemeinschaft auf!“ „Geh!“ versetzte der Satan, „was thu ich mit einer Sau; es ist dem Mann auch nicht ernst, er müßte der Gemeinde den Schaden ersetzen. Ich warte auf Besseres.“ Da dachte Eulenspiegel an die verborgenen Schätze und geduldete sich noch. So gingen sie weiter bis zu des Bauern Hof, von dem Eulenspiegel das Geld eintreiben sollte. Als dieser seiner ansichtig ward, schrie er: „Hol' dich der Teufel!“ — „Hörst du?“ sagte da der Satan, „dem ist ernst; du mußt jetzt mit mir!“ Nun aber drehte der Schalk den Spieß herum: „Nein, vielmehr du mußt mit mir vor Gericht: ich habe dir gesagt, daß ich dir die Gemeinschaft aufsagen will; ich bin Gerichtsbote, du mußt mir folgen!“ Da wich der Teufel von ihm, weil er ihm doch nichts anhaben konnte.

Einmal diente Till einem abergläubischen Bauern als Knecht und fuhr mit ihm ins Holz. Da lief ein Hase quer über den Weg. „O weh!“ rief der Bauer, „das deutet Unglück, laß uns lieber etwas andres thun!“ Eulenspiegel gehorchte, und sie kehrten um. Ein andermal bemerkte Till von fern einen Wolf und machte seinen Herrn darauf aufmerksam. „Ach was!“ brummte der Bauer, „das bedeutet ja Glück.“ Sie fuhren also bis an den Wald, spannten dort aus und ließen das Pferd angebunden stehen, um einstweilen Holz zu fällen. Als sie wieder zu ihrem Gefährt kamen, war der Wolf gerade mit dem Auffressen des Pferdes beschäftigt. „Seht Ihr, Herr!“ rief höhnisch der Schalksknecht, „wie das Glück in Eurem Pferde steckt? Das kommt von Eurem Aberglauben; der Hase von neulich hätte es nicht gefressen. Gehabt Euch wohl, ich liebe die abergläubischen Herren nicht.“ Mit diesen Worten ließ er den Bauer stehen.

Digitized by Google

Zu Paris auf der hohen Schule sagte Eulenspiegel den Doktoren die Meinung, indem er folgende Fragen an sie richtete: „Was ist besser? Zu thun, was man weiß, oder zu lernen, was man nicht weiß? Machen die doctores die Bücher oder umgekehrt?" Da entstand große Meinungsverschiedenheit unter ihnen; endlich entschieden sie sich dafür, es sei besser, zu thun, was man wisse, als zu lernen, was man nicht wisse. Darauf erwiderte Till: „So seid ihr alle große Narren, daß ihr stets lernen wollt, was ihr nicht wißt, keiner aber von euch thut, was er weiß." Damit lachte er den hochgelahrten Herren ins Gesicht.

Viertes Kapitel.

Eulenspiegels Ende.

Schließlich bekam der Schalk, als er älter ward, eine Anwandlung von Reue. Deshalb ging er zum Abte von Marienthal, ihm seine Dienste anzubieten. Dieser bestellte ihn zum Pförtner, indem er ihn warnte, nicht zu viel Volks einzulassen, die doch nur das Kloster arm fräßen: „Kaum den dritten oder vierten darfst du einlassen", so schloß er sein Gebot. Dies befolgte Eulenspiegel so, daß er von allen, die da kamen, mochten sie ins Kloster gehören, oder nicht, immer nur, aber mit Schwierigkeiten, den dritten oder vierten Mann einließ. Darüber ward der Abt ungehalten und sprach: „Ich merke schon, du bist ein Schalk, ich kann dich zum Pförtner nicht gebrauchen; du sollst von nun an die Mönche zählen, die des Nachts zur Mette gehen; aber daß du mir ordentlich aufpassest und keinen übersiehst." Till fand das sehr schwierig, wußte sich aber zu helfen, indem er heimlich einige Staffeln in der Treppe einbrach. Zuerst kam nun gravitätisch der Prior, ein alter frommer Herr; plötzlich fiel er und brach ein Bein. Auf sein Geschrei kamen die andern Brüder, stürzten aber auch einer nach dem andern die Stiege hinunter. Eulenspiegel stand dabei, indem er bei jedem Sturz einen Schnitt in das Kerbholz machte. Dann reichte er es dem Abte mit den Worten: „Hier, hochwürdiger Herr, wollet gütigst die Einschnitte nachzählen!" Der aber jagte ihn mit Verwünschungen aus dem Hause. So kam er gen Mölln, wo er von einer tödlichen Krankheit befallen ward. Er wollte einer alten Nonne beichten, mischte aber in sein Sündenbekenntnis so viel Possenspiel, daß sie sich vor seiner Reue segnete. Danach kam ein Geistlicher zu ihm, ihn Beichte zu hören. Er vermutete viel Geld bei ihm und wollte es sich und der Kirche zuwenden. Eulenspiegel füllte insgeheim ein Gefäß mit Erde und Gerümpel und bedeckte

Digitized by Google

es oben mit Münzen, diesmal mit Recht, denn der Pfaffe war habgierig und nur die Goldgier nicht der Wunsch, einen Reuigen zur Buße zu leiten, hatte ihn zu dem Kranken geführt. Bald darauf starb Eulenspiegel, wie er gelebt hatte, als Schalk.

In seinem Testamente vermachte er ein Drittel seines Vermögens seinen Freunden, das andre dem Rat zu Mölln und ein Teil der Kirche, doch mit dem Gebot, ihn in geweihter Erde zu bestatten, für seine Seele zu beten und dann nach vier Wochen den Inhalt einer verschlossenen Kiste, in der sein Gut sich befinde, redlich zu teilen. So geschah's. Wie aber ärgerten sich die Erben, als sie später in dem geöffneten Kasten nichts als Steine fanden! Sie sahen einander mißtrauisch an, und jeder meinte, der andre habe heimlich den Inhalt geplündert und nachher Steine eingefüllt.

Bei der Vigilie gab es auch eine sehr unliebsame Störung. Ein Schwein mit seinen Jungen verlief sich in die Spitalskirche und rieb sich an der Bahre, so daß die Leiche herabfiel. Als man das Tier vertreiben wollte, verübte es, überall herumlaufend, viel Unfug. Man legte den Toten wieder auf die Bahre; doch dabei kam der Körper verkehrt, daher auf den Bauch zu liegen. Erst auf dem Kirchhof merkte man das, ließ ihn aber lachend in der Stellung, weil er ja doch allzeit im Leben ein verkehrter Mensch gewesen sei. Und daß er ein absonderlicher Narr war, darauf schienen noch andre Vorkommnisse bei seiner Beerdigung hinzudeuten; als man den Leichnam einsenkte, riß das Seil, so daß er in der Gruft aufrecht auf seine Beine zu stehen kam. Man ließ ihn denn auch stehen, sintemal er auch im Tode noch etwas Besonderes haben müsse. Auf seinem Grabstein gewahrt man eine Eule eingehauen, die einen Spiegel in den Klauen hält, und darauf liest man folgende Inschrift:

„Diesen Stein soll niemand erhaben:
Hier steht Eulenspiegel begraben.
Anno Domini MCCCL. Jahr.

Digitized by Google

Der Graf im Pflug.

Erstes Kapitel.

In Metz, der altberühmten Hauptstadt von Lothringen, lebte vormals, wie die Sage erzählt, der edle Graf Alexander. Er hatte Geld und Gut von seinen Vätern ererbt, war weise im Rat und tapfer zur That, wie alle seine Vorfahren, und allgemein beliebt und gepriesen um seines freundlichen, liebreichen Wesens willen bei alt und jung, hoch und nieder. Als nun Herr Alexander ein junges schönes Weib, die Tochter eines benachbarten Edelmannes, in seine Burg als Hausfrau einführte, meinte er, sowohl als alle, die ihn kannten, seine Wünsche seien sämtlich erfüllt und sein Glück unerreichbar.

Das edle Ehepaar war und blieb einander in inniger Liebe zugethan; manches Jahr verfloß ihnen in ungestörtem Frieden. Indessen kam allmählich eine Zeit heran, in der Frau Anna mit Sorgen bemerkte, daß ihres Eheherrn Angesicht nicht mehr heiter und unbesorgt in die Welt schaute wie sonst. Er zog nicht hinaus in Wald und Feld des edlen Weidwerks zu pflegen, er saß zu Hause oft stundenlang in Grübeln und Sinnen verloren, und wenn Frau Anna ihn fragte, was ihm fehle, stand er nicht Rede. Sie grämte sich darob und suchte alles mögliche hervor, seine üble Laune zu zerstreuen, aber umsonst.

Einstmals, als er wieder am Erkerfenster seinen trüben Gedanken nachhing, trat sie abermals zu ihn, legte schmeichelnd die Arme um seinen Hals und bat ihn, ihr zu sagen, was ihm den heiteren Sinn geraubt habe.

„Bist du in Unmut um meinetwillen", setzte sie hinzu, „so laß mich wissen, was ich dir angethan habe, damit ich sehe, wie ich dem Übel abhelfe."

„Du trägst keine Schuld, mein trautes Weib", erwiderte Herr Alexander; „schon längst möchte ich dir mitteilen, was mich ängstigt, aber ich scheute mich, dich zu betrüben. Und doch, du bist ja mein tapferes, treues

Digitized by Google

Weib; du wirst mich ziehen lassen, wenn ich dir sage, mich treibt mein Gewissen, am Grabe unsers Erlösers im Gelobten Lande zu beten, und ich finde nicht Ruhe, bis ich gleich vielen meines Geschlechtes und Standes dahin wallfahrte, wohin mich die innere Stimme ruft. Du wirst nicht weinen und klagen, wenn ich dich allein lasse für kurze Frist."

„Allein, mein Gemahl", wiederholte sie trübe, „allein bin ich nimmer, wenn du gehst. Zwei Gefährten werden mich überall begleiten: die Sorge und die Angst um dich und was für Gefahren deiner warten in dem fremden, den Christen feindlich gesinnten Lande. O, bleibe hier", bat sie flehend, „sieh', wie schön die Heimat, wenn wie jetzt die Sommerlüfte wehen, wenn alles grünt und blüht. Dem Herrn unserm Gott dienen in Ehrfurcht und Treue kannst du auch hier. Oder, wenn es sein muß, wenn du fahren mußt weithin über Meer, dann nimm mich mit dir; ich will mit dir alle Not und Entbehrungen ertragen, nur laß mich nicht zurück in Leid und Gram."

„Du sollst dich nicht grämen", sagte er; „vertraue auf Gott, er wird mich beschützen, ungekränkt kehre ich zu dir zurück. Dann begrüße ich freudig die alte Heimat, mein Herz ist leicht und froh wie voreinst, du eilst mir entgegen mit all deiner Liebe, laß mich gehen, Geliebte, ich kann nicht anders."

Frau Anna schwieg, sie sah wohl, ihre Bitten waren umsonst; allein in der Nacht lag sie weinend und wachend auf ihrem Lager in bangem Zagen um das, was geschehen könne. Allein sollte sie bleiben zum erstenmal, und er — wann würde er wiederkehren?

Unter Thränen schlief sie endlich ein, aber selbst im Traum verfolgten sie die Gedanken.

Es war ihr, als säße sie noch immer im Mondenschein trostlos weinend in ihrer Kammer und klage über ihr bitteres Leid. Und mitten in ihrem tiefen Kummer deuchte es sie, sie höre ein melodisches Klingen und eine Stimme, die also sprach: „Warum zagst du, Menschenkind? Vergänglich ist dein Weh, vergänglich wie dein Leben; ewiger Friede ist nur bei Gott, zu ihm blicke auf! Vertraue und hoffe."

Sie erhob den Kopf, ihre Thränen versiechten — von Strahlen umgeben wie von einer Glorie, stand eine hohe Gestalt vor ihr.

„Bist du ein Engel von Gott gesandt?" fragte sie im Traume.

„Die Menschen auf Erden nennen mich also", redete die Erscheinung. „Wer ich auch sei, ich diene dem Herrn. Thue du auch also, irdisches Weib, folge seinen Geboten, bewahre Liebe und Treue in deinem Herzen, dann kehrt einst dein Gatte zu dir zurück."

„Liebe und Treue sind der Gattin Schmuck", versetzte sie, „sie

Digitized by Google

wanken nicht, sind stark und fest. Gebiete, ich gehorche dem Geheiße des Vaters."

„Wohlan, so wirke und webe ein Kleid für deinen Gemahl; das soll er tragen auf seiner Fahrt. Von schlichtem Linnen muß es sein und weiß wie der reine frische Schnee. Bleibt stark und treu die Liebe dein, so bleibt das Gewand wie Schnee so rein."

Das Traumbild verschwand, Frau Anna erwachte. Es war heller Tag, ihr Gemahl stand vor ihr und sah sie verwundert an.

„Du schliefst so fest", sagte er, „daß mir bangte. Was hast du? Was ist dir Besonderes geschehen?"

Sie erzählte ihm, was sie geträumt, und er war gern bereit, nach des Engels Gebot ein solches Kleid unter der Rüstung zu tragen. Unter allerlei Zurüstungen verging schnell die Zeit, der zur Abreise bestimmte Tag kam heran. Im Hofe warteten Knappen, die dem Herrn eine Strecke das Geleit geben wollten, er selbst nahm Abschied von der weinenden Gattin.

„Bald kehre ich wieder", sagte er sie noch einmal fest umschlingend. „Lebwohl, Geliebte, und denke mein."

„Meine Gebete und Wünsche, meine Liebe und Treue sind einverwoben in das Gewand, das ich dir gab", sprach sie. „Es wird dich behüten in Stunden der Gefahr. Vergiß auch du der Harrenden nicht, der trauernden Gattin in der Heimat. Sieh' an das Kleid, ohne Fehl muß es sein, wie meine Treue licht und rein."

Sie stand auf dem Altan und schaute ihm nach, wie er raschen Schrittes die Straße hinzog; noch einmal wandte er sich grüßend zu ihr, sie winkte mit dem Tuch und folgte ihm mit den Blicken, so lange sie konnte, dann ging sie still in ihr Kämmerlein, schloß die Thür zu und blieb allein.

Die Knappen, die den Herrn geleitet hatten, kehrten wieder heim, mit seinen letzten Grüßen, und die Tage vergingen einförmig langsam. Frau Anna klagte und weinte nicht; sie barg den Gram in ihrem Herzen und waltete sorgsam wie sonst im Hause. Einförmig still vergingen die Tage, zogen Wochen und Monate hin; die Blätter welkten und fielen zur Erde, über die kahlen Felder wehten kalte Winde; der Winter kam und hüllte in weiße Decken, was einst gegrünt und geblüht auf den Fluren. Doch in der Erde heimlich verborgen ruhte die Keime zu neuer Blüte und harrten geduldig der Auferstehung.

Am Erkerfenster, wo er gesessen, stand oft Frau Anna und schaute hinaus. Geschäftige Menschen wanderten hin und wieder in den beschneiten

Digitized by Google

Straßen der Stadt, doch keiner lenkte den Fuß zu ihr, teilnahmlos eilten alle vorüber. „Wo war er, wo weilte der traute Gemahl?“ Der Frühling kehrte wieder mit Sang und Klang, mit Maienblühen und Waldesgrün. Die Nachtigall klagte von der Liebe Leid — —

„Frau Nachtigall zogst doch umher so weit
Und sahst du ihn nicht in der Ferne?“

Umsonst, das Singen und Klingen geht fort; doch vom Gatten weiß keins ihr zu sagen.

Der Sommer erschien mit Blumen und Früchten, der Sommer kam, der Sommer ging, einsam und traurig verstrichen Wochen und Monate, verging ein Jahr um das andre.

„Wo bist du, wo weilst du, mein trauter Gemahl“ Frau Anna saß einsam in ihrem Gemache in gramvollem Sinnen, die Hände müßig im Schoße gefaltet. Die Hoffnung, die sie still im Herzen gehegt, senkte matt und traurig die Flügel hernieder, sie flüsterte nicht mehr von Mut und Geduld und einstigem fröhlichen Wiedersehen. „Wo bist du, wo weilst du mein trauter Gemahl?“ Es kam keine Antwort auf all ihre Fragen.

Ein Diener pochte sacht an ihre Thür und bat um Einlaß. Auf ihren Ruf trat er ein und berichtete zögernd, ein fremder Ritter in seltsamer Tracht begehre sie, die Herrin, zu sprechen.

„Was verlangt er von mir?“ meinte sie verwundert, „ich bin eine einsame, verlassene Frau.“

„Er bringt eine Botschaft aus fernen Landen“, versetzte der Gefragte.

„Aus fernen Landen?“ Frau Anna sprang auf. „Ich will ihn hören, schnell, führe ihn zum Saale.“

Zögernd, mit einem erstaunten Blick auf seine Gebieterin folgte der Alte dem Befehl. Bald stand der Unbekannte im hohen Prunkgemache vor der Herrin des Schlosses, und sie fragte hastig: „Ihr bringt mir Botschaft? Von wem? Wer seid Ihr?“

Der Fremde, ein stattlicher Mann mit dunklem Haar und blitzenden Augen betrachtete lange wie verwundert die Frau in dem schlichten Gewande fast ohne Schmuck. Sie beachtete nicht die Blicke, die auf ihr ruhten; ihre Wangen glühten in freudiger Erwartung: brachte er ihr Kunde von dem fernen Gatten? „Was wollt Ihr hier?“ forschte sie weiter, „wer sendet Euch?“

„Mich sendet niemand, edle Herrin“, sprach sich tief verneigend jetzt der Fremde, „ich kam hierher, um Euch zu sehen. In meiner Heimat im Morgenlande ward mir Kunde von Euch durch einen Mann, er nannte sich Alexander aus Metz . . . .“

Digitized by Google

„Mein Gemahl! mein Gemahl!“ fiel sie jubelnd ein, „er lebt! er sprach zu Euch! Gott sei gelobt.“

„Wohl lebt der Mann, von dem ich rede“, fuhr der Fremde fort, „doch wäre er besser vielleicht gefallen im Sturme der Schlacht als so zu leben. Er ist gefangen, ist Sklave des Sultans, unsres Herrschers und . . .“

„Er lebt!“ rief sie, „was bedarf ich mehr? Gott, der Allgütige, ist meine Hoffnung, ich traue auf ihn, was er thut, ist gut.“

„Täuscht Euch nicht mit vergeblicher Hoffnung“, sprach der Unbekannte. „Ist der Alexander, den ich kenne, Euer Gemahl, so ist er Euch auf immer verloren. Nur der Tod wird seine Bande lösen, denn er ist ein Feind unsres heiligen Glaubens. Beharrt er bei seinem falschen Propheten, schwört er nicht zu Mohammed, so ist er tot, gestorben für alle, die ihn gekannt, gestorben auch für Euch, beachtet meine Worte. Ihr seid frei, edle Frau, dem toten Manne braucht Ihr nicht länger Treue zu halten.“

„Mein Gatte lebt“, wiederholte sie. „Doch wäre er tot und sähe ich ihn hienieden nicht wieder, meine Liebe und Treue sind sein eigen, ich will sie bewahren, bis ich ihn einst finde dort in jener Heimat, wo nicht Trennung, nicht Leid noch Geschrei mehr ist.“

Sie hatte das bleiche Antlitz erhoben, ihre Augen strahlten in leuchtendem Glanze, als sehe sie die Heimat vor sich, von der sie sprach. Ihre Lippen zuckten, sie faltete die Hände wie im Gebet.

„Bei Allah!“ rief der Muselman, „der Giaur sprach wahr! Schön ist die Frau mit den schimmernden Locken, mit den Augen blau wie der Himmel! Und der Thor ging von ihr, ließ sie weinen? Er verdient sein Geschick. Höre mich, Holde, du darfst nicht einsam in diesem Schlosse dein Leben vertrauern um des Mannes willen, der dich verließ. Er liebte dich nicht, ich aber, . . . sieh' mich an, . . . ich Abdallah, der Günstling des Sultans bin reich an Schätzen, Gold und Juwelen. Sklaven sind mir dienstbar in meinen Palästen, und das alles ist dein, Schmuck, Kleinodien, Glanz, Wonne und Herrlichkeit, wenn du willst: Ich trockne deine Thränen, komm, vergiß, was war, werde mein Weib, ziehe mit mir in mein Heimatland. Du weichst zurück? Erschrickt dich mein Ungestüm? Die Sonne bei uns brennt heißer als hier, und glühender rollt uns das Blut in den Adern. Ich kann nicht bergen, was ich empfinde. Ich sehe dich vor mir, holdselig, voll Liebreiz, wie ich es nie geahnt und geträumt, und der Mann, der dich einst sein Weib genannt, ließ dich allein um eitlen Tandes willen? Er ist nicht deiner Klage wert, er ist . . .“

„Still, Herr“, unterbrach sie ihn ruhig und sah ihn an; er schwieg betroffen. „Euch ziemt es nicht, sein Thun zu richten“, fuhr sie fort, „was wißt Ihr von uns und unsrer Pflicht?“

Digitized by Google

„Ich weiß nur von Liebe! von heißer Liebe!“ rief wieder der Fremde. „Du hast mich bezwungen, holdselige Frau. Ich will thun, was du willst, nur werde mein Weib. Gelobst du mir dies, dann, ich schwöre es dir bei Allah und seinem heiligen Propheten, dann sollst du den andern, den du meinst, noch einmal sehen, und gewiß ich finde Mittel, ihn zu befreien aus seiner Knechtschaft. In deiner Hand liegt seine Freiheit, sein Leben, denn lange erträgt er dies Dasein nicht. Bedenke meine Worte; ich kehre in meine Herberge zurück und komme morgen, mir Antwort zu holen. Allah sei mit dir und mit dem, was du thust. Lebewohl.“

Er eilte fort, ehe sie erwidern konnte, was? sie wußte es nicht, sie sann und sann.

Den Geliebten erretten, um solchen Preis? Die Treue ihm brechen um seinetwillen? Sie konnte es nicht, und doch, und doch — wo war ein Ausweg aus dem Labyrinthe von Sorge, Angst und Schmerz?

„Herr Gott, hilf du!“ so betete sie in dunkler Nacht allein in ihrer Kammer, und als der lichte Morgen tagte, da fand sie Hilfe, Trost und Rat. „Du hast mir deine Boten gesandt, Vater da oben“, sprach sie sich erhebend; „ich weiß, was geschehen muß, du segnest mein Thun.“

Als der Fremde kam, trat sie ihm entgegen voll stiller Hoheit, ernst und mild.

Er drang noch einmal mit schmeichelnden Worten in sie, sprach von dem Leben voll Glück und Wonne, das ihrer harre, wenn sie ihm folge, doch sie lächelte nur und sagte ruhig: „Ihr kennt nicht deutscher Frauen Art. Die Treue ist unser Schmuck, unsre höchste Zier, die werfe ich nicht von mir wie ein altes Kleid, die muß ich bewahren bis zum Tode.“

„Bei allen Wonnen des Paradieses!“ rief der Muselman, „der Giaur log nicht. Das weiße Gewand, das kein Staub besudelt, kein Flecken entstellt bei aller Arbeit, Mühsal und Pein, seines Weibes Treue hat es gefeit und . . . .“

„Das weiße Gewand!“ unterbrach sie ihn, „er trägt es noch! — Mein Traumbild sprach wahr! o dann, dann!“ sie vollendete nicht, sie wandte sich ab und winkte dem Fremden zu gehen.

Zögernd blieb er an der Thür stehen und sah nach ihr zurück, die wie verklärt mit seligem Lächeln seiner nicht achtend vor sich nieder blickte. „Lebt wohl!“ rief er endlich, „vergebt dem Fremdling, wenn er in ungewohnter Weise zu Euch sprach. Allah sei mit Euch und möge es fügen, daß der, den Ihr liebt, Euch wiederkehrt. Lebt wohl.“

Er eilte fort nach seiner Herberge und befahl den Knechten, die Abfahrt zu rüsten. Ungeduldig wartend saß er in dem Gemache, oder ging

Digitized by Google

auf und nieder in halblautem Selbstgespräche: „Unser Herrscher, der Sultan wird mich verhöhnen, weil der Anschlag mißlang. Der stolze Sklave wird sein Haupt nicht beugen und ich, ich wollte, ich wüßte ein Mittel, ihn zu befreien, damit das holde liebreizende Weib, dies hehre Wunder, wie ich keines noch sah, nicht einsam und in der Stille klagt."

Während er diese Worte murmelte, hatte sich die Thür geöffnet. Ein Pilger trat herein, in langem, grauem Gewand, den Muschelhut tief in die Stirn gedrückt.

„He, Pilgersmann, woher des Weges?" fragte der Ritter. „Ei, ei, dein Gesicht ist jung und fein wie das eines Knaben, und doch wagst du dich allein in die Welt?"

Mit leiser Stimme berichtete der Eingetretene, er sei müde und matt von beschwerlicher Wanderung, doch dürfe er nicht lange säumen, denn sein Weg sei gar weit. Nur einen Labetrunk wolle er nehmen.

„Thu' mir Bescheid", meinte freundlich der Muselman, „sind wir auch nicht eines Glaubens, Allah erschuf uns alle beide."

Schweigend folgte der Pilger dem Geheiß. Als er sich gestärkt, ergriff er ein Harfenspiel, das neben ihm auf der Holzbank lag. Mit kundiger Hand griff er in die Saiten und sang erst zaghaft, dann frisch und fröhlich wie Lerchengesang ein Dankeslied für den milden Geber. Der Ritter hörte verwundert zu und sagte, als jener geendet hatte: „Deiner Stimme Klang ist süß und lieblich; sag, Freund, wohin führt dich dein Weg? Gern nähme ich dich mit auf meiner Fahrt."

Ein Lächeln überflog des Pilgers Züge, er griff nochmals in die Saiten und sang, wie er wandern wolle zum heiligen Grab, zu beten für seiner Liebsten Heil, doch sein Beutel sei leer, sein Herz drum schwer, denn", schloß er, „wer fährt mich über Meer?"

„Ist das deine Sorge?" lachte der andre. „Hei, junger Geselle, dann sei getrost. Ziehe nur mit mir, unser Weg ist derselbe. Da wird dein Spiel und dein süßer Gesang mir noch manche Stunden verkürzen. Bist du's zufrieden? Topp, schlag ein."

Er hielt seine Hand hin, mit leisem Zaudern legte der Pilger die seine hinein. Der Muselman hielt sie fest.

„Weich ist deine Hand und klein wie die einer Frau", meinte er lächelnd. „Nun, kleiner Spielmann, das paßt wohl zu dir, doch nicht, wenn irgend Gefahren drohen. Doch an meiner Seite bist du gesichert. Und nun, frisch auf, die Knechte rufen, es ist alles bereit, frisch auf zur Fahrt."

Der Mohammedaner und sein Begleiter verließen auf flüchtigen Rossen

Digitized by Google

die Stadt. Sie erreichten glücklich das Ufer des Meeres und schifften sich ein nach dem Gelobten Lande. In Metz aber und besonders im Schlosse des Grafen Alexander war in den nächsten Tagen viel Fragen, Staunen und große Verwirrung. Frau Anna war urplötzlich verschwunden und, wie man auch nach ihr suchte und forschte, es fand sich keine Spur von ihr.

Die Freunde und Verwandten, besonders die Mutter des Grafen kamen herbei, man fragte die Dienerschaft, doch die wußte nicht das Geringste zu sagen, als daß ein Unbekannter aus fernen Landen mit der Herrin geredet habe, und sie tags darauf nicht mehr zu finden war.

„So ist die Elende mit ihm entwichen", sagte die Mutter und alle stimmten ihr bei, zeterten und schrieen über das treulose Weib.

Zweites Kapitel.

Im Morgenlande.

Die Sonne des Gelobten Landes brannte heiß, kein Wölkchen trübte den klaren Himmel, mühsam, im Schweiße ihres Angesichts zogen die unglücklichen Christensklaven über ausgedorrte Felder den Pflug, ächzend und stöhnend unter der Peitsche des Treibers. Ohne Aufenthalt fast vom frühen Morgen bis spät in die Nacht ging die harte Arbeit, Ruhe und Erholung gab es für sie nur im Tode.

An den Feldern vorüber trabten zwei Reiter, der eine in reichem, kostbarem Gewande, der andre im grauen Pilgerkleid.

„Siehst du, Geselle", sprach der Ritter, „das sind Gefangene unsres Sultans, Christensklaven. In ihrer Heimat waren sie einst hohe Herren, jetzt sind sie ärmer als die ärmsten Knechte. Dort ist auch der Giaur in dem weißen Gewande, es leuchtet noch licht und rein wie sonst. Sein Weib hält ihre Treue bis in den Tod."

„Bis in den Tod!" flüsterte der Pilger und blickte hinüber nach den Gefangenen. Unwillkürlich zog er den Zügel an, daß sein Pferd stehen blieb, das Saitenspiel klang in seiner Hand, er spielte leise eine Melodie.

Ächzend zogen die Sklaven vorüber, nur der in dem weißen Kleid hielt ein, als habe ihn ein Zauber berührt. Da traf ihn erbarmungslos die Peitsche des Treibers: „Willst du arbeiten, Christenhund!" Er ballte die Fäuste in ohnmächtigem Grimm und stöhnte auf vor Schmerz und Zorn.

Digitized by Google

Seitwärts auf ihren Rossen hielten die beiden Reiter; das Saitenspiel war dem Pilger entglitten, ein vorübergehender Sklave hatte es aufgehoben und hielt es dem Besitzer hin, der merkte es nicht. Erst als sein Begleiter seinen Arm berührte, fuhr er wie aus einem Traume empor: „Verzeiht", sagte er mit bebender Stimme, „solch Schauspiel ist mir ungewohnt. Es wäre besser, Ihr hättet mich nicht hergeführt; Euer Herrscher wird mich . . . ."

„Laß dich's nicht reuen, mein Freund", versetzte beruhigend der Muselman, „daß du meinem Wunsche folgtest. Der Sultan wird dir nichts anhaben, auch wenn du in deinen Irrtümern beharrst. Du hast mich mit deinen Liedern erfreut, du wirst den König weidlich ergötzen, daß er nicht fragt, wer und was du bist. Doch fort von diesem Orte, der dir das Herz betrübt."

In seinem Palaste, auf weichem, seidenem Ruhebett lehnte der Herrscher und Gebieter des Landes. Liebliche Sklavinnen fächelten ihm Kühlung zu, brachten ihm labenden Trank; er rauchte seine Pfeife und scherzte mit ihnen, dann gähnte er und brummte verdrießlich über die Langeweile des Lebens. „Ein Tag wie der andre, ein Jahr wie alle." Mürrisch erhob er sich endlich vom Lager, winkte den Dienerinnen zurückzubleiben und schritt hinaus in seine Gärten. Die Blumen dufteten, hochragende Palmen strebten stolz zum Himmel empor. Springbrunnen schleuderten ihre Wasser zum Himmel empor, sie blitzten in der Sonne in allen Farben, der Sultan sah das alles seit vielen Jahren und gähnte dazu. Doch plötzlich hob er das Haupt empor:

„Bei Allah!" rief er, „er ist zurück! Her zu mir, Abdallah! wie ist's mit deiner Sendung? Dein Plan ist mißlungen, wie mir scheint, denn des Sklaven Gewand ist weiß wie zuvor."

Von dem Pilger gefolgt kam Abdallah, der Mohammedaner, zu seinem Gebieter. Er neigte sich nach morgenländischer Sitte, bevor er sprach:

„Ich zog, wie Ihr gebotet, hoher Herrscher, weit über Meer und Land, gen Norden. Des Christen Weib habe ich gesehen, mit ihr geredet und that, wie Ihr es wünschtet. Wie mir's gelang, das könnt Ihr ahnen, Ihr seht es an des Sklaven Kleid, es ist noch weiß, sagt Ihr, wie Schnee."

„Ha", lachte höhnisch der Sultan, „ist das deine Kunst? Soll der elende Sklave an dem Pfluge noch ferner meiner lachen und sein Haupt erheben, als sei er noch auf seiner Väter Schloß?"

„Er verlacht Euch nicht, er gab Euch Antwort, Herr, als Ihr nach seinem weißen Gewande fragtet. Er erzählte Euch von seines Weibes Tugend und . . . ."

Digitized by Google

Der Christensklave im weißen Kleide. S. 346.

Digitized by Google

Digitized by Google

„Spare deine Worte", unterbrach ihn der Sultan, „ist's nicht ein Hohn, daß der Christenhund sich besseren Weibes rühmt als ich? Wie ist die Frau, erzähle kurz."

„Sie schmückt sich nicht mit Steinen und Perlen", versetzte der Ritter, „im schlichten Kleid, von schimmernden Locken umwallt wie von lichtem Gold, stand sie vor mir, ernst und mild! O, Herr, sie ist nicht wie andre Frauen, das Christenweib birgt im Herzen Schätze, die kann man nicht kaufen für Gold und Gut; sie läßt sich nicht locken durch schmeichelnde Reden. Sie sagte nur: Ihr kennt nicht unsre Art; Liebe und Treue sind all mein Schmuck, die . . . ."

„Dein Mund ist sehr beredt im Lob", lachte spöttisch der Sultan auf. „Laß gut sein, Freund, und sage mir, wer ist der Gefährte, den du bei dir hast?"

„Ein fremder Pilger, mächtiger Gebieter", sagte der Ritter: „Ich brachte ihn mit, weil sein Sang und Spiel mein Herz erfreute. Gestattet Ihr, daß er ein Lied beginnt?"

Der Sultan nickte; dienende Sklaven brachten eilig bequeme Decken und Sitze für den Herrn. Der Pilger griff alsbald in die Saiten, erst zaghaft, schüchtern, dann lauter und voller, daß es weithin klang und alles lauschte nah und fern. Er sang:

„Von Liebe und Seligkeit,
Von seliger Wonne und Herzeleid.
Von Mannespflicht und Kampfeslust,
Von des Weibes Treue in stiller Brust.
Von Trennungsweh und trüber Zeit,
Vom Frieden nach langer Müh' und Streit,
Vom Wiedersehen in Ewigkeit."

Auf den Feldern draußen bei den Gärten senkten die Treiber lässig die Peitschen, die müden Sklaven standen still; sie hörten alle auf den süßen Ton, der bis zu ihnen herüberdrang. Der Gefangene am Pfluge mit dem weißen Gewand, neigte das Haupt, eine Thräne rann über sein bleiches Angesicht: „O, Gott im Himmel", murmelte er, „sendest du mir ein Zeichen von oben? Die Stimme, die süße Melodie sind mir vertraut."

Der Pilger hatte sein Lied geendet, ingrimmig mahnten die Wärter die saumseligen Knechte an ihre Arbeit, weiter ging das schwere Werk.

Der Sultan erhob sich von seinem Platze. „Sei mir willkommen, fremder Sänger, wer du auch seist", sagte er. „Folge mir zum Palaste und so dir's behagt, laß dir's eine Weile bei mir gefallen, bis du selbst zu scheiden begehrst. Deine Stimme ist schön; mit deinen Liedern scheuchst du

Digitized by Google

mir Sorgen und Grillen fort." Er winkte dem Pilger, ihm zu folgen, und der, von seinem Gefährten geleitet, betrat zaghaft mit scheuem Blick das stolze Königshaus.

Mehrere Wochen waren seitdem vergangen. In seinem Gemache auf den seidenen Kissen ruhte wieder der Sultan, umgeben von seinen Dienern und Dienerinnen. Er fragte nach dem Sänger, den er heute noch nicht gesehen hatte. Da trat er herein mit dem Wanderstab, gerüstet zur Fahrt und sang, als der Herrscher ihn staunend fragte, was das bedeute, wie er nun lange genug gesäumt, wie er wallen müsse zum heiligen Grab und dann zurück in die ferne Heimat, nach der er krank vor Sehnsucht sei.

„Du willst mich verlassen", sprach traurig der Herrscher; „gern hielt ich dich hier, doch, du hast mein Versprechen, ziehe denn hin, da du es verlangst. Doch zuvor sprich, was begehrst du zum Lohn? Du hast mich mit deinen Liedern erfreut, willst du Gold, Juwelen? Was du wünschest, ist dein."

Der Pilger stand am Fenster, er blickte vor sich hin, als sänne er über die Worte nach, die er vernommen hatte, dann erhob er das Haupt, griff in die Saiten und schlug sie mächtig wie in Jubel und Wonne. Er sang von des Fürsten Gnade und Güte, von des armen Wanderers heißem Dank, der weder Geld noch Schätze bedürfe. Nur eine Gabe erbitte er sich, gering und klein, doch für ihn, genug, „laß", schloß er, „einen der Christen mir frei, daß er des Sängers Gefährte sei."

„Du hast mich überlistet", sagte lächelnd der Sultan; „nun wie dem auch sei, dein Wunsch ist erfüllt. Gehe auf die Felder, suche dir den, der dir am besten gefällt, und dann ziehe hin. Abdallah, der dich hierhergebracht, mag dir den Geleitsbrief und das, was du zur Reise bedarfst, aushändigen. Lebewohl."

Die Sklaven auf den Feldern hielten am andern Morgen verwundert in ihrer Arbeit ein. Die Treiber riefen sie alle zusammen. Von Abdallah begleitet schritt der graue Pilger an der langen Reihe der Gefangenen vorüber.

„Höre mich, Freund", flüsterte der Ritter, „du darfst ja wählen, nimm dir den dort in dem weißen Kleid, den Grafen Alexander. Ich habe dir einst von ihm erzählt und von der Treue seines Weibes. Um ihretwillen mache ihn frei. Und siehst du sie einst in ihrer Heimat, dann sage ihr, Abdallah, der Mohammedaner, habe gethan, was er vermochte, damit der Gatte, dem sie Treue gehalten, ihr wiederkehre."

Schweigend drückte der Pilger des Ritters Hand. „Ich will es thun", sagte er endlich, „wo ist der Mann? Doch was wird aus den andern?" fuhr er leise fort, „ich kann sie nicht retten, wehe den Armen!"

Digitized by Google

„Sei nur getrost", meinte Abdallah, „ich weiß, euer Fürst kauft noch manchen frei. Nur für den Grafen Alexander war unserm Herrscher kein Preis hoch genug. Er haßte ihn um seines weißen Gewandes."

So redeten die beiden, bis sie endlich vor dem Genannten standen.

„Willst du mit mir gehen?" fragte der Pilger. „Du sollst mich begleiten zum Grabe des Herrn. Dort wollen wir knieen und den Ewigen loben. Dann kehren wir in die Heimat zurück, du in die deine, ich in meine. Willst du?"

„In die Heimat!" der Sklave blickte den Sprecher an, als ob er träume, „in die Heimat gehen!" wiederholte er. „Wer bist du, der also zu mir spricht? Ein Bote Gottes, ein Engel des Herrn?"

„Ich bin ein Menschenkind wie du", versetzte der Pilger. „Frage nicht weiter, gib mir Antwort."

„Du siehst es ja", fiel Abdallah ein. „er ist bereit. He, Treiber, hierher! schließe ihn los auf des Sultans Befehl."

Zu des Pilgers Füßen lag Graf Alexander: „Frei!" jubelte er, „frei! Wer du auch seist, wohin du mich führst, ich folge dir nach und frage nicht, führe mich nach deinem Willen."

„Nur bis übers Meer sollst du mich begleiten", sagte leise der Pilger. „Dann gehe nach deiner Burg zurück, wo dein Weib auf dich wartet."

„Genug der Worte", fiel der Muselman ein, „es ist alles zu eurer Fahrt gerüstet, die Pferde stehen bereit, hier ist der Geleitsbrief des Sultans und noch ein Beutel mit blanken Dublonen, deren ihr zu der Reise bedürft."

Also redend geleitete er den Pilger und den befreiten Sklaven nach dem Orte, wo die Rosse wohl gesattelt und gezäumt hielten. Die Reisegefährten stiegen auf. Noch einmal hielt Abdallah des Pilgers Hand fest in der seinen.

„Lebewohl", sagte er; „ich weiß nicht, wie es kommt, ich habe dich lieb, als seist du mein Bruder. Der Abschied wird mir schwer, indes — Trennung ist der Menschen Los, es muß so sein, lebewohl. Und noch einmal, siehst du die Frau, von der ich sprach, das Weib des Mannes dort, der dich begleitet, sage ihr, sie soll meiner-thörichten Worte nicht gedenken, sondern nur dessen, daß ich um ihretwillen, soviel ich konnte für ihren Gatten gethan. Ich werde ihrer nie vergessen, sie hat mich verwandelt in meinem Sinnen und Denken; ich kann den Glauben nicht mehr verachten, der solche Liebe und Treue gibt, dem solch ein Weib angehört. Er kann nicht falsch, nicht irrig sein."

„So ziehe mit uns nach dem Lande, wo dieser Glaube herrscht", erwiderte der Pilger.

Digitized by Google

„Mit euch ziehen? das kann ich nicht; hier ist meine Heimat, hier muß ich leben und sterben. Geht, geht, gedenkt Abdallahs als eures Freundes."

„Lebewohl!" rief der Pilger sein Pferd antreibend, „wir werden dich segnen immerdar, wir alle, besonders sie, der du mehr Gutes gethan als du ahnst." Seine Stimme zitterte, er winkte grüßend mit der Hand.

Lange stand Abdallah und sah ihnen nach.

„Was war das?" murmelte er; „war ich blind all diese Zeit? Alberner Thor, begreifst du erst jetzt, was eines Weibes Liebe vermag? Beim Himmel, selbst als Sklave war er reicher, dieser Giaur, als der Sultan mit allen seinen Schätzen. In unserm Lande ist kein Weib gleich ihr."

Er wandte sich und schritt gesenkten Hauptes nach dem Königspalast.

Drittes Kapitel.

Wiederkehr.

In Metz im gräflichen Hause war urplötzlich, wie sie verschwunden war, Frau Anna wieder heimgekehrt. Ihre Schwiegermutter empfing sie mit Schelten und Klagen; sie jammerte über ihre Landstreicherei, wie sie sagte, fragte, wo sie gewesen sei, und weinte, daß ihr Sohn nicht wiederkehre, damit er sein Haus reinige. „O, er ist tot, gestorben, verdorben und du, die seinen Namen trägt, bist . . ."

„Nicht weiter", fiel Frau Anna ein, „bald kehrt mein Gemahl, so Gott will, zurück; dann sagt ihm, was Euch gut dünkt, ich steh' Euch nicht Rede mehr."

„Nicht!" rief die Mutter; „und wenn er nun kommt und fragt, wo du warst dieses ganze lange Jahr, was ist dann deine Antwort? Was kannst du sagen."

„Ich war, wohin Gottes Gebot mich gesandt", versetzte Frau Anna. „Ich that, was ich mußte, ja — seht dort! Wer naht? Er ist's, er tritt zum Thor herein. Wo er mir scheidend zum Gruße gewinkt, blickt er heimkehrend zu mir herüber! o, mein Gemahl, Geliebter! ich komme."

Sie eilte hinaus, sie sank in seine Arme, er hielt sie fest, „mein treues Weib! sieh', mein Gewand ist weiß, wie es war."

Wie im Sturme verbreitete sich die Nachricht von der Heimkehr des Grafen, Freunde, Bekannte und Verwandte eilten herbei, ihn zu begrüßen,

Digitized by Google

er saß wieder in ihrer Mitte, seines Weibes Hand in der seinen und erzählte von seiner Fahrt nach dem Gelobten Lande, von seiner harten Gefangenschaft bei dem Sultan, von seiner Befreiung durch den Pilger.

„Er zog mit mir", schloß er, „und erst in der Heimat nur wenige Tagereisen von Metz entfernt, da trennte er sich von mir und ging in sein Kloster, wie er sagte, zurück. Oft spielte und sang er auf unsrer Fahrt und seltsam war es, seine Lieder, seine Stimme gemahnten mich immer an dich, mein teures Weib. O wie hast du dich wohl gebangt und gesorgt um mich in Liebe und Treue."

„Treue", fiel seine Mutter ein, „glaubst du Thor dem weißen Gewand, das sie dir listig angelegt? So frage sie doch, wo sie gewesen ist ein ganzes Jahr, denn hier war sie nicht. Du siehst mich staunend an, ja, ja, dem Himmel da oben sei es geklagt, dies Weib, das dir rein wie ein Engel scheint, lief über ein Jahr, Gott weiß wo, umher. Du zweifelst an der Wahrheit meiner Worte? Frage doch alle deine Freunde, schau in ihr eignes Angesicht, und dann sprich: Mutter, du lügst."

Der Graf sah umher, rings blickten die Gäste auf die zitternde Frau und ein dumpfes Gemurmel erhob sich unter ihnen: „Frage sie selbst."

Frau Anna erhob sich, bald bleich, bald rot: „O zweifle nicht! ich war dir treu auch fern von hier."

„Wo warst du?" rief er bebend vor Zorn. „Wehe dir, Weib, wenn du mich nur mit täuschenden Worten umgarntest. Wenn das weiße Kleid nur Trug und List... Rede!" schrie er und zückte das Schwert. Erschrocken eilten seine Freunde herzu, selbst die Mutter mahnte ihn, sich zu beruhigen. Als der allgemeine Tumult und Lärm sich legte, war Frau Anna aus dem Gemache entwichen.

Während man noch nach ihr fragte und forschte, ertönten vor der Thür melodische Klänge, die sich zur süßen Melodie gestalteten.

„Der Sänger, der mich erlöste, ist hier", rief der Graf. „Das ist seine Weise, herein, mein Bruder. Wer weiß, vielleicht bringst du mir wieder Frieden und Trost. Sei willkommen!"

Im grauen Gewande trat der Pilger ein, den Muschelhut tief in die Stirn gedrückt, das Saitenspiel hielt er in der Hand und sagte leise: „Ich komme zu dir, wie du gewünscht, dein treues, geduldiges Weib zu sehen. Doch du scheinst voll Harm, mein Freund, sag' an, was ist geschehen? Wo ist die, von der du sprachst?"

„Mein treues Weib", wiederholte der Graf, „sie ist nicht hier, sie ist..." er stockte — der Pilger hatte das Haupt erhoben und sah ihn an — mit einem Griff riß ihm Alexander den Mantel von den Schultern,

Digitized by Google

er schleuderte den Hut weit fort in das Gemach und von den Strahlen der scheidenden Sonne beleuchtet, schön im Glanze der schimmernden Locken, mit den blauen Augen voll Liebe und Treue stand Frau Anna vor dem erstaunten Gemahl.

„Mein Weib! du selbst!" Er sank vor ihr nieder in stummer Bitte, und sie beugte sich zu ihm: „Erkennst du mich endlich? Ja, ich war der Pilger. Sieh' hier das Stück von dem weißen Kleid, du gabst es mir, als ich dich vor Metz verließ; sieh' den Geleitsbrief des Sultans, den ich verwahrte; mein Herr und Gemahl, nun weißt du, wo ich war, daß ich treu dir blieb auch fern von hier."

„Mein Weib, mein Weib!" sprach er noch einmal und barg sein Haupt in ihr Gewand.

Still standen die Gäste alle umher, doch die Mutter kam bittend: „Vergib auch mir. Ich konnte um den Sohn nur jammern und weinen, du aber hast alles um ihn gewagt. Ich that dir weh mit bitteren Worten, ich schmähte dich." . . . „Es ist vergessen", fiel ihr Frau Anna freundlich ins Wort. „Weinet nicht, Mutter, steh' auf, mein Gemahl, was ich gethan, war Gottes Gebot. Ich bin nur ein Weib, zaghaft und schwach, doch habe ich Glauben, Hoffnung und Liebe." Sie lehnte sich an ihren Gemahl, der sie fest umschlang.

„O, danket dem Herrn, der das vollbracht,
Der Zagenden half mit seiner Macht.
Es schwanden die Jahre voller Leid.
Die Liebe siegte, aus finsterer Nacht
Erhebt sich das Glück, wie der Tag erwacht
Aus dämmerndem Dunkel zu sonniger Pracht.
Preist Gottes Güte und Herrlichkeit."

Der Himmel strahlte in rosiger Glut, verklärt von Liebe und Glückseligkeit ruhte Frau Anna an des Gatten Brust, die Gäste schlichen still hinweg, und wie von Geisterhänden berührt, erklangen leise die Saiten der Harfe.

F. W.

Digitized by Google

Fortunatus und seine Söhne.

Erstes Kapitel.

Fortunats Jugend und erste Abenteuer.

In Famagusta auf der Insel Cypern lebte einst ein reicher edler Bürger, Namens Theodor, der nur den einen Fehler hatte, daß er sehr verschwenderisch war. Für sein Vergnügen opferte er sein ganzes Vermögen. Deshalb dachten seine Freunde, wenn er sich vermähle, würde er wohl haushälterischer werden. Es fand sich auch gar bald in Nikosia, am Hofe des Königs eine edle Jungfrau, Namens Gratiana, die dem liebenswürdigen Theodor die Hand reichte. Anfänglich schien es, als ob das eheliche Glück die leichtsinnigen Sitten desselben gebessert hätte, allein es dauerte nicht lange, so verfiel er wieder in seine alten Fehler, hielt sich viele Rosse und Knechte und fuhr zu Turnieren und Banketten. Auf diese Weise verpraßte er Hab und Gut, bis er zuletzt in die größte Dürftigkeit geriet. Knechte und Mägde verließen das Haus, weil sie keinen Lohn mehr erhielten, und schließlich mußte die edle Gratiana selber kochen. Gott hatte ihre Ehe mit einem prächtigen Jungen gesegnet, den der Vater aber auch nur in höfischen Sitten und ritterlichen Künsten erzogen hatte. Bereits ging er ins 18. Jahr, aber nützliche Kenntnisse, wie Lesen und Schreiben, hatte er nicht erlernt.

Einst saßen sie zu dreien bei ihrem kärglichen Mahle, als Theodor beim Anblick seines Sohnes anfing tief aufzuseufzen. Erstaunt fragte ihn Fortunatus — so hieß der Knabe — nach dem Grunde. Betrübt gestand ihm der Vater ein, daß ihm die Sorge um seine Zukunft das Herz verzehre. Der Sohn tröstete ihn, er möge seinetwegen unbekümmert sein, er sei jung und stark und werde schon durch die Welt kommen. Damit nahm er sein Federspiel und ging hinaus an das Meeresgestade. Dort lag gerade eine venezianische Galeere vor Anker, die von Jerusalem gekommen war. Darauf befand sich ein Graf von Flandern, dem zwei Knechte gestorben

Digitized by Google

waren. Soeben lichtete man die Anker, und es kam Fortunat in den Sinn, sich dem Grafen als Diener anzubieten. Schnell führte er den Gedanken aus, und der Graf fand auch soviel Gefallen an seinem Wesen, daß er ihn in seine Dienste nahm. Ohne von seinen Eltern Abschied zu nehmen, folgte er seinem neuen Herrn nach Venedig.

In der prächtigen Lagunenstadt hielten sie sich nicht so lange auf, als Fortunat gerne gewünscht hätte; denn es zog den jungen Grafen in seine Heimat, wo er sich mit einer schönen Fürstin, der Tochter des Herzogs von Kleve, zu vermählen gedachte. Für sie kaufte er Kleinodien und prächtige Gewänder in Venedig ein, wobei ihm Fortunat sehr dienlich war; denn niemand außer demselben war der welschen Sprache kundig. Deshalb zeichnete ihn der Graf auch vor allen seinen andern Dienern aus und schenkte ihm ein stolzes Roß. Darob waren ihm seine Kameraden falsch, wie sie ihn denn überhaupt als einen Welschen haßten. Vergebens sannen sie indes nach, wie sie sich seiner auf eine gute Manier entledigen könnten. So kam man in die Heimat, wo die Hochzeit mit viel Gepränge gefeiert ward. Auch hier schwang sich Fortunat gar bald zu seiner Kameraden Verdruß zum auserwählten Liebling aller auf. Nun ward einst unter andrer Kurzweil auch ein Ringelstechen für die Knappen veranstaltet und dafür ein Preis von 200 Kronen ausgesetzt. Die Kämpfer wurden in zwei Partieen verteilt, von denen einerseits ein Brabanter, anderseits Fortunat Sieger blieb. Das verdroß die neidischen Diener abermals und sie bestimmten den Brabanter, seinen Preis im Zweikampf mit Fortunat zu wagen. Den Herren gefiel der Vorschlag auch gar wohl, und so ritten die beiden Sieger gegeneinander auf den Plan. Da wollte es denn das Glück, daß Fortunat, obwohl er noch keine große Übung hatte, seinen Gegner aus dem Sattel hob. Nun war der Ärger der falschen Kameraden noch größer. Einer unter ihnen, Namens Rupert, vermaß sich, den verhaßten Fortunat aus dem Wege zu schaffen, wenn er nur zehn Kronen hätte. Da legten seine Gefährten zusammen und liehen ihm sogar fünfzehn. Von nun an suchte sich der hinterlistige Rupert Fortunats Vertrauen zu erwerben. Er wußte ihm so gut zu schmeicheln und versicherte ihn stets so treuherzig seiner Freundschaft, daß der Arglose sich täuschen ließ. Indes machten aber die andern Diener ihre Glossen, weil sie nicht begriffen, wie Rupert sein Versprechen erfüllen wolle. Da, eines Abends, als dessen Barschaft verzehrt war, schlich er sich in Fortunats Kammer, unter dem Vorwand, er habe ihm ein wichtiges Geheimnis zu entdecken. Er habe von dem Kanzler gehört, der Graf wolle ihn, seinen teuren Gefährten, aus Eifersucht, weil dessen junge Gemahlin soviel Gefallen an ihm finde, unschädlich machen, d. h. aus dem Wege schaffen. Als dies Fortunat hörte, fing er an zu zittern und bat seinen vermeintlichen Freund um einen

Digitized by Google

guten Rat. Dieser riet ihm zu schleuniger Flucht, that dabei auch sehr betrübt, vergoß heuchlerische Krokodilsthränen und wünschte ihm alles Glück auf den Weg. So verließ Fortunat in aller Frühe heimlich seinen Herrn, kaufte sich unterwegs ein andres Pferd, um dem Grafen seins zurückzuschicken. Dieser aber war aufs höchste über seinen Weggang befremdet, doch wollte ihm niemand den Grund sagen.

Fortunat setzte seine Reise eiligst fort nach Calais, wo er ein Schiff nach England bestieg. In London traf er zwei junge Landsleute aus Cypern, die das Vermögen, das sie aus verkauften Waren gelöst, verpraßten. Von ihnen ließ sich Fortunat verführen, und bald war auch sein Geld verthan. So mußte er sich wieder dazu bequemen, einen Dienst anzunehmen. Er fand auch einen solchen bei einem reichen Kaufherrn aus Venedig, Namens Geronimo Roberto, dem er beim Verladen seiner Schiffe behilflich war.

Dieser hatte einen Freund, der in Turin in Gefangenschaft schmachtete. Nun traf es sich, daß ein leichtfertiger Florentiner, Namens Andreas, der auch die Bekanntschaft Robertos zu London gemacht hatte, auf seinen abenteuerlichen Reisen zu jenem Gefangenen nach Turin kam. Da bat ihn dieser, sich doch bei Roberto für ihn zu verwenden, daß er ihn auslöse, er wolle es ihm dreifach ersetzen. Andreas richtete seine Botschaft aus, und Roberto erklärte sich bereit, wenn des Gefangenen Freunde oder der Hof in England, in dessen Auftrag er damals die Reise gemacht, die nötige Bürgschaft gewährten.

Die Freunde des Gefangenen wollten jedoch nicht viel von seinem Elend wissen. Deshalb ging Andreas an den Hof. Hier erfuhr er denn u. a., daß der König von England, der seine Schwester an den Herzog von Burgund zu vermählen gedenke, demselben noch die Brautkleinodien schulde; dieselben habe er einem frommen Edelmann zu London zur Aufbewahrung anvertraut. Diese Entdeckung reizte den liederlichen und habgierigen Andreas. Sofort ging er zu dem Manne, gab sich für einen Goldschmied aus, der auch im Besitze solcher Kleinodien sei, von denen er dem König verkaufen wolle. Der Edelmann glaubte ihm und ließ ihn die Edelsteine besehen. „Ei!“ versetzte Andreas, „sie sind wohl recht kostbar, doch wenn Ihr mich morgen im Hause des Geronimo Roberto besuchen wollt, zeige ich Euch deren noch feinere!“ Das war der Edelmann zufrieden und versprach ihm zu kommen. Nun ging Andreas zu Roberto und sprach: „Gnädiger Herr, ich habe den Mann gefunden, der für Euren Freund Bürgschaft leistet; aber thut mir den Gefallen und sprecht mit ihm morgen bei der Tafel in Gegenwart Eures Weibes nicht davon; die Sache soll geheim bleiben!“ Roberto versprach's, und nach der Mahlzeit beredete Andreas den Gast, ihm in seine Kammer zu folgen und seine Kleinodien zu

Digitized by Google

sehen. Dort angekommen, öffnete er eine große Truhe und während sich der Edelmann darüber bückte, erstach er ihn von hinten. Dann zog er ihm Gürtel und Siegelring aus und ging damit zu der Frau des Gemordeten, damit sie ihm die bewußten Kleinodien aushändige. Die ahnungslose Frau, als sie die beiden Wahrzeichen sah, erklärte sich auch bereit, konnte jedoch weder Schlüssel noch Kasten finden. Das war dem Schurken Andreas sehr fatal, denn trotz allen Nachsuchens mußte er unverrichteter Sache in Robertos Wohnung zurückkehren. Dort war inzwischen große Aufregung; denn das Blut des gemordeten Edelmanns war aus der Kammer gedrungen, und man hatte die Leiche gefunden. „Was hast du gethan, du Mörder?“ schrie man ihm entgegen. Der Bösewicht wußte sich zu fassen und erwiderte scheinbar ruhig: „Der Spitzbube wollte mich erwürgen, weil er Schätze bei mir vermutete, doch ich bin ihm zuvorgekommen. Macht keinen Lärm! Wir werfen seinen Leichnam in den Brunnen, und niemand darf etwas von seinem Verschwinden verraten.“ So that er, machte sich aber dann eiligst aus dem Staube. Überall wechselte er sein Aussehen, hielt sich nirgends lange aus Furcht vor Häschern auf und kam so nach Alexandria, wo er sogar der Sicherheit wegen seinen Glauben abschwur.

Fortunat, der von dem allen nichts ahnte, kam seiner Gewohnheit gemäß desselbigen Abends in seines Herrn Robertos Haus zurück, wo er jedoch alles in großer Verstörung fand. Auf sein Nachfragen log ihm die Haushälterin etwas vom Tode eines lieben Freundes vor, und so erfuhr er nichts. Inzwischen wartete die Frau des gemordeten Edelmanns vergebens auf die Rückkehr ihres Gatten. Als er immer nicht kam, ließ sie bei Hofe anfragen, ob man ihn mit einer Mission betraut habe. Darüber wunderte man sich dort sehr und schöpfte Verdacht, er möchte mit den Kleinodien durchgegangen sein. Sofort ließ der König Hausuntersuchung vornehmen, und man fand sie nicht.

Nun ließ er weiter nach dem letzten Verbleib des verschwundenen Edelmanns forschen und hörte von Andreas' Einladung in Robertos Haus. Da beschloß er letzteren mitsamt seinem Gesinde zu verhaften und das geschah. Unter den Gefangenen befand sich auch Fortunat. Er und alle andern gaben bei dem Verhör an, sie wüßten nichts. Dies genügte aber den Richtern nicht, sondern sie ließen strenge Hausuntersuchung vornehmen, indes umsonst. Schon wollten sie sich nach vergeblichem Bemühen entfernen, als plötzlich einer ein Windlicht in die Tiefe des Brunnens hielt, und man zur aller Entsetzen den Fuß eines Leichnams herausragen sah. Sofort ward der Ermordete zu Tage gefördert und der schon verweste Körper vor Robertos Haus gelegt. Dies brachte in der Bevölkerung eine große Aufregung hervor.

Digitized by Google

Alles ſchrie: „Rache an den Welſchen!“ Übel wäre es einem Italiener ergangen, hätte er ſich jetzt auf der Straße gezeigt. Roberto ward auf die Folter geſpannt und geſtand, was er wußte, ebenſo die übrigen, nur Fortunat konnte nichts bekennen. Dem König war das Mißlichſte, daß die Kleinodien nicht entdeckt wurden. Deshalb befahl er, alle, Herrn und Diener, aufzuhängen. Der grauſame Befehl ward ausgeführt: alle baumelten am Galgen, nur der Koch und Fortunat waren noch übrig. Als der Koch an die Reihe kam, ſchrie er wiederholt, Fortunat ſei unſchuldig. Der König glaubte es gern, ließ ihn frei, riet ihm aber, ſich ſchleunigſt aus dem Lande zu entfernen. Dies ließ ſich der Unſchuldige nicht zweimal ſagen und floh. Wo aber waren die Kleinodien? Die wurden durch einen ſeltſamen Zufall von der Witwe des gemordeten Edelmanns, als ſie die Bettſtelle ihres Mannes verrückte, ſpäter gefunden und dem Könige ausgeliefert.

Zweites Kapitel.

Fortunas Glücksſäckel.

Fortunat, glücklich, dem Galgen entronnen zu ſein, war die Themſe hinuntergeſchifft und hatte die Küſte von Frankreich erreicht. Hier durchwanderte er, vergebens ſich um einen Dienſt bemühend, die ganze Pikardie, bis er endlich in der Bretagne in einen dichten Wald kam. Zur Nachtzeit fand er daſelbſt Obdach in einer alten Glashütte, in der aber keine Menſchenſeele zu ſehen war. Am andern Tage ging es ihm bei ſeiner Wanderung quer durch den Wald nicht beſſer, bis er erſchöpft an einem Brunnen niederſank. Kaum hatte er ſich gierig daraus etwas Erquickung geſogen, als er ein Raſcheln und verdächtiges Brummen vernahm. Kein Zweifel, es nahte ein Bär. Da galt es kein langes Beſinnen, raſch kletterte Fortunat in einen breitäſtigen Baum. Von dort gewahrte er ein ſeltſames Schauſpiel. Es kamen allerhand wilde Tiere, die ſich an dem Brunnen um einen Trunk balgten. Auf einmal ſchnupperte ein Bär ſeine Fährte und begann den Baum hinanzuklimmen. Fortunat flüchtete ſich zwar in den Wipfel, doch das Tier kletterte ihm nach. Gefaßt erwartete er es mit gezücktem Degen und verſetzte ihm mehrere Stiche in den Kopf. Meiſter Petz ward darüber ſo wütend, daß er mit ſeinen Vordertatzen weit zum Schlage ausholte. Dabei verlor er den Halt und ſtürzte mit Gekrach den Baum hinunter. Entſetzt flohen darüber die andern Tiere davon. Fortunat, den es ſchläferte, der aber bangte, auch zu fallen, kletterte wieder herunter und durch-

Digitized by Google

stach den Bären, der noch halbbetäubt am Boden lag. Dann sog er ihm das warme Blut aus der Wunde, worauf er ermattet neben ihm einschlief.

Als er am frühen Morgen erwachte, sah er eine reizende Frauengestalt vor sich stehen.

Beglückt, endlich einmal wieder ein menschliches Wesen zu schauen, — denn dafür hielt er die Erscheinung — redete er sie folgendermaßen an: „Gott sei Dank! daß ich dich erblicke, du holde Jungfrau! du kannst mir gewiß aus diesem undurchdringlichen Walde helfen, in dem ich jetzt schon den dritten Tag ohne Speise herumwandle.“ Hierauf erzählte er ihr seine Abenteuer. Die Jungfrau forschte ihn nach seiner Heimat aus sowie nach seinem Begehr. „Wisse Fortunat“, fuhr sie fort, „ich bin Fortuna, die Göttin des Glücks; ich vermag sechs Tugenden zu verleihen: Weisheit, Reichtum, Stärke, Gesundheit, Schönheit und langes Leben. Wähle dir davon eine, die dir am besten gefällt.“ Fortunat bedachte sich nicht lange, er wählte Reichtum. Da reichte ihm die Göttin einen Säckel, in dem er stets Geld finden werde, wie sie sagte; der Segen würde ihm und seinen Kindern verbleiben, so lange sie lebten. Erfreut erwiderte Fortunat hierauf: „O tugendsame Jungfrau, wie soll ich dir für eine so große Wohlthat meine Dankbarkeit beweisen?“ — „Indem du“, versetzte Fortuna, „alle Jahre an diesem Gedenktage ein armes Mädchen mit 400 Goldstücken zur Hochzeit ausstattest.“ — „Das will ich gern thun“, versprach er hocherfreut; „aber nun sage mir noch, wie ich aus diesem wilden Walde komme!“ — „Die Irrfahrt hierher war dein Glück“, sprach die Göttin, „nicht leicht findet ein Sterblicher zu mir den Weg; „doch nun gehe hier geradeaus, ohne dich nach mir umzusehen, so wirst du bald ins Freie kommen.“

Fortunat that so und erreichte am Waldesende eine Herberge. Dort angekommen griff er in seinem Glückssäckel und holte zehn blanke Goldstücke heraus. Dies gefiel ihm gar wohl; denn so konnte er seinen Hunger nach Herzenslust stillen. Zwei Tage stärkte sich Fortunat bei dem Wirte und kaufte ihm noch zum Abschied einen Reiterharnisch ab, damit er in dieser Ausrüstung eher zu Diensten käme. Dann wanderte er ins nächste Städtchen, wo auf einem Schlosse ein Waldgraf wohnte, dem die Obhut des Forstes anvertraut war. Hier erkundigte er sich bei einem Wirte, wo man gute Rosse zu kaufen bekäme. Dieser erwiderte: „Gestern war ein Kaufmann mit 15 hübschen Pferden hier, für die ihm unser Graf 300 Kronen geben wollte; doch er verlangte 320.“ Da that Fortunat, als er in seiner Kammer war, mehrere Griffe in seinen Glückssäckel, bis er 600 Kronen hatte. Dann erkundigte er sich nach dem Kaufmann, mit dem Begehr, dessen Rosse zu sehen, er wolle sie kaufen. Der Wirt lächelte spöttisch, indem er Fortunat von Kopf bis zu Fuß musterte; denn der Fremde

Digitized by Google

Das Geschenk der Fee. S. 358.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA.

Digitized by Google

sah seinem Aufzug nach nicht gerade aus, als ob er ein reicher Mann wäre. Doch er bestand darauf und kaufte just die drei Rosse, die der Graf so gern gehabt hätte. Hierauf ließ er sich vom Sattler das nötige Rüstzeug verschaffen und gab dem erstaunten Wirte den Auftrag, ihm für zwei tüchtige reisige Knechte zu sorgen.

Indessen erfuhr der Graf, wer ihm die guten Rosse weggefischt; denn er hätte sie am Ende doch noch um der lumpigen 20 Kronen willen erstanden, weil er sie zu seiner Brautfahrt zum Herzog von Aragonien nötig gehabt hätte. Zornig ließ er sich deshalb bei dem Wirte nach Fortunat erkundigen. Der Wirt erzählte dem Boten, er habe dem Fremden gar nicht im Ernste zugetraut, daß er auch nur einen Esel bezahlen könne, geschweige drei so hübsche Rosse, er habe gar armselig ausgesehen. Dies erhöhte nur noch den Grimm des Grafen.

„So ist er also noch nicht einmal ein Edelmann", rief er wütend aus, „dann hat er das Geld gewiß gestohlen oder gar den Besitzer ermordet. Man ergreife ihn und bringe ihn hierher!" Dies geschah, und Fortunat ward auf die Folter gespannt, er sollte gestehen, woher er das Geld habe. In seinen Schmerzen besann er sich auf eine glaubwürdige Ausrede. Er gab vor, einen Geldbeutel mit 610 Kronen gefunden zu haben. „Her mit dem Beutel!" herrschte ihn der Graf an. Da erschrak Fortunat, weil er mit dem Glückssäckel seinen ganzen Reichtum eingebüßt hätte; er besann sich aber rasch und sprach: „Den Beutel warf ich, nachdem ich seinen Inhalt in den meinen gethan, in ein vorüberfließendes Wasser." Hierauf versetzte der Graf: „Ei, du Schalk, so wolltest du mir entziehen, was mein gehört? Wisse, daß mir dein Leib und Gut verfallen ist; denn was sich im Walde findet, gehört mir zu eigen." „Herr", erwiderte Fortunat, „ich wußte von diesem Eurem Rechte nichts und freute mich des glücklichen Fundes." — „Es war deine Pflicht, dich nach des Landes Brauch zu erkundigen", schrie ihn der Graf an. „Darum nehme ich heute dein Gut und morgen dein Blut." Wie sehr bereute jetzt Fortunat, von den sechs Glücksgaben nicht lieber Weisheit statt Reichtum gewählt zu haben. Flehentlich bat er um sein Leben, doch nur ungern schenkte es ihm der Graf, weil er üble Nachrede befürchtete. Wohl ließ er sich endlich erweichen, nahm ihm aber die Rosse und alles Geld bis auf ein paar Kronen zur Zehrung. Dann ließ er ihn laufen unter der Bedingung, nie wieder in die Gegend zu kommen.

Fortunat war froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, seinen Glückssäckel hatte er ja gerettet. Doch lange wagte er nicht hineinzugreifen, aus Besorgnis, man möchte ihn beobachten. So gelangte er mit geringer Zehrung an eine große bretagnische Stadt am Meere, Andegavis

Digitized by Google

genannt, wo viel Volks zur Hochzeitsfeier der Königin versammelt war. Dies reizte Fortunat sehr, obwohl er auch an sein Schicksal beim Waldgrafen dachte. Er kaufte sich zwei schöne Rosse und mietete sich einen Knecht, um die Turniere mitzumachen. Man sandte der Königin festlich geschmückte Schiffe zum Empfang entgegen, und lauter Jubel erscholl, als ihr erlauchter Gemahl ihr die Hand reichte. Nun begannen glänzende Festlichkeiten, die sechs Wochen währten. Fortunat nahm an denselben teil, doch der Wirt, bei dem er abgestiegen, bangte für sein Geld. Deshalb redete er ihn eines Tages also an: „Mein lieber Herr, ich kenne Euch nicht, seid so gut und bezahlt mich alle Tage!“ Da lachte Fortunat und sagte: „Wenn's weiter nichts ist, Ihr sollt um Euer Geld nicht kommen; hier nehmt einstweilen 100 Kronen. Wenn aber meine Rechnung mehr beträgt, so weist mir es nur nach!“ Der Wirt griff erstaunt mit beiden Händen zu, und von nun wußte er gar nicht genug Kratzfüße zu machen. Auch wies er ihm ein besseres Zimmer an und setzte ihn zu oberst an der Tafel. Nach dem Gasthof kamen nun auch allerhand unterhaltende Leute, Ritter und Künstler und andre. Da klagte einstmals ein verarmter Edelmann, daß es ihm nach mancherlei Reisen nunmehr an Mitteln zur Heimkehr fehle. „Halt“, dachte Fortunat, „das wäre ein Mann, der dich durch die Welt führen könnte; denn reisen möchte ich gern.“ Er ließ ihn deshalb zu sich kommen und versprach ihm hohen Lohn, wenn er ihn durch die Länder geleiten wolle, die er selbst bereist habe. Anfangs schützte der Edelmann Heimweh nach den Seinigen vor; als ihm aber Fortunat verhieß, ihn später nach Hibernien, seinem Vaterlande, zu begleiten und seine Familie reich zu machen, willigte er ein. „Aber Ihr braucht viel bares Geld“, schloß er. „Macht Euch darum keine Sorgen!“ versetzte lächelnd Fortunat, „daran soll's nicht fehlen. Hier nehmt 200 Kronen und kauft zwei hübsche Pferde; dann dingt einen Knecht und spart das Geld nicht; ich will Euch stets genügend damit versorgen.“ Leopold — so hieß der Edelmann — war wohl zufrieden und rüstete sich aus. Ebenso that Fortunat, doch mietete er nicht mehr als zwei Knechte und einen Burschen. Nun berieten sie sich, in welcher Ordnung sie die Welt sehen wollten. Zuerst wollten sie das heilige römische Reich kennen lernen. Sie ritten daher zunächst gen Nürnberg, von da nach Donauwörth und Augsburg, Nördlingen und Ulm; dann weiter gen Kostnitz, Basel, Straßburg, Mainz und Köln. Überall lebten sie zu sechs wie vornehme Herren. Von Köln zogen sie nach Brügge in Flandern und von da übers Meer nach London; dann gen Edinburg in Schottland. Jetzt waren sie auch auf dem Wege nach Hibernien (das ist Irland). Als sie in die Heimat Leopolds kamen, nach Valdrec, da war große Freude in dessen Hause. Manches hatte sich verändert; seine heran-

Digitized by Google

gewachſenen Kinder hatten ſich verheiratet. Fortunat hielt ſein Verſprechen, er ſtattete die Familie reichlich aus; doch ſein Wandertrieb zog ihn weiter. Nun lag in der Nähe eine große Merkwürdigkeit, St. Patrizius' Fegfeuer genannt, eine tiefe wunderbare Grotte bei einer Abtei unweit der Stadt Vernic. Dieſe wollte Fortunat beſuchen und lud ſich bei dem Abte zu Gaſte, nachdem er ihm zuvor ein Faß des köſtlichſten Weines geſchickt. Während des Mahles, bei dem die größte Munterkeit herrſchte, erkundigte ſich Fortunat nach der Entſtehung der Grotte und ihrem merkwürdigen Namen. „Das will ich Euch gern erklären", verſetzte der Abt. „Seht, hier iſt vor vielen 100 Jahren einmal eine Wüſte geweſen, die oft von einem frommen Einſiedler auf längere Zeit beſucht ward, damit er dort in der Stille ſeine Bußübungen abhalten könnte. Eines Tages entdeckte er eine tiefe Höhle, in die er hineinging, ſich aber in den Kreuz- und Quergängen ſo verlief, daß er nicht wieder den Ausweg fand. Inbrünſtig um Rettung flehend, vernahm er auf einmal aus der Tiefe ein klägliches Geſchrei. Er ging dem Lärm nach, ſah ſeitwärts Licht und fand endlich den Ausgang. Aus Dankbarkeit erbaute er an dieſer Stelle ein Kloſter. „Aber" — fiel Fortunat ein — „wie verhielt ſich's denn mit dem Jammergeſchrei?" — „Ja!" erwiderte der Abt, „dem iſt noch niemand auf die Spur gekommen." — „Dann will ich einmal mein Glück probieren", rief Fortunat, „es wäre ja feig, wollte ich es nicht verſuchen." Der Abt warnte ihn, ſich nicht zuweit hinein zu wagen; doch er beſtand auf ſeinem Vorſatz. Natürlich wollte Leopold ſeinen Herrn nicht im Stiche laſſen. Nachdem ſie ſich alſo am folgenden Tage durch den Empfang der heiligen Sakramente würdig vorbereitet, traten ſie die gruſelige Wanderung in die finſtere Höhle an, deren Eingang gleich hinter dem Altare der Kloſterkirche war. Sie tappten einen ganzen Tag lang im Finſtern umher, bis ſie ſich endlich hungrig und müde niederließen. Verzweifelt gaben ſie ſich verloren.

Am andern Morgen öffneten die Mönche die Thür und riefen laut in die Höhle hinein, doch niemand antwortete. Dies wiederholten ſie noch ein paar Tage, bis ſie an der Rettung der Eingetretenen verzweifelten und deren traurigen Untergang beklagten. Endlich fiel ihnen ein alter Mann ein, der einmal ſeiner Zeit die Höhle mit Schnüren abgemeſſen hatte. Sie verſprachen ihm 100 Nobel (Goldſtücke), wenn er die Verlorenen wieder ans Tageslicht bringe. Er ſuchte und fand ſie ohnmächtig, faſt dem Tode nahe. Es gelang ihm, ſie mit Wein und Brot ins Leben zurückzurufen. Mit Mühe und Not an des Alten Rockſchößen angeklammert und mit Hilfe ſeines Ariadnefadens fanden ſie ſich wieder glücklich aus dem Labyrinth heraus. Darüber war der Abt ſehr froh; denn wenn ſich die Mär von dieſem Unglücksfall verbreitet hätte, wäre es für den Beſuch ſeines

Digitized by Google

Klosters sehr nachteilig gewesen. Niemand aber war froher als Fortunat selbst, und wiederum sprach er bei sich selbst: „Hätte ich mir doch statt Reichtum Weisheit erwählt!“

Nun setzten sie ihr Wanderleben wieder fort, schifften über den Kanal nach Frankreich, Spanien, Italien bis Neapel, Rom und Venedig. Dort hörten sie, daß der griechische Kaiser, weil er schon bejahrt sei, seinen Sohn zu Konstantinopel zum Kaiser krönen lassen wolle. Die Venezianer richteten eine Galeere zu, um dem neuen Herrscher mit ihren Glückwünschen kostbare Kleinodien zu senden; auf dieser mietete sich auch Fortunat mit seinen Begleitern ein. In Konstantinopel hatten sie wegen des Zudrangs von Fremden große Not, Herberge zu bekommen. Sie fanden endlich eine, aber es war keine gute; namentlich schien der Wirt ein Halunke. Fortunat war zwar, da er ihm mißtraute, sehr auf seiner Hut und schloß immer, wenn er ausging, sorgfältig seine Kammer ab, doch der Wirt wußte sich einen besonderen Zugang zu verschaffen, indem er aus der Wand ein Brett loslöste. Schon längst war es ihm aufgefallen, woher die Fremden soviel Geld nähmen, und er benutzte ihre Abwesenheit, gründlich in ihrer Kammer nachzusuchen; allein er fand nichts. „Es ist nicht anders möglich“, murmelte er bei sich, „als daß sie ihr Geld auf dem Leibe tragen; ich muß nachts, wenn sie schlafen, die Sache untersuchen.“ Um sicher zu sein, beobachtete er Fortunat genau beim Bezahlen. Da merkte er, wie dieser das Geld unter dem Tische aus seinem Säckel holte. Dazu kam, daß Fortunat ihn nach einem armen Mädchen befragte, das er mit 400 Goldstücken aussteuern wolle; denn der bewußte Jahrestag nahte heran. „Holla!“ dachte der Wirt, „das Geld kannst du dir auch verdienen.“ In der darauffolgenden Nacht, als seine Gäste alle im tiefsten Schlafe lagen, schlich sich der Spitzbube sachte in die Kammer, durchstöberte ihre Kleider, plünderte ihre Geldbeutel und kam so auch zu Fortunatus' Glückssäckel. Da dieser aber leer schien, warf er ihn ärgerlich unters Bett, öffnete Thür und Fenster, als sei eingebrochen worden und machte sich aus dem Staube. Als die Schläfer erwachten, fanden sie zu ihrem Erstaunen alles offen. Wie aber erschraken sie, als sie sahen, daß all ihre Habe gestohlen war! Fortunat stand wie vom Blitz getroffen, sein Glückssäckel war fort, es war ihm, als müsse ihn der Schlag rühren, ohnmächtig sank er zu Boden. Es dauerte lange, bis man ihn wieder zum Bewußtsein brachte. Der Wirt, der auf den Lärm hinzugekommen war, stellte sich natürlich sehr unschuldig. Fortunat jammerte nur nach seinem Säckel, denn es sei ein wertvoller Wechsel darin gewesen. „So sucht doch einmal gründlich nach!“ sagte endlich der Wirt, „sollte sich der nicht am Ende wieder finden?“ Er half selbst eifrig, schaute endlich unters Bett und rief: „Da liegt ein leeres

Digitized by Google

Lederſäckel!“ — „Her damit!“ rief haſtig Fortunat, und griff danach, o Glück! es war ſein Wunderbeutel. „Wenn er nur nicht durch das Abſchneiden ſeine geheime Kraft verloren hat“, ſo dachte er ängſtlich bei ſich und konnte kaum die Zeit erwarten, ihn zu erproben. Der Schrecken hatte ihm aber ſo zugeſetzt, daß er den ganzen Tag das Bett hüten mußte und in heftigem Fieber lag. In ſeinen Fieberphantaſieen rief er immer: „Ach! warum habe ich nicht Weisheit ſtatt Reichtum erwählt?“ Umſonſt verſuchte ihn Leopold zu tröſten, ſie hätten ja noch Roſſe und Koſtbarkeiten genug; auch glaubte er, Fortunat beſäße in der Heimat Güter. Erſt allmählich fand Fortunat ſeine Ruhe wieder, beſonders nachdem er die alte Wunderkraft des Glücksſäckels aufs neue erprobt hatte. Er ließ in der Kirche Gott zu Ehren Stiftungen machen und Dankhymnen anſtimmen. Dann aber dachte er daran, ein armes Mädchen auszuſtatten. Der Wirt hatte ihm eines Schreiners Tochter ausfindig gemacht, die ein junger Nachbar innig liebte, aber um ihrer Armut willen nicht heiraten durfte. Anfangs war der Vater der Jungfrau mißtrauiſch, er fragte, was denn der Fremde von ſeiner Tochter wolle, er möge zu ihm kommen, wenn er es redlich meine. Den Wirt verdroß dieſe Grobheit; doch Fortunat gefiel dies gerade gut. Und ſo erſchien er eines Tages in der Familie wie ein Engel und machte ein glückliches Paar. Den Wirt ließ aber ſeine Habgier nicht ruhen; er wollte nochmals einen Verſuch machen. Weil ſeine Gäſte jetzt immer bei brennenden Kerzen ſchliefen, ſo hatte er dieſelben inwendig ſo hergeſtellt, d. h. Löcher gebohrt und mit Waſſer gefüllt, aber von außen mit Wachs verklebt, daß ſie nach zwei Stunden verlöſchen mußten. Außerdem ſetzte er ihnen Wein vor, den er mit einem ſtarken Schlaftrunk gemiſcht hatte.

Der Gewohnheit gemäß hatten ſich Fortunat und ſeine Leute bei brennenden Lichtern zu Bette gelegt, jeder mit einem blanken Schwert an der Seite. Der Wirt ſtand auf der Lauer. Kaum waren die Nachtlichter verloſchen, ſo ſchlüpfte er herein und kam zunächſt an Leopolds Bett. Dieſer aber ward wach und fuhr raſch mit ſeinem Schwerte um ſich. Obwohl ſich der Wirt duckte, bekam er doch einen ſchweren Streich in den Hals, ſo daß er lautlos umſank. „Wer hat hier die Kerzen ausgelöſcht?“ rief der aus dem Schlaf Erweckte wütend, ſo daß alle erwachten. Niemand wollte es gethan haben. Da hieß Leopold Licht anzünden und an der Thür Wache halten, denn es ſei ein Dieb im Zimmer. Alsbald ward es helle im Gemach, man fand des Wirtes Leichnam in ſeinem Blute ſchwimmen. „O weh!“ rief Fortunat, „was haſt du gethan, Leopold? Das wird uns als Fremden übel bekommen; niemand vor Gericht wird an des Wirtes Schuld glauben.“ — „So müſſen wir“, verſetzte Leopold, „den Leichnam ſpurlos verſchwinden laſſen; hinter der Herberge iſt ein tiefer Ziehbrunnen; da

Digitized by Google

wollen wir ihn hineinwerfen." Gesagt, gethan. „Und nun", riet Leopold weiter, „laßt uns alle unbefangen und wohlgemut thun, damit niemand etwas merke und wir unversehens von dannen reiten können." Demgemäß ließen sie sich einen Frühtrunk richten, davon allen Knechten und Mägden zukommen und ritten mit Grüßen an den Wirt, von dem ein jeder glaubte, er schliefe noch, davon an des Sultans Hof. Von da ging es durch die Walachei, durch Kroatien, Dalmatien, Ungarn und Polen, dann gen Dänemark, Schweden und Norwegen; dann wieder durch Deutschland nach Böhmen, von da durch Sachsen, Franken und Schwaben nach Augsburg und Venedig.

Drittes Kapitel.

Fortunat kehrt in die Heimat zurück.

Hier überkam Fortunat das Heimweh, er segelte nach Cypern zurück, reich mit Schätzen beladen, um in Famagusta die zurückgebliebenen Seinigen zu beglücken. Fünfzehn Jahre waren es her, seitdem er, ohne Abschied von den Eltern zu nehmen, die Heimat verlassen. Leider fand er dieselben nicht mehr am Leben; doch wollte er sich in seiner Vaterstadt niederlassen. Deshalb kaufte er ein großes Haus, hielt zahlreiche Dienerschaft und lebte herrlich und in Freuden. Alle Welt wunderte sich, woher er so reich geworden. Auch zur Hebung der Heimatstadt that er viel, baute Kirchen und Paläste, unterstützte reichlich die Armen und dachte ernstlich daran, einen ehrsamen Hausstand zu begründen. Da er noch ein rüstiger Mann und zudem sehr reich war, konnte es gar nicht fehlen, daß er unter den Töchtern des Landes nur zu wählen brauchte. Nun lebte nicht weit von Famagusta ein Graf Nimian, der drei reizende Töchter hatte. Diesem riet der König von Cypern, er solle sich den Fortunat zum Eidam gewinnen; ja, er wolle selbst den Freiwerber machen. Anfänglich mißtraute Nimian, weil er den Freier für einen Verschwender hielt, doch die Fürsprache des Königs belehrte ihn eines Besseren. „Schicke deine Töchter nur zu mir", fuhr der König fort, „und überlasse mir das Weitere!" So wurden des Grafen Töchter an des Königs Hof geschickt und dort in jeder höfischen Sitte unterwiesen. Als es dem Herrscher nun an der Zeit schien, ließ er Fortunat kommen und eröffnete ihm sein Vorhaben, er wolle ihm drei würdige Jungfrauen zur Wahl vorstellen, falls er einverstanden sei. Fortunat willigte ein. So erschienen denn die drei Fräulein, jedes von ihnen so schön und holdselig anzuschauen, daß der Freier staunte. Der

Digitized by Google

König wollte durch Fragen ihre Klugheit auf die Probe stellen. „Sage mir, Gemiana", redete er freundlich die älteste an, „gefällt es dir besser bei meiner Gemahlin oder zu Hause bei Vater und Mutter?" — „Gnädiger Herr!" versetzte sittig die Maid, „es steht mir nicht wohl an, hierauf zu erwidern. Der Wille des Königs, wie der meines Vaters, ist für mich Gesetz." Hierauf wandte sich der König an die zweite Tochter Marsepia: „Sag' du mir die Wahrheit! Wen liebst du mehr, Vater oder Mutter?" — „Darüber steht mir keine Entscheidung zu", erwiderte die Jungfrau, „beide sind mir gleich lieb; sollte ich eins mehr lieben wie das andre, müßte ich mich scheuen, es zu sagen; denn ich genieße von beiden gleiche Liebe." Nun redete der König zu der dritten: „Meine liebe Cassandra, gesetzt der Fall, es wäre ein Hofball, zu dem dir dein Vater die Erlaubnis gäbe, aber nicht deine Mutter, was würdest du thun?" — „Allergnädigster Herr! Zur eignen Wahl", antwortete das Mädchen, „bin ich noch zu jung; wie ich mich aber auch entschiede, müßte ich ja eins von beiden erzürnen." — „Wenn's aber sein müßte", versetzte der König. „Dann", erwiderte Cassandra, „erbäte ich mir Bedenkzeit auf Jahr und Tag, um den Rat kluger Leute anzuhören." Damit beschloß der König die Vorstellung und nahm Fortunat mit sich in sein Zimmer. „Nun, mein Lieber", begann er leutselig, „welche von den dreien gefällt dir am besten?" — „Herr! Die Wahl fällt mir schwer", meinte der Gefragte; „ich möchte mich wohl mit meinem treuen Leopold zuvor beraten". Doch der wich aus, indem er sprach: „Mein lieber Herr, da kann Euch niemand raten, als Ihr selbst; Ihr habt ja auch die Folgen zu tragen." Aber Fortunat drang immer heftiger in ihn, bis Leopold zuletzt sagte: „Wenn Ihr denn nicht anders wollt, so schreibt den Namen, den Ihr meint, auf jene Ecke des Tisches, ich will den meinigen auf die andre setzen!" Das geschah, und siehe da! als sie nachsahen, hatte jeder den gleichen Namen „Cassandra" geschrieben. Darüber war niemand froher als Leopold; denn es hatte ihm gebangt, er hätte eine andre wählen können, wie sein Herr. Sofort ward dem König und durch diesen dem Grafen die Entscheidung kund gethan. Nun erfuhr erst Fortunat durch die Thränen der beiden andern, daß die drei Mädchen Schwestern waren. Um sie zu trösten, sandte er ihnen Kostbarkeiten, ebenso den Eltern 1000 Dukaten als Heiratsgut. Die Mutter war anfänglich gar nicht froh über die Entscheidung; denn Cassandra war ihr Liebling, den sie ungern verlor; allein der reiche Schwiegersohn tröstete sie. So lud denn Fortunat König und Königin, Schwiegereltern, Schwägerinnen und die ganze Verwandtschaft zu sich in seinen neuen Palast zur Hochzeit ein. Da ging es überaus glänzend zu; nur wollte es der Gräfin nicht gefallen, daß Fortunat weder Land noch Leute habe. Dafür ward bald Rat ge-

Digitized by Google

schafft; der Schwiegersohn gab 5000 Dukaten Morgengabe zum Ankauf einer Burg. Nun lag unweit das Schloß Lorgano, das alsbald käuflich erworben wurde. Jetzt war alles in bester Stimmung und die Festlichkeiten wollten gar kein Ende nehmen. Auch für seinen alten treuen Leopold sorgte Fortunat aufs beste, indem er ihm ein eignes Heimwesen gab. Dort lebte derselbe noch einige Jahre in glücklicher Zurückgezogenheit.

Fortunats Ehe ward mit zwei prächtigen Knaben gesegnet, denen er die Namen Ampedo und Andolosia gab. Lange Zeit lebte er glücklich mit seiner Gattin Cassandra, bis der alte Wandertrieb wieder erwachte. Zwar hatte er alle christlichen Königreiche durchwandert, doch kannte er noch nicht das Heidenland des Priesters Johannes und die drei Indien Cassandra war sehr betrübt und versuchte ihn durch Bitten und Liebkosungen zurückzuhalten; es bangte ihr besonders vor den grausamen Heiden. Allein Fortunat bestand auf seinem Entschlusse und tröstete seine weinende Gattin mit dem Versprechen baldiger Rückkehr. Er rüstete sich eine Galeere aus, auf der er glücklich zu Alexandria in Ägypten ankam. Da lief alles Volk neugierig im Hafen zusammen, sich nach dem neuen Ankömmlinge zu erkundigen. Fortunat begehrte, vor den Sultan geführt zu werden, um ihm seine mitgebrachten Geschenke zu überreichen. Er schlug im Palaste einen Kredenztisch auf, worauf er seine Kleinodien ausbreitete. Der Sultan bewunderte sie und fragte, im Glauben, Fortunat wolle sie ihm verkaufen, nach ihrem Werte. Dieser aber bot sie ihm, wenn sie seinen Beifall hätten, lächelnd zum Geschenke. Da machte der Sultan große Augen; weil er aber eine entsprechende Gegengabe geben wollte, spendete er ihm 100 Zentner Pfeffer. Darüber erwachte den Neid der übrigen Kaufleute, sie bestachen den Admiral, der nach dem Sultan der höchste war, er solle den Fremden verderben, allein Fortunat, der dies erfuhr, schickte dem Admiral das Doppelte als Andenken, wie er sagte. Das nahm dieser gern an, und die Bemühungen der Neider waren vereitelt, sowohl der Sultan, wie auch der Admiral luden Fortunat zu Gaste. Als nun seine Zeit um war, denn kein Schiff durfte länger als sechs Wochen in Alexandria bleiben, entsandte er seine Galeere reichbeladen in ferne Lande, er selbst wollte sich noch zwei Jahre in der Fremde herumtreiben und sein Schiff dann wieder in Alexandria erwarten; träfe es ihn da nicht, so möge der Kapitän annehmen, er sei gestorben. Darauf ließ er sich vom Admiral mit Geleitsbriefen versehen und reiste durch Persien und durch das Chanat von Chaltei. Von da durchwanderte er die Wüste Indiens und kam in das Land des Priesters Johannes, der über viele Inseln und Gebiete, im ganzen über 72 König-

Digitized by Google

reiche herrschte. Überall spendete Fortunat reiche Geschenke. Endlich kam er nach Calecut, wo der Pfeffer wächst wie kleine grüne Trauben. Da übermannte ihn eine unüberwindliche Sehnsucht nach seiner Gattin und seinen zwei Söhnen. Deshalb trat er die Heimreise an, die ihn über Lamecha, dann zu Kamel durch die Wüste zur heiligen Stadt Jerusalem führte. Noch zwei Monate fehlten bis zum anberaumten Termin nach Alexandria. Dort ward er vom Sultan und Admiral ehrenvoll empfangen, und siehe! da kam auch seine Galeere, reichbeladen mit Schätzen und Briefen von seiner Gattin. Nun ließ ihm das Heimweh keine Ruhe mehr und er beschleunigte die Abreise. Am Abend vorher sollte er noch einmal mit dem Admiral beim Sultan speisen; dann sollte die Galeere Anker lichten. Vor dem Abschiede beschenkte Fortunat, indem er heimlich unter dem Tisch in seinen Glückssäckel griff, reichlich des Sultans Dienerschaft, vor allem den Leibmameluken, was dessen Herrn besonders gefiel. Deshalb nahm er seinen freigebigen Gast beiseite und sprach: „Ihr seid ein wackerer Mann und verdient wohl eine besondere Ehre. Darum will ich Euch noch etwas Besonderes zeigen." Damit führte er ihn in mehrere Gewölbe, worin Kleinodien, Münzen, prächtige Gewänder und dergleichen aufbewahrt waren. Staunend betrachtete Fortunat die Schätze, unter denen er vor allem zwei goldene Leuchter bewunderte. „Nun will ich Euch noch", versetzte der Sultan, „eine ganz besondere Seltenheit in meiner Schlafkammer zeigen." Fortunat war begierig, aber sehr seltsam überrascht, als jener aus einem Kasten ein unscheinbares Filzhütchen hervorholte. „Dies Hütlein", sprach er, „ist die größte Kostbarkeit, die ich besitze." Fortunat konnte das nicht begreifen; denn es sah recht alt und fadenscheinig aus. „Mit diesem Hütlein", fuhr der Sultan fort, „kann ich hingelangen, wohin ich will, ich brauche nur zu wünschen." Da verlangte sein Gast zu wissen, ob es möglich sei, auch ein solches Wunschhütlein zu bekommen, und ob es wohl schwer auf dem Haupte drücke. „Ihr könnt es selbst versuchen", versetzte der Sultan. Und damit drückte er Fortunat den Zauberhut auf den Kopf. „Wie gut würde das Hütchen zu dem Glückssäckel passen!" dachte dieser, „wäre ich doch auf meinem Schiff." Sofort war er dort. Er ließ die Anker lichten; der Sultan aber hatte das Nachsehen. Sobald derselbe sah, daß er geprellt sei, befahl er, dem Dieb seiner Kostbarkeit nachzusetzen; doch die Galeere sauste schon pfeilschnell von dannen. Unverrichteter Sache kehrten die Verfolger zum großen Verdrusse des Sultans zurück; die neidigen Kaufleute aber gönnten dem Herrscher sein Mißgeschick. Dieser gab die Hoffnung noch nicht auf, er schickte eine Gesandtschaft nach Cypern, er wollte im Guten oder durch Verklagen beim dortigen König sein Eigentum wieder

Digitized by Google

erlangen. Inzwischen war Fortunat wohlbehalten zu Hause eingetroffen und jubelnd von den Seinigen empfangen worden.

Zehn Tage später kam Marcholandi, der türkische Botschafter, dort an. Sobald Fortunat von dessen Sendung vernahm, ließ er ihn aufs beste unterbringen, wich ihm aber, als er seinen Auftrag vorbrachte, mit Spitzfindigkeiten aus. „Das Hütlein hätte mich in große Lebensgefahr bringen können", sprach er, „wenn ich mich bei meinem Wunsche, in meiner Galeere sein zu wollen, um ein Haar breit verfehlt hätte; darum will ich es zum Ersatz für die ausgestandene Todesangst behalten." Der Botschafter setzte ihm nun mit allerhand Versprechungen zu, doch Fortunat weigerte sich hartnäckig, das Hütlein herauszugeben. Da ging Marcholandi zum König, richtete aber nichts aus. Er ward mit Ehrenbezeugungen überhäuft und höflich nach Hause bekomplimentiert.

Fortunat lebte nun wieder ganz den Seinigen; besonders viel Sorgfalt verwandte er auf die Erziehung seiner beiden Söhne. Sein jüngster, Andolosia, zeigte namentlich viel Geschick in Ritterspielen. Auch machten ihm sein Glückssäckel und sein Wunschhütlein viel Freude. Allein dies konnte ihn vor Schicksalsschlägen nicht bewahren. Mit heißen Thränen sah er sein geliebtes Weib sterben, und der Kummer setzte ihm so zu, daß auch er in Siechtum verfiel. Was half ihm nun sein Geld? Zu seiner Besserung ward nichts gespart, doch er fühlte sein Ende nahen. Deshalb rief er seine beiden Söhne an sein Sterbelager, teilte ihnen das Geheimnis seiner beiden Glücksgaben mit und gebot ihnen, beide nicht von einander zu trennen; auch empfahl er ihnen, sie sollten die Aussteuer eines armen Mädchens besorgen, jedesmal am Gedächtnistage, wie er Fortuna gelobt hatte. Dann hauchte er seinen Geist aus.

Viertes Kapitel.

Fortunats Söhne.

Andolosia, der jüngste Sohn, studierte nun während des Trauerjahres mit besonderem Fleiße seines Vaters Wandernotizen. Dadurch erwachte in ihm solche Reiselust, daß er seinen Bruder zu bestimmen suchte, mit ihm in alle Lande der Erde zu fahren. Ampedo aber empfand gar keine Lust dazu. „So laß uns", sprach der andre, „unsre Kleinode teilen." — „Mißachtest du", antwortete der ältere, „unsres Vaters Gebot?" — „Was kümmert

Digitized by Google

mich des Toten Wunsch?" erwiderte Andolosia, „ich will mein Leben genießen" — „Wohlan", entgegnete Ampedo, „so nimm den Hut!" Das behagte jenem aber nicht, und sie stritten lange miteinander. Endlich verfiel der Jüngere auf folgenden Ausweg, er wollte zwei Truhen durch die Kraft des Goldsäckels mit Dukaten füllen, auf daß einer sein Leben davon zu zehren habe, und dazu noch zur Kurzweil das Hütlein da lassen. „Gib mir dann", fuhr er fort, „den Säckel auf sechs Jahre, nachher magst du ihn eben so lange behalten."

Dies war Ampedo zufrieden, und Andolosia zog wohlausgerüstet in die weite Welt. Zunächst gelangte er mit seiner starkbemannten Galeere in den Hafen von Aiguesmortes und ritt von da an den Hof des französischen Königs. Dort zeichnete er sich in ritterlichen Spielen vor allen andern aus. Doch er fand viel Falschheit und Untreue und zog deshalb weiter erst zu dem König von Aragonien. Dann bereiste er ganz Hispanien und Portugal und erfuhr überall viel Ehren. Der König von Hispanien schlug ihn sogar zum Ritter und wollte ihn mit einer Grafentochter vermählen; allein sein Wandertrieb führte ihn bald nach England. In London hielt er prächtig Hof, wodurch er die Aufmerksamkeit des Königs erregte, der ihn zu Hofdiensten einlud, was Andolosia auch gern annahm. Nun lebte der Fürst gerade im Kriege mit Schottland, wobei ihm der ritterliche Jüngling vielen trefflichen Beistand leistete. Deshalb zeichnete ihn der König aus und lud ihn oft zur Tafel. Da erblickte denn der gefeierte Held des Königs Tochter Agrippina und entbrannte von heftiger Liebe zu der schönen Jungfrau. Er konnte weder essen, noch trinken, sondern sprach stets seufzend zu sich: „O wenn ich doch von königlichem Geblüte wäre!" Er wußte vorläufig sich nicht anders einzuschmeicheln, als daß er fortfuhr, sich in ritterlichen Thaten hervorzuthun, dem Hofe überaus glänzende Feste zu geben und sich bei Königin und Tochter durch prächtige Geschenke beliebt zu machen. Da bat ihn der König um das Vergnügen, auch einmal persönlich von ihm eingeladen zu werden. Mit Freuden willigte Andolosia ein und richtete ihm zu Ehren ein so kostbares Mahl her, daß sich der König selbst dadurch in Schatten gestellt sah und dachte: „Ich muß dem Verschwender Einhalt gebieten." Aber was thun? Er ließ sich bald darauf wieder zu Gaste bitten. Wie aber die nötigen Vorbereitungen getroffen wurden, mangelte es unversehens an Holz und niemand wollte dem Fremden solches verkaufen. Andolosias Verlegenheit dauerte indes nicht lange. Sofort ließ er von Kaufleuten Zimt, Muskat, Näglein und Sandelholz kaufen und auf dem duftenden Feuer kochten und brodelten die Speisen. Der König konnte sich nicht genug darüber wundern, um so mehr, als Andolosia nach

Digitized by Google

der Mahlzeit, die allen vortrefflich gemundet hatte, auch noch die Diener reichlich beschenkte. Er teilte der Königin seine Verwunderung mit und drückte seine Neugier aus, hinter dies Geheimnis zu kommen. Diese versetzte: „Das kann niemand besser als unsre Tochter; der ist er gar hold.“ — „Nun, so wollen wir es durch sie versuchen“, antwortete der König. Demgemäß ward Agrippina von ihren Eltern unterrichtet. Bald darauf ward Andolosia zu Hofe geladen und mit der schönen Königstochter allein gelassen. Sofort zog ihm diese die Zunge. Sie war so liebreizend und anmutig, daß ihr der Jüngling seine Liebe gestand, indem er ihr alles verhieß, worum sie ihn bitten würde, wenn sie ihn nur wieder liebe. Agrippina versprach ihm das letztere und verlangte nur zu wissen, woher ihm seine unversieglichen Reichtümer stammten. Da offenbarte er ihr das Geheimnis seines Glückssäckels. Die Jungfrau war überfroh und lud ihn zu einem vertraulichen Gespräche in ihrer Kammer auf den Abend ein. Andolosia schwelgte im seligen Vorgefühle erwiderter Liebe, er ahnte nicht, daß inzwischen sein Glückshimmel sich umwölkte. Kaum hatte die Königin von ihrer Tochter erfahren, daß der Thor in die Falle gegangen, so ließ sie der Beschreibung nach einen ganz ähnlichen Säckel von mürbem Leder verfertigen und einen starken Schlaftrunk mischen. Am Abend erschien Andolosia, von den Flügeln der Sehnsucht getragen, und Agrippina trank ihm fleißig zu, so daß er bald die Besinnung verlor. Da riß ihm die verräterische Maid den Wams auseinander, raubte den Wunderbeutel und nähte dafür den falschen an. Dann eilte sie zu ihren Eltern, erprobte die Kraft des Säckels, wollte aber um keinen Preis denselben ausliefern, da sie ihn mit Lebensgefahr erbeutet hatte. Am andern Morgen erwachte Andolosia mit schwerem Kopfe und ärgerte sich nicht wenig, als er von der Oberkämmerin erfuhr, er habe sein Glück verschlafen, „doch“, so tröstete sie ihn beim Hinausführen, „es wird ja der letzte Abend nicht gewesen sein.“

Der König hätte gern auch einen solchen Glückssäckel gehabt wie seine Tochter; denn er meinte, Andolosia müsse deren mehrere besitzen, sonst würde er wohl nicht so thöricht gewesen sein, den einen preiszugeben. Deshalb lud er sich am folgenden Tage wieder bei ihm zu Gaste. Andolosia gab seinem Haushofmeister die geeigneten Aufträge; doch dieser versetzte: „Gnädigster Herr! Ich sehe voraus, daß ich diesmal mit meinem Geldvorrat nicht auskomme.“ Da riß der Gebieter, der ohnedem nicht in guter Laune war, verdrießlich seinen Wams auf, griff in den darunter hängenden Säckel, holte aber zu seiner großen Verwunderung diesmal nichts heraus. Er erschrak und seine Angst steigerte sich, als bei wieder-

Digitized by Google

holten Griffen der Säckel versagte. Jetzt fiel ihm auf einmal heiß die Mahnung seines Vaters ein, er dürfe das Geheimnis desselben nicht verraten. Doch es war zu spät!

Traurig rief er seine Diener zusammen und verabschiedete sie. Sie waren ja alle vorausbezahlt, auch konnte er sie noch beschenken, aber nicht mehr behalten. Sie erschraken, indem sie verwundert fragten, wer ihrem Herrn etwas zu Leids gethan; sie wollten es blutig rächen. Doch Andolosia winkte ihnen ab. Hierauf ließ er sich sein Pferd vorführen und ritt stracks von dannen. Er ruhte nicht eher, als bis er wieder bei seinem Bruder in Cypern ankam.

Der war nicht wenig erschrocken, als er vom Verlust des Säckels hörte. Er machte dem Bruder schwere Vorwürfe, daß er so leichtsinnig sein Glück verscherzt habe. „Hättest du doch dem Gebote unsres Vaters gefolgt", fuhr er fort, „und die Glücksgaben nicht getrennt!" — „Ach!" versetzte Andolosia, „mir ist aller Lebensmut genommen." — Er gebärdete sich so kläglich, daß Ampedo Mitleid mit ihm hatte. „Gib dich zufrieden", beruhigte er ihn, „an Vermögen fehlt es uns nicht, und der Wunschhut bleibt uns ja auch noch." Aber Andolosia war schwer zu trösten; endlich schlug er sogar dem Bruder vor: „Gib mir das Hütlein, dann wollte ich mich wohl anheischig machen, den Säckel wieder zu gewinnen!" Ampedo machte große Augen und versetzte: „Nun merke ich, daß du außer dem Glückssäckel auch noch den Verstand verloren hast. Zur Kurzweil magst du dich des Hütleins bedienen wie ich; aber ausliefern werde ich es dir nicht." Da besann sich der andre ein Weilchen, er fühlte, er müsse die Sache mit List anpacken. „Gut", begann er, „ich will mich dir gern fügen, will deinen Willen thun." Einige Tage später schickte er des Bruders Knechte zur Jagd in den Wald; er selbst wollte ihnen bald nachkommen. Nach einer Weile bat er sich das Hütlein aus, damit er schnell bei ihnen sein könne; jedoch kaum fühlte er es auf seinem Kopfe, so wünschte er sich stracks nach Genua. Dort kaufte er eine Menge Kleinodien, verschwand aber, ohne sie zu bezahlen. Dann machte er es in Florenz und Venedig ebenso, indem er dachte: „Habe ich nur erst meinen Säckel wieder, so will ich sie schon bezahlen." Mit seinen Schätzen wünschte er sich dann weit weg nach London.

Hier errichtete er sich nun eine Bude an jener Straße, auf der Agrippina zur Kirche zu gehen pflegte; er selbst hatte sich durch Aufsetzen einer langen Nase unkenntlich gemacht. Es dauerte auch nicht lange, bis die Prinzessin, gefolgt von ihren Dienerinnen, des Weges kam. Andolosia bestach zwei Kammerzofen mit prächtigen Ringen, indem er sie

Digitized by Google

bestimmte, es bei ihrer Herrin so einzurichten, daß man nach ihm schicke, er habe noch viel kostbarere Kleinodien. Die Dienerinnen thaten so und richtig, Agrippina wurde neugierig und ließ ihn zu sich kommen.

Andolosia breitete nun vor der Prinzessin seine Schätze aus, und sie fing an, mit ihm zu feilschen. Er aber ging nicht herunter von seinem Preise, indem er listig sprach: „Gnädige Fürstin, man sagte mir, Ihr seiet die reichste Königstochter der Welt; darum bin ich zu Euch hierher gereist; sucht Euch, was Euch gefällt, wir werden schon Handels einig werden." Denn er wollte Gelegenheit finden, wie er den Säckel erwische. Es geschah, wie er hoffte. Der vermeintliche Juwelier rechnete ihr allmählich 4000 Kronen zusammen, Agrippina ging in eine Seitenkammer, wo sie den Glückssäckel in einer Truhe verwahrt hielt. Mit diesem am Gürtel kam sie wieder heraus, den Verkäufer auszuzahlen. Als sie anhub zu zählen, umfaßte sie Andolosia mit starken Armen, nachdem er sein Wunschhütlein aufgesetzt, und wünschte sich weit weg in eine Wüste. Kaum gedacht, so befanden sie sich auf einer öden Insel Hiberniens unter einem Apfelbaume. Voll Verwunderung sah die Prinzessin über sich die reifen Äpfel hängen und rief aus: „Was bedeutet das? Wo sind wir denn eigentlich? Willst du mir nicht einen von diesen Äpfeln langen?" Diesen Wunsch wollte ihr Andolosia nicht versagen. Um also besser klettern zu können, legte er ihr arglos den Hut auf den Kopf und klomm den Baum hinan. Da seufzte Agrippina, die jetzt erst merkte, was geschehen war: „Wollte Gott! ich wäre daheim in meiner Kemnate!" Im Nu sauste sie durch die Lüfte und kam wohlbehalten in ihrer Schlafkammer an. Verwundert fragten sie ihre Dienerinnen, wo sie denn mit dem hinterlistigen Juwelier so plötzlich hin verschwunden sei; doch sie wußte keinen rechten Bescheid. Andolosia aber saß im Apfelbaum, nachdem sein Glück und Reichtum entflogen. Er verwünschte sich und sein Geschick und gebärdete sich wie ein Unsinniger. Da war er nun ausgesetzt auf einer, wie es schien, unbewohnten Insel, auf der nur hier und da ein Apfelbaum stand. Und das war noch sein einziger Trost; denn da diese voll rotbäckiger Früchte hingen, brauchte er wenigstens nicht zu verhungern. Erschöpft und hungrig war er am folgenden Tage lange umhergewandert, endlich nahm er einen Stein und warf zwei große Äpfel von einem Baume, die er gierig verschlang. Aber o Schrecken! auf einmal wuchsen ihm zwei große Hörner wie einer Ziege. Voll Verzweiflung rannte er wider die Bäume, um sie sich abzustoßen, indem er beständig ausrief: „O mein Gott! ist denn niemand hier, der mir helfen kann?" Das hörte ein Einsiedler, der wohl schon an die 30 Jahre auf diesem Eiland hauste, ohne einen Menschen gesehen zu

Digitized by Google

haben. Der erbarmte sich seiner, nahm ihn mit in seine Klause, hatte aber nichts für ihn als Obst und Wasser. Dies mundete dem Unglücklichen nicht sonderlich, auch machten ihm seine Hörner viel Kummer. Gegen letztere wußte der Einsiedler sofort Rat, indem er ihm zwei Äpfel von einem andern Baume reichte. Kaum hatte er diese gegessen, so war sein Auswuchs verschwunden. Dies wunderte Andolosia sehr, und er trug Begehr, von dem Baume Äpfel mitzunehmen, der den Hörnerwuchs bewirke. Bereitwillig zeigte ihm der Einsiedler solche, und er brach sich davon, sowie auch von denen, die den Auswuchs wieder beseitigten. Dann ließ er sich den Weg zu der ersten menschlichen Ansiedelung weisen. Von da suchte er wieder nach London zu kommen; doch das war noch weit; denn er befand sich in Hibernien und mußte über Schottland. Als er endlich in Englands Hauptstadt angekommen war, machte er sich ganz unkenntlich, indem er sich ein Auge verkleisterte und eine Perücke aufsetzte. Dann setzte er sich wieder mit einem Krämertischchen auf die Straße, die zur Kirche führte. Dort rief er nun die Vorübergehenden an: „Kauft Äpfel aus Damaskus!“ Wenn aber jemand nach dem Preise fragte, sagte er: „Drei Kronen!“ Das fanden denn natürlich alle zu teuer; es wäre ihm aber auch leid gewesen, wenn sie wirklich jemand gekauft hätte. Nur für die Prinzessin hatte er sie bestimmt, und in der That fielen ihr die Äpfel wegen des hohen Preises auf. „Was ist denn so Besonderes an diesen Äpfeln?“ fragte sie neugierig. Schlau antwortete der Verkäufer: „Gnädige Fürstin! Sie verleihen Schönheit und helle Vernunft!“ Daraufhin kaufte die Königstochter zwei; Andolosia aber packte schnell seinen Kram zusammen, denn er hatte seinen Zweck erreicht.

Kaum war die Prinzessin nach Hause gekommen, so aß sie begierig die beiden Äpfel, sich erwartungsvoll vor dem Spiegel betrachtend. Wie erschrak sie aber, als ihr unter heftigem Kopfweh zwei Hörner wuchsen! Mit aller Gewalt wollte sie sich dieselben entreißen, doch umsonst! Unter lautem Geschrei sank sie wie ohnmächtig zu Boden. Bestürzt eilten ihre Kammerjungfern herbei; als sie aber ihre Herrin so verunstaltet sahen, glaubten sie ein Gespenst zu sehen und liefen weg. Doch bald kamen sie wieder und fragten nach der Ursache ihres Mißgeschicks. Sie wußte jedoch nichts zu sagen, bis ihr auf einmal die fatalen Äpfel einfielen. „O weh mir!“ jammerte sie, „was nützt mich jetzt mein Reichtum, wenn ich so verunstaltet bleibe? Lieber will ich mich in der Themse ertränken!“ Ihre Zofen beruhigten sie endlich, die ärztliche Kunst werde sie ja wohl heilen können, meinten sie. Man schickte also nach den berühmtesten Ärzten, aber keiner wußte Rat. Da begegnete der Botin auch Andolosia, der sich

Digitized by Google

durch ein Scharlachkostüm und ein Barett in einen Doktor verkleidet hatte. Er bot sich der Schaffnerin zur Hilfe an, indem er ihr gar sehr seine Kunst anpries. Hocherfreut nahm diese sein Anerbieten an und erkundigte sich neugierig nach der Ursache des seltsamen Leidens ihrer Herrin. „Das kommt daher", versetzte der vermeintliche Arzt seltsam lächelnd, „wenn jemand an einem andern eine große Bosheit oder Untreue verübt, aber die Schadenfreude darüber nicht öffentlich äußert. Die versteckte Tücke muß einen Ausweg suchen, und es ist noch besser, sie wächst nach außen als nach innen, sonst könnte sie das Herz abstoßen. Doch ich habe schon einmal in Hispanien einen solchen Patienten kuriert — es kostet freilich viel Geld. Über den letzteren Punkt beruhigte die Schaffnerin den falschen Arzt und fragte nach seinem Namen und seiner Wohnung. „Man nennt mich nur den Doktor mit der langen Nase", versetzte Andolosia, „ich bin noch nicht lange hier und wohne im „Schwanen".

Die Schaffnerin richtete der Prinzessin die Botschaft aus und ward von dieser mit Vorwürfen überhäuft, warum sie den Doktor nicht gleich mitgebracht hätte. Eiligst mußte sie wieder zu ihm laufen und ihn unter großen Belohnungen für den Abend bestellen. Andolosia ließ sich nun in der Apotheke einen von den bewußten Äpfeln präparieren und begab sich in der Dunkelheit zur Prinzessin. Diese schämte sich zwar sehr, ihre Mißgestalt zu zeigen, aber sie wollte sie doch um jeden Preis los sein. Nun machte der Wunderdoktor allerlei Hokuspokus, ließ einen Affen schlachten, mit dessen Fett die Hörner salben und gab ihr etwas von dem präparierten Apfel ein. Daraufhin schwanden die Hörner um ein Viertel, und die Prinzessin schöpfte Hoffnung. Sie bat den Doktor, fortzufahren und die Nacht wiederzukommen. Andolosia versprach es und ließ abermals einen halben Apfel zubereiten. Und siehe da! bereits waren die Hörner bis auf einen Stumpf verschwunden. Als Andolosia so seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt sah, dachte er bei sich: „Sie verdient doch, ehe ich sie ganz heile, eine gründliche Lektion und soll mir zu meinem Schaden helfen." Indem kam die Hofmeisterin mit einem Lichte, sich nach dem Befinden der hohen Patientin zu erkundigen. Gerade beugte sich der Doktor über sie, ihren Schlaf zu beobachten. Da entfiel ihm sein Barett und indem er sich danach bückte, bemerkte er das geraubte Wunschhütlein, das unbeachtet, weil niemand seinen Wert kannte, in der Ecke lag. Unter irgend einem Vorwand die Hofmeisterin entfernend, bemächtigte sich Andolosia sofort des Zauberhutes. „Ei!" dachte er bei sich, „am Ende könnte ich auch wieder in Besitz meines Glückssäckels kommen!" Inzwischen erwachte die Prinzessin und empfand lebhafte Freude über die Verkleinerung ihres Auswuchses.

Digitized by Google

Jetzt kam auch wieder die Hofmeisterin herein und flüsterte ihrer Herrin zu: „Nur Geduld! gnädigste Fürstin, noch eine Nacht und Ihr werdet Eure Hörner und damit auch den häßlichen, langnasigen Doktor los!“

Andolosia faßte seinen Plan. „Herrin!“ begann er, „Ihr seht, daß ich meine Kunst verstehe. Nun nennt mir auch, ehe ich vollende, den Preis, den Ihr für Eure Genesung bietet!“ Agrippina war trotz ihres Reichtums karg, mußte aber bis zu 300 Kronen gehen. Zum Zwecke der Auszahlung holte sie ihren Glückssäckel. Während sie noch zählte, setzte sich Andolosia das Wunschhütlein auf, umfaßte sie mit starken Armen und wünschte sich mit ihr in eine menschenleere Wildnis. Dies geschah, und voll Verwunderung rieb sich die Hofmeisterin die Augen. Als sie ihrer Herrschaft den Vorfall erzählte, sagte der König: „Das war sicherlich niemand anders als Andolosia. Hätten wir unsre Tochter wieder!“

Inzwischen hatte sich der vermeintliche Wunderdoktor der entführten Prinzessin zu erkennen gegeben. Diese erschrak gar sehr, besonders als sie sah, daß er mit gezücktem Messer auf sie losging. Doch er schnitt ihr nur den Gürtel vom Leibe, an dem der Säckel hing. Dann machte er der halb ohnmächtigen Agrippina die heftigsten Vorwürfe, daß sie seine Liebe mit Falschheit und Hinterlist vergolten habe. Da jammerte sie und bat ihn um Gnade. „Wohlan!“ versetzte Andolosia, „ich will dir deine Tücke verzeihen und dir nicht lohnen nach Verdienst; aber zum Andenken an deine Bosheit sollst du die Hörnerstümpfe für immer behalten.“ Jetzt erst fielen ihr wieder die Auswüchse ein, und sie verlegte sich abermals aufs Bitten; doch er war taub gegen ihr Flehen. Da bat sie ihn endlich, er möge sie in ein Kloster führen; denn mit den Hörnern wolle sie nicht wieder nach Hause zu ihren Eltern. Andolosia erfüllte ihren Wunsch und brachte sie in ein Nonnenkloster, obwohl sie herzzerbrechend jammerte.

Fünftes Kapitel.

Andolosias Ende.

Andolosias Mut wuchs, und er wünschte sich mit seinem Hütlein weg von einem Ort zum andern. Nachdem er sich in Flandern und Italien recht lustiert, kehrte er zu seinem Bruder zurück. Dieser war wohl hocherfreut über seine Ankunft und die Rettung der Glückskleinodien, als er aber von den ausgestandenen Gefahren vernahm, dankte er für beide.

Digitized by Google

Sobald der König von Cypern von Andolosias Rückkehr hörte, ließ er ihn zu sich kommen und fragte ihn nach dem Verbleib der Tochter des Königs von England. „Ich möchte sie wohl meinem Sohne zur Gemahlin bestimmen", setzte er hinzu. — „Wohl weiß ich von ihr", versetzte Andolosia, „die ist durch Schwarzkunst in ein Nonnenkloster nach Hibernien gekommen; dort habe ich sie selbst noch kürzlich gesehen." — „Wäre es nicht möglich", fiel der König ein, „sie ihren Eltern wieder zu bringen?" — „Euch und Eurem Sohne zuliebe", erwiderte jener, „will ich das Meine thun. In 14 Tagen sendet gen London, dann werdet Ihr die Jungfrau dort finden." Des war der König sehr froh, und der junge Prinz nicht minder. Andolosia wünschte sich abermals auf die Insel Hiberniens, wo die Wunderäpfel wuchsen, versah sich mit beiden Sorten und ging in das bewußte Kloster. Agrippina empfing ihn anfänglich nicht gerade freundlich; erst als er sie versicherte, er wolle sie von ihren Auswüchsen heilen und heimbringen, ward sie wieder froh. Er hielt Wort, erlöste die Prinzessin von ihrer Mißgestalt, und die Äbtissin samt den übrigen Nonnen konnten sich nicht genug über die Schönheit Agrippinens wundern.

Dann brachte sie Andolosia wieder zu ihren Eltern, die eine unbeschreibliche Freude über die doppeltgerettete Tochter empfanden. Bald darauf langte die Botschaft des Königs von Cypern mit dem Werbungsgesuch für seinen Sohn an. Als man von dessen Schönheit hörte, nahm man gern die Freiwerber auf, und unter Segenswünschen gab man ihnen Agrippina mit. In Cypern harrten ihrer ein prächtiger Empfang sowie ein glänzendes Hochzeitsfest. Bei den Festspielen zeichnete sich Andolosia aus, gönnte aber auch einem andern die Ehre. Dieser jedoch lohnte ihm seine Großmut schlecht und verband sich mit einem Grafen von Limosi zu einem bösen Anschlag. Auf dem Heimweg nach Famagusta ward Andolosia mit seinen Dienern hinterlistig überfallen, die Mannschaft niedergemacht und er selbst als Gefangener auf das feste Raubschloß des Grafen von Limosi gebracht. Umsonst bot er den Wächtern großes Lösegeld; sie trauten ihm nicht; das Geheimnis aber mit dem Glückssäckel wollte er vor ihren Augen nicht preisgeben.

Inzwischen verbreitete sich die Kunde von dieser Gewaltthat bis zu dem König von Cypern und Andolosias Bruder; nur von seinem Aufenthalt wußte man nichts Sicheres. Darüber ward Ampedo so bekümmert, daß er in seinem Gram das Zauberhütlein, dem er, nebst dem Glückssäckel, alle Schuld an dem Unglück seines Bruders beimaß, in Stücke zerfetzte und verbrannte. Wie thöricht war das! Dies allein hätte ihm, bei richtigem Gebrauch, zur Befreiung seines Bruders helfen können. Doch er

Digitized by Google

war schon seiner Sinne nicht mehr mächtig; er war vor Bekümmernis krank und siech geworden und starb bald. In Cypern trauerte man um das Mißgeschick der beiden Brüder. Niemand wußte von Andolosias Aufenthalt etwas zu sagen; oder wer es aber wußte, der schwieg wohlweislich. Vor allem that dies der Graf von Limosi. Er verließ oft mit Unschuldsmiene den Hof, seinen Gefangenen zu besuchen, der anfangs keine Ahnung hatte, wer ihm dies Los bereite. Bald sollte er aufgeklärt werden. Der Graf von Limosi forschte ihn aus, befaht ihm zu sagen, woher ihm der große Reichtum käme, sonst würde er in ewiger Gefangenschaft schmachten. Da verfiel der arme Gefangene auf eine Ausrede: er erkläte, zu Famagusto habe er eine tiefe Grube voll unermeßlicher Schätze. Der Graf aber glaubte ihm nicht und ließ ihn auf die Folter spannen. In seinen Schmerzen gestand endlich Andolosia das Geheimnis mit dem Glückssäckel. Da nahm ihm der Graf denselben ab, ließ ihn aber im Kerker. Dann kehrte er zu seinem Mitverschworenen, einem Grafen Theodor, an den Hof zurück und beriet sich mit ihm, was sie mit ihrem Opfer machen wollten. Dieser stimmte für seinen Tod, da er ein Schwarzkünstler sei, durch die Lüfte fahre und sich an ihnen rächen könne; doch der andre meinte, er sei durch die Haft unschädlich. Sie verständigten sich zunächst über die Teilung in den Besitz des Glückssäckels: jeder sollte denselben ein halbes Jahr haben. Zuerst traf den Grafen von Limosi die Reihe, da er der ältere war. Theodor, der noch ein schlimmerer Schurke war, gedachte sich später mit dem Säckel ganz davon zu machen, hätte aber gar gern zuvor den Andolosia ganz beseitigt. Deshalb ließ er sich eine Ermächtigung zu dem Zutritt in dessen Gefängniß geben. Er fand den Gefangenen in einem bejammernswerten Zustande, elend, krank, mit abgefaulten Gliedmaßen. Trotzdem wandelte ihn kein Mitleid an, sondern habgierig verlangte er von ihm einen gleichen Glückssäckel wie den andern. Andolosia erklärte ihm die Unmöglichkeit und bat nur um sein Leben. Doch der grausame Mensch verhöhnte ihn ob seiner vermeintlichen Schwarzkunst, fragte, warum er sich denn nicht selbst befreie; dann wollte er ihn durch einen Henkersknecht erwürgen lassen. Als dieser sich weigerte, beging er selbst den Mord. Hierauf begab er sich zum Grafen von Limosi, ihm den Säckel abzuverlangen, denn das halbe Jahr war jetzt um; zuvor, meinte er, möge er sich daraus noch reichlich versorgen. Aber mit dem Tode seines rechtmäßigen Besitzers hatte der Glückssäckel seine Kraft verloren. Fortunas unselige Gabe versagte ihre Dienste. Indes Theodor glaubte, der andre wolle ihn betrügen und fiel ihn wütend an. Wohl eilte die Dienerschaft auf den Lärm hinzu und trennte die Kämpfenden; doch der

Digitized by Google

Graf von Limosi war bereits zu Tode verwundet. Die Kunde davon kam vor den König und er begehrte den Grund des plötzlichen Zwistes zwischen zwei Vasallen zu wissen, die sich sonst so gut miteinander vertragen. Graf von Limosi lag im Sterben; so ward Graf Theodor, da er sich anfangs weigerte zu gestehen, auf die Folter gespannt und bekannte alles. Der König war über die Unthat so aufgebracht, daß er beide als Mörder zum Tod aufs Rad verurteilte. In gleicher Weise ward Rache an ihrer ganzen Sippschaft und Dienerschaft genommen. Andolosias Leichnam ward aus der Wassergrube, in die man ihn geworfen hatte, herausgenommen, feierlichst bestattet und in Fortunats Domkirche beigesetzt. Ganz Cypern trauerte jetzt um die beiden Brüder, die der Besitz des Reichtums nur unglücklich gemacht. Da sie keine Erben hinterließen, nahm der König Besitz von ihrem Eigentum. In den prächtigen Palast Fortunats zog das junge Königspaar ein, und oft vergoß die schöne Agrippina später bittere Thränen über den unglücklichen Andolosia, der sie so treu geliebt, dem sie aber so übel mitgespielt hatte.

Die Sage von Fortunatus und seinen Söhnen stammt wahrscheinlich aus der Bretagne; ihr Ursprung scheint aber auf eine mythologische Grundlage zurückzugehen; wenigstens erinnern der Glücksäckel und das Wünschhütlein an Attribute des Glück und Reichtum spendenden, sowie durch die Lüfte dahinfahrenden Göttervaters Wodan, mit dem in dieser Beziehung auch der griechische Gott Hermes (Merkur) große Ähnlichkeit hat.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Ende des Buches.

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ➡ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

FEB 08 1989		
AUTO DISC NOV 08 '88		

FORM NO. DD6

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

Digitized by Google

YC 27685

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000314068

GR139
W2
v.3

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google